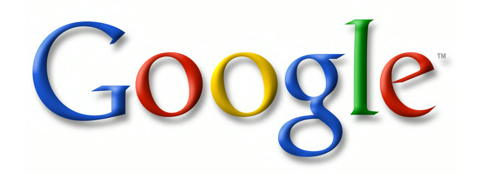
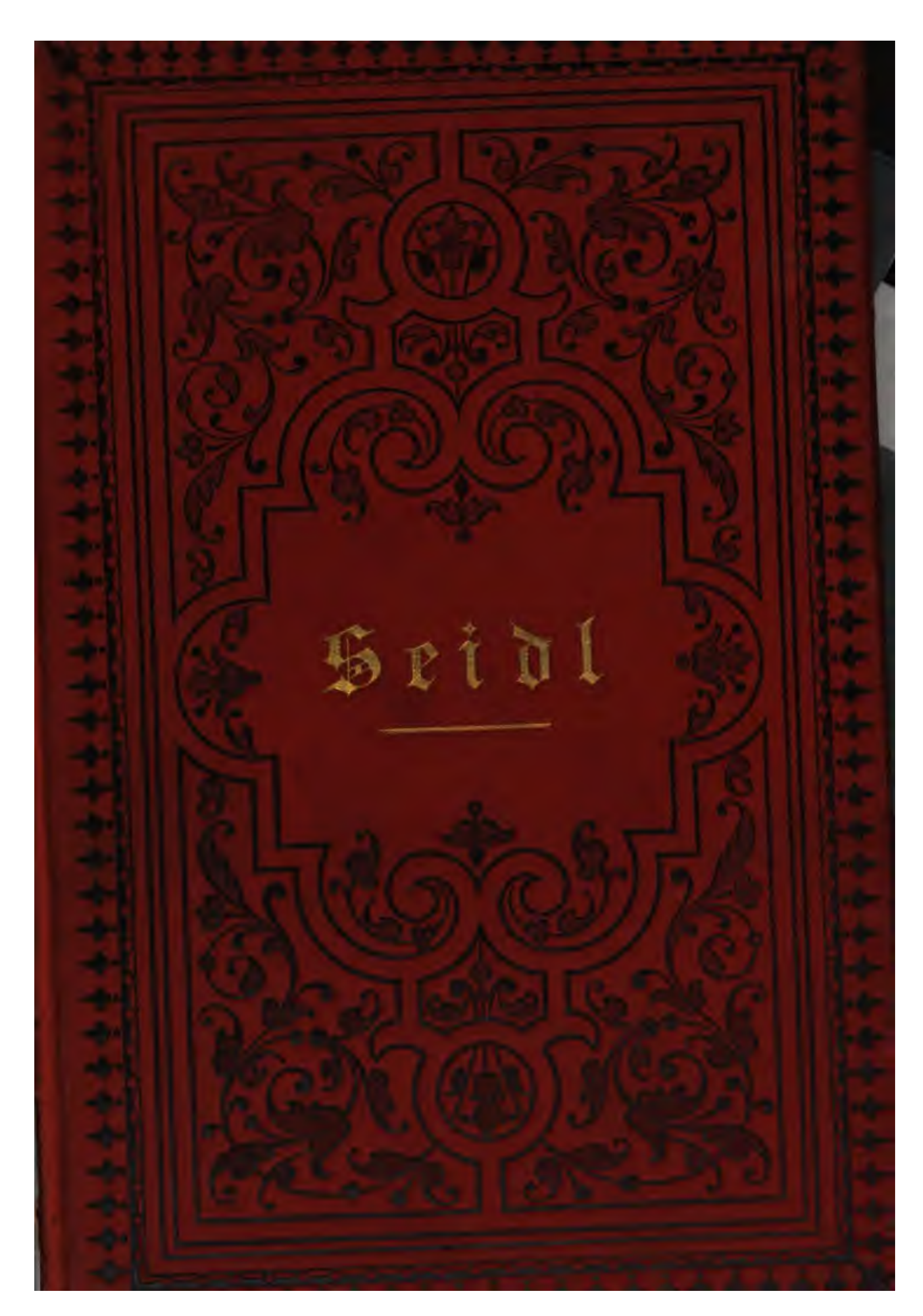
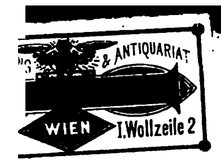
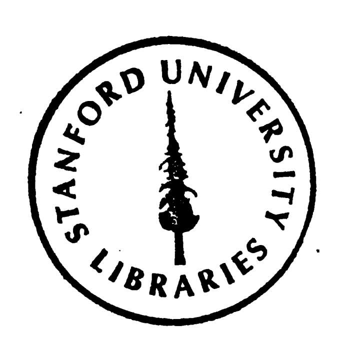
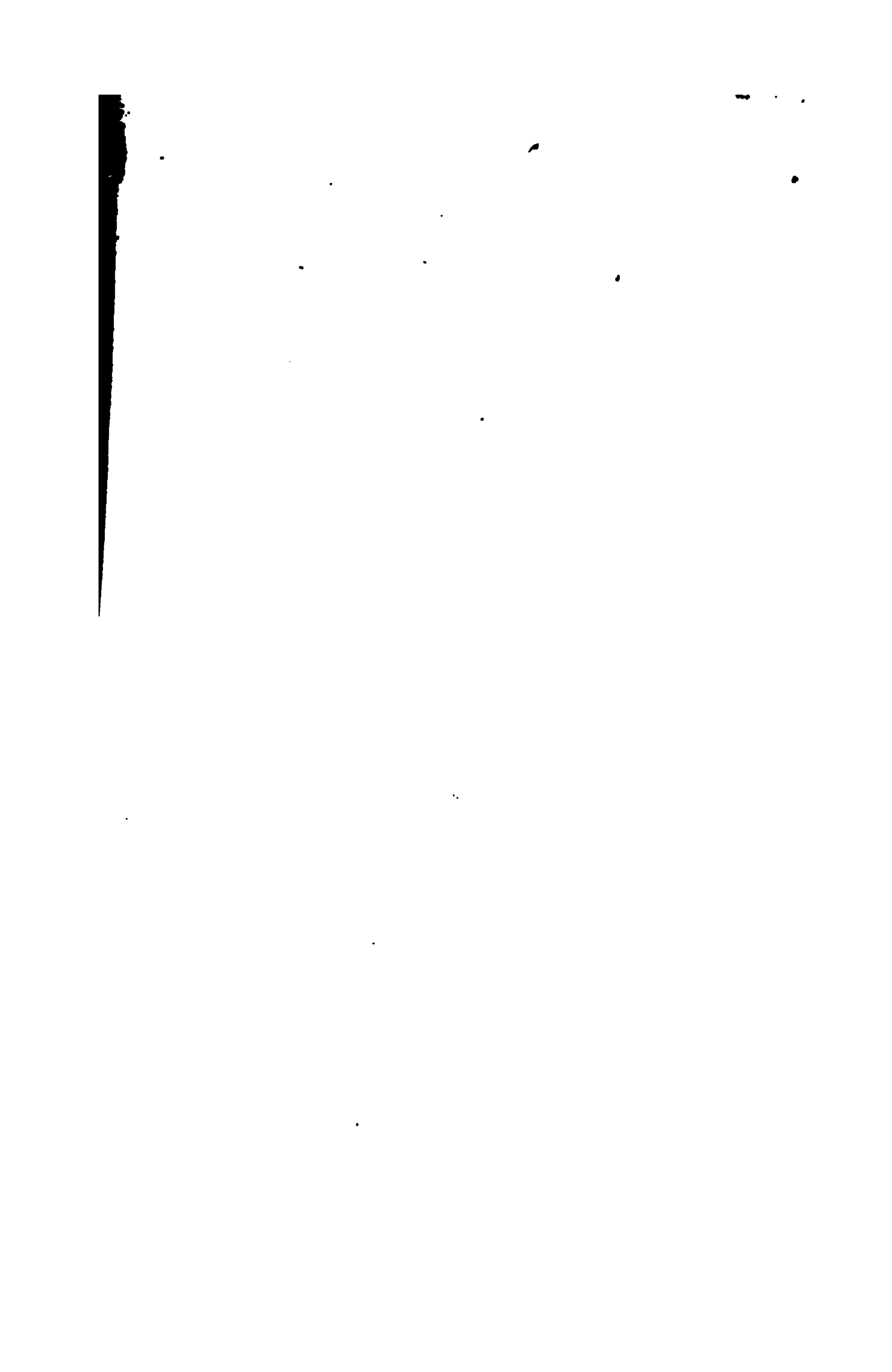



Seidl


& ANTIQUARIAT
WIEN
I. Wollzeile 2


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Joh. Gabr. Seidl's

gesammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

Julius von der Traun.

Herausgegeben von

Hans Max.

Sechster Band.

Joh. Gabr. Seidl's Biographie. — Novellen und Erzählungen. II.

Mit dem Bildnisse Seidl's.

Wien, 1881.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

Der vorliegende sechste Band, mit dem die Herausgabe des dichterischen Nachlasses J. G. Seidl's zum Abschluß gelangt, enthält:

I. Joh. Gabr. Seidl. Eine biographische Skizze;

II. Novellen und Erzählungen. (1828—1871.) Zweite Abtheilung.

Die biographische Skizze umfaßt die hervorragenden Momente aus dem wenig bewegten Leben des Dichters und spiegelt ein wahrhaft glückliches Dasein, welches in dem tiefpoetischen Gemüthe Seidl's und seiner geordneten und stillen Häuslichkeit den Ursprung hat. Wer sich eingehender über die Lebensschicksale des Dichters, ferner über die literarischen und bibliographischen Verhältnisse seiner Schriften des Näheren unterrichten will, verweise ich auf Wurzbach's biographisches Lexikon, welches in diesen Beziehungen ein überaus reiches und schätzbares Materiale bietet.

Eine lebensvolle Illustration erhält die vorliegende biographische Skizze durch das wolgetroffene Bildniß sammt Facsimile unseres Dichters, welches der strebsame und feine

Kosten scheuende Verleger diesem Bande zur freudigen Ueberraschung unserer Leser beifügte.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltene zweite Abtheilung der „Novellen und Erzählungen“ bildet eine Blumenlese aus dem Werke: „Bilder ohne Rahmen“, Erzählungen, Novellen, Sagen und Geschichten, zwei Bändchen 8⁰, Wien 1841, Pichler's selige Wittwe, welches Werk später unter dem Titel: „Laub und Nadeln“ in den Jahren 1842, 1845 und 1871 (zuletzt bei Wilhelm Braumüller) vermehrte Auflagen erlebte. Es ist Sr. Excellenz dem Grafen Moriz von Dietrichstein gewidmet. Obgleich die Novellen nicht auf der Höhe der heutigen Production stehen und meist der beliebten realistischen Färbung entbehren, so kann doch nicht geleugnet werden, daß durch alle diese Novellen ein idealer Zug geht, welcher die Eigenart unseres Dichters lebhaft kennzeichnet.

Mit kurzen Strichen schildert er Situationen und Charaktere und versteht es, selbst heute noch, den anspruchsvolleren Leser zu befriedigen; um wie viel mehr mochte dies Seidl zu einer Zeit gelingen, wo die Taschenbücher-Literatur in der Blüte stand und seine Dichtungen sich den besten und gelesensten anreihten. —

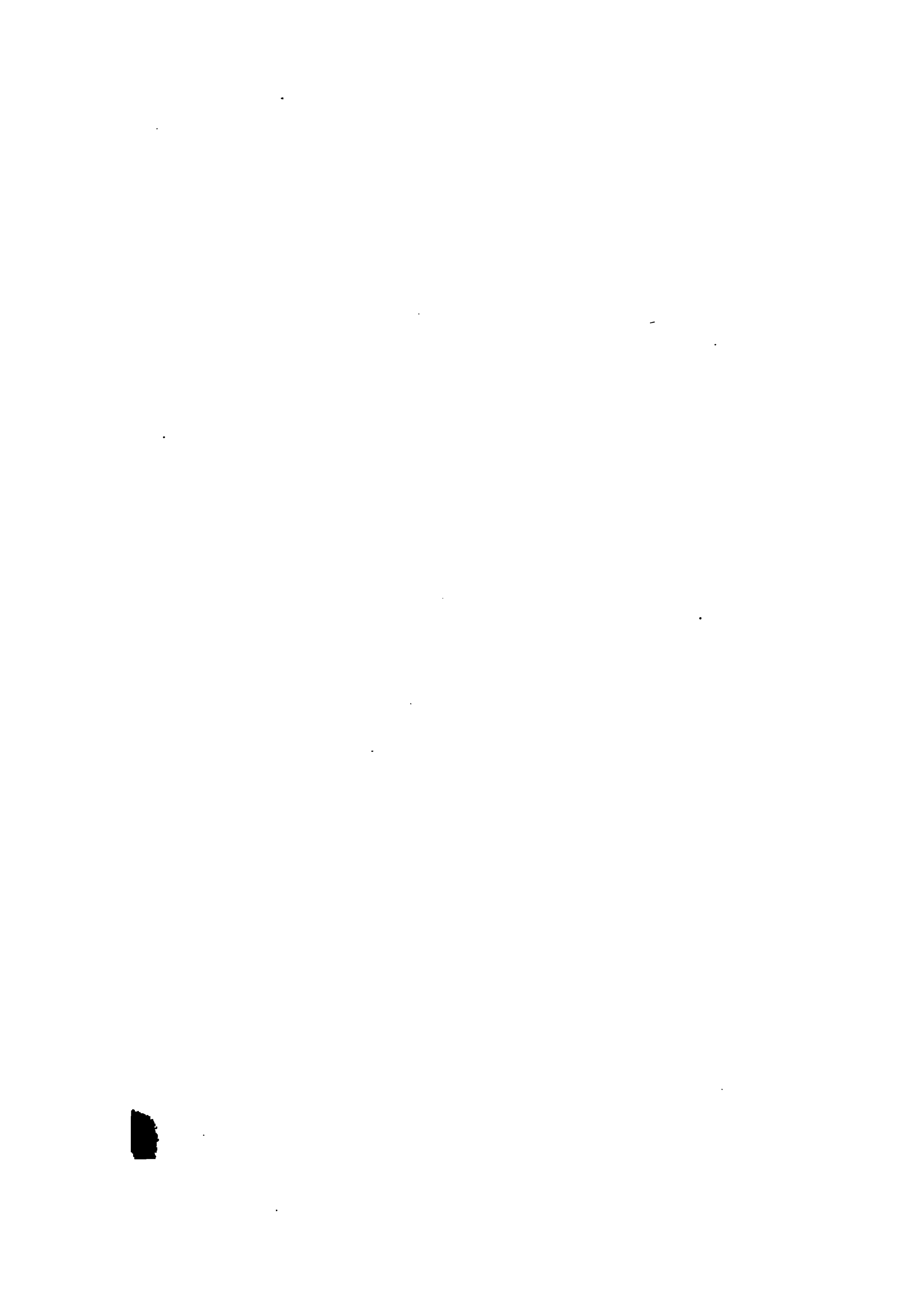
Ich vermag nicht von den wolwollenden Freunden unseres Dichters zu scheiden, ohne der in- und ausländischen Presse zu gedenken, die sich bisher über die Herausgabe dieses dichterischen Nachlasses einstimmig günstig aussprach. Auch sei mir gestattet, nochmals des Verlegers, Wilhelm Ritter v. Braumüller zu erwähnen, der dieses literarische Unternehmen mit besonderer Vorliebe und allen Mitteln förderte,

um auf diese Weise seinem vieljährigen Freunde ein würdiges und unvergängliches Denkmal zu errichten; denn Stein und Erz verwittern und zerbröckeln im Sturme der Zeit, während die Kunst Gutenberg's allein geeignet ist, dem Volke das Gedächtniß seiner geliebten und bedeutenden Dichter treu und lebendig bis in ferne Zukunft zu bewahren.

Der Buchdruckerkunst gedenkend, werde ich schließlich erinnert, der typographischen Anstalt Adolf Holzhausen's in Wien meinen lebhaften Dank auszusprechen, aus welcher dieses Werk, geschmackvoll ausgestattet, hervorging, und von der mir bei der Herausgabe desselben die möglichste Unterstützung und Förderung bereitwilligst zutheil wurde.

Wien, im Juli 1880.

Hans Max.



I.

Johann Gabriel Seidl.

Eine biographische Skizze.



Wer die Lebensgeschichte eines Dichters schreibt, wird die Schwierigkeit der Aufgabe nicht in der Erzählung der äußeren Schicksale desselben, sondern in der Darstellung des Zusammenhanges dieser Schicksale mit dessen poetischen Schöpfungen finden. Das Meiste, was hiebei wirkt, bleibt den Blicken und der Beobachtung der Zeitgenossen entzogen.

Wer möchte nicht, und namentlich bei lyrischen Dichtern, den Schöpfern der subjectivsten Kunstform, die Genesis jener Empfindungen und Töne kennen, die so holden Wiederklang in uns fanden, nicht den belebenden Quell entdecken, der all' die schönen Blumen erweckte, deren Duft noch immer in unserer Seele lebt! Wir fühlen mit dem Dichter, wir genießen das schöne Gedicht erst dann vollkommen, wenn es uns als Wahres, Selbstgefühltes, Selbsterlebtes in unabweisbarer Wirklichkeit entgegentritt.

Autobiographieen, Selbstaufschreibungen, Tagebücher haben daher einen unverkennbaren Werth. Des großen Göthe „Wahrheit und Dichtung" zählt unter seinen Werken zugleich zu jenen, welche die größte und nachhaltigste Wirkung hatten.

Von unserem lieben Johann Gabriel Seidl liegen keine Selbstaufschreibungen vor. Dem äußeren Leben unseres Dichters mit seinen kleinen und bekannten Ereignissen fehlt alles Stoffliche.

Es war eben ein einfaches aber harmonisches Leben, in dem der Dichter und seine Lieder in inniger Wechselwirkung erschienen, ferne von der Sturmfluth großer Leidenschaften; ein Leben, räumlich beschränkt, aber um so mehr sich nach Innen vertiefend. Seidl war Mensch und Dichter mit dem vollen Gepräge jener specifisch österreichischen Gemüthlichkeit, welche auf der Halbscheide dieses Jahrhunderts ihren Abschluß fand. Seither hat der gewaltige Schulmeister, die Zeit, uns andere Sitten gelehrt.

Um den Dichter vollends zu würdigen, müßte seine Biographie zugleich ein Bild der Zeit entrollen, die naive Innerlichkeit, welche ihr eigenthümlich war, mit treuen Farben und nicht ohne Humor wiedergeben, und die literarische Tafelrunde Wiens, aber auch ihren Hintergrund im großen Style und eingehender Beleuchtung vorführen.

Dies aber würde weit über die Grenzen der Aufgabe, die wir uns stellten, hinausreichen. Wir wollen nur eine kurze Skizze liefern.

Johann Gabriel Seidl kam am 21. Juni 1804 in Wien zur Welt. Sein Vater, der wie auch sein Großvater den gleichen Taufnamen trug, war Hof- und Gerichtsadvokat, später bekleidete dieser die akademische Würde eines Prokurators der sächsischen Nation. Die Mutter, Anna, war eine geborene Lettner. Die Familie Seidl *stammt väterlich*erseits aus Böhmen, sie leitete aber nach

einer Familientradition ihren Ursprung auf Sachsen und in letzter Linie auf die Schweiz zurück, von wo die Seidls schon nach den Umwälzungen in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausgewandert waren.

Der Knabe war der Gegenstand der zärtlichsten Liebe seiner Mutter. Er war das einzige Kind seiner Eltern. Der Vater, ein tüchtiger Geschäftsmann von gerühmter Rechtlichkeit, oblag seinem Beruf am Actentisch und in den Gerichtsstuben; unter seinen Standesgenossen wegen seines heiteren Humors und guter Einfälle als „der lustige Seidl" bekannt, war er in seiner Familie wortkarg und verschlossen. Dafür widmete die Mutter dem Knaben alle Sorge, hütete ihn ängstlich wie ihren Augapfel und hielt ihn möglichst zu Hause, was auf den von Natur zu sinniger Contemplation hinneigenden Knaben und seine Gemüthsbildung nicht ohne Einfluß blieb. Mit neun Jahren kam er auf das akademische Gymnasium seiner Geburtsstadt, wo er unter der Leitung des trefflichen Pater Innozenz Lang und des Pater Franz Xaver Schönbergen, des Verfassers eines oft aufgelegten und heute noch angesehenen lateinischen Wörterbuches, insbesondere aber an der Hand seines geliebten Lehrers P. Anton Rößler, der sich des hochbegabten und fleißigen Knaben mit Wärme annahm, im Studium der classischen Sprachen große Fortschritte machte.

Die Latinität war damals der Glanzpunkt der österreichischen Gymnasien. Der deutsche Aufsatz war schwach vertreten, die deutsche Prosa und ihre Pflege zum Theil ein brach liegendes Gebiet. Dagegen gingen gut disciplinirte

Lateiner aus der Schule hervor und retteten auch in die späteren Mannesjahre die Kenntniß und Liebe dieser Sprache.

Indessen regte der Poet in unserm Seidl bereits die Flügel. Sein erstes Gedicht: „Ode an die Sonne", erschien unter dem Pseudonamen: Emil Ledies in der Zeitschrift „Die Cicade".

Nach dem Uebertritt in die philosophischen Studien finden wir ihn — wie es der Jugend und einem Gemüthe, wie Seidls, Bedürfniß und Labung ist — mit drei Alters- und Sinnesgenossen in einem innigen Freundschaftsverbande, das seine geistige Energie und Entwicklung vielfach förderte. Mit zweien davon, dem gelehrten Franz Exner und dem nachmaligen Hofrath Jakob von Jenny, währte dies Band bis zum Tode. In so früher Zeit knüpfte sich auch ein literarischer Verkehr mit dem wackeren Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, der unseren jungen Dichter in seine damals so beliebte und verbreitete „Abendzeitung" einführte, wodurch er Seidl bald mit allen anderen belletristischen Blättern Deutschlands in Verbindung brachte.

Der Tod seines Vaters änderte plötzlich die Lebensverhältnisse unseres Dichters. Der alte Johann Gabriel Seidl war am 16. October 1823 mittellos gestorben; die Witwe mit ihrer im Hause lebenden, gleichfalls mittellosen Schwester war auf einen höchst geringen Witwengehalt gewiesen. An den damals neunzehnjährigen Sohn, der die juridischen Studien begonnen hatte, trat nicht blos die Sorge für den eigenen Unterhalt, sondern auch die Pflicht

der Obsorge für Mutter und Tante heran. Sein heiteres Naturell und seine geistige Elasticität obsiegten in diesem Kampfe ums Dasein als Mensch und als Dichter reifte und gewann er in der Schwierigkeit der Lage. Er entwickelte eine ungewöhnliche Thätigkeit: er besuchte die Collegien, gab Lectionen, oft fünf bis sechs Stunden des Tags, referirte über Theater und Concerte, schrieb Erzählungen, Gedichte, Correspondenzen, topographische und andere literarische Aufsätze. Bereits war ein Liederkranz: „Schillers Manen!“ (Wien, J. B. Wallishauser) von ihm erschienen, dem eine Sammlung seiner ersten Lieder unter dem Titel: „Dichtungen“ bei J. P. Sollinger folgte. Er schrieb auch mehrere dramatische Compagniestücke mit Freiherrn von Biedenfeld und Ludwig Halirsch, von denen das romantische Volksmärchen: „Der kurze Mantel“ am Theater an der Wien oft und sehr beifällig gegeben wurde. Schon ist sein Name überall bekannt und beliebt, bald war kaum ein Almanach mehr zu finden, den nicht eine Gabe Seidls schmückte.

Seidl trat in freundschaftliche Beziehung zu den Dichtern W. Marsano, K. E. Ebert und Anderen, insbesondere zu dem als Anastasius Grün später so berühmt gewordenen Anton Alexander Grafen von Auersperg. Durch den heiteren Verein „Mutter Ludlam“, auch Ludlamshöhle genannt, der in den Zwanziger Jahren in dem geselligen Leben Wiens eine große Rolle spielte und dem auch Seidl angehörte, kam er mit allen Notabilitäten Wiens in Berührung; und auch das sogenannte „silberne Kaffeehaus“ Steuners, noch durch lange Jahre der Versammlungsort

aller Literaten der Residenz und der literarischen Besuche aus der Fremde, in dem Seidl täglich zu treffen war, erweiterte den Kreis seiner literarischen Freunde und Bekannten.

In dieser Zeit erschien unserem Seidl in einer anmuthigen Mädchengestalt, die Muse, die ihn dauernd begeistern und Hand in Hand durchs Leben geleiten sollte. Es war Therese Schlesinger, die Tochter eines braven aber verarmten Wiener Bürgers, die unser Dichter in einem Großhandlungshause kennen lernte, wo er Unterricht gab, wo sie als Verwandte und Erzieherin der Kinder in der Familie aufgenommen war, und zugleich das Hauswesen leitete. Die liebenswürdige Erscheinung mit den klugen dunklen Augen und dem braunen Haar, das ganze still bescheidene Wesen, machte schnell einen tiefen Eindruck. Amors Pfeil saß fest; aber noch lange Zeit, als eine wärmere Neigung sich schon gegenseitig verrieth, kam noch kein Wort über den schüchternen Dichtermund; seine Mittellosigkeit und die noch ferne Aussicht, seiner Liebe einen gesicherten Hausstand bieten zu können, hießen ihn schweigen. Erst als das Mädchen sichtlich in Sehnsucht erkrankte, öffneten sich seine Lippen. Man hatte sich gefunden und versprach sich einander fürs Leben anzugehören. Das Ziel war gesteckt. Es hieß nun ringen und streben. Ein inniges Liebeleben begann mit aller Fluth und Ebbe selbstgeschaffener Sorgen. Graf Auersperg war der innige Vertraute dieser Liebe, welcher jetzt und noch in späteren Zeiten der Erinnerung die schönsten Blüthen der Lieder unseres Dichters entstammten. Seidl gedenkt

in einem seiner seelenvollsten Gedichte: „Das liebe Fenster", in dem er sich in die Zeit zurückversetzt,

„Als noch das Haus, deß Aug' du bildest,
Mein liebstes Kleinod mir umfing —"

dieser äußerlich so ruhigen, innerlich so bewegten Zeit, und schließt es mit den sein warmes Gemüth und seinen Charakter wiederspiegelnden Zeilen:

„Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an."

Nach dreijähriger Vorbereitung fürs Lehramt, insbesondere in den classischen Sprachen, erhielt Seidl im Jahre 1829 eine Professur am Gymnasium in Cilli, in der schönen Steiermark.

Das bescheiden gesteckte Ziel war erreicht. Er konnte seine theuere Therese zum Altar führen. Der Tag des Abschieds von Wien, dem viele Valetkränzchen voraus gingen, war auch sein Hochzeitstag. Ein höchst bewegter Tag auch für seine Freunde. Noch am Eilwagen, in dem er mit Braut, Mutter und Tante bereits saß, umarmte ihn Graf Auersperg, rief ihm Nikolaus Lenau „wehmüthige" Abschiedsgrüße zu. Nach Neudorf und Wiener-Neustadt waren ihm Bekannte vorausgeeilt und bis Gloggnitz folgte ihm treues Geleite. Am Semmering aber, während die Postpferde den langen Berg hinan langsamer zogen, schritt unser Dichter zu Fuß neben dem Eilwagen, der seine Lieben umschloß, und las in verwandter Stimmung und halblaut vor sich declamirend in Höltys Gedichten.

Seidl, der bisher überhaupt nur wenig und nur bis auf einige Meilen über sein liebes Wien und den Bereich

des Stefansthurms hinaus gekommen, war plötzlich in eine ferne kleine Landstadt versetzt. Aber er fand sich schnell in den neuen Verhältnissen zurecht, und seine herzliebe Therese an der Seite, zufrieden in einem Berufe, der ihn ganz erfüllte und ihm immer mehr ans Herz wuchs, erblühten ihm hier in einem freundlichen poetischen Stillleben die schönsten und glücklichsten Tage seines Lebens. Er genoß die schöne herrliche Natur, welche Cilli umgibt, mit empfindsamer Seele. Er wurde der Spiritus rector einer heiteren Geselligkeit in dem freundlichen Landstädtchen, das ihn mit Stolz den Ihrigen nannte.

Auch in Cilli lebte jene innige Freundschaft fort, welche Seidl und den Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) schon in Wien verbunden hatte. Als ein Beweis der Innigkeit dieses Verhältnisses, welches ein so schönes Licht auf den Charakter des Mannes wirft, dessen Lebenslauf wir beschreiben, mögen die folgenden zwei Briefe hier eingeschaltet sein. Der erste, in drolligen Versen, wird auch dadurch merkwürdig, daß Auersperg die Autorschaft der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dem Freunde gegenüber auf das Schroffste ableugnet, was in den damals bestehenden österreichischen Strafgesetzen und der Handhabung derselben genügende Begründung findet. Der zweite gibt in treffenden Umrissen ein lebenswarmes Bild des damaligen literarischen Verkehres in Wien. Beide Briefe können, wie mir scheint, von Seidls Biographen nicht übergangen werden. Auch für Anastasius Grüns Lebensbeschreiber müssen sie werthvoll sein. Sie sind ohne Datum, rühren aber offenbar aus der ersten Hälfte der Dreißiger

Jahre her. Der erste ist in Thurn am Hart, der zweite in Wien geschrieben.

I.

Geliebter, trefflichster Hanns Gabriel,
Ihr seid in allem sonst so flink und schnell,
Wie kommt es aber nun, daß Euer Brief
Am dreyzehnten in meine Hand erst lief,
Da er am fünften hujus schon geschrieben?
Das heißt's nonum prematur weit getrieben!
Bey edlen Weinen will ichs gern mit alten,
Bei lieben Briefen mit den neusten halten!
Drum schickt mir fleißig von den neuen, frischen
Und laßt Mercurium nicht zu schnell entwischen!
Schön' Dank für Eure letzten Novitäten!
„Spaziergäng' eines wien'rischen Poeten"
Kenn' ich wohl manche, theilend den Genuß
Sowohl zu Wagen, als — und meist — — zu Fuß!
Jedoch ein Buch des Namens kenn' ich nicht,
Ein solches aber meint wohl Eu'r Bericht?
Nach dem, was Ihr mir spracht von dessen Wesen,
Bin ich begierig, **selber** es zu lesen;
Drum bitt' ich, habt Ihr deß' ein Exemplar
Leiht mir's auf ein'ge wen'ge Tage dar,
Vielleicht daß, kann ich's erst mit Muße end'gen,
Wir drob in gleichem Urtheil uns verständ'gen!
„Der Dichter fluche nicht!" hier denk' ich so wie Ihr,
Und flucht der Mann, kein Dichter ist er mir!
„Vielleicht weil nun die Ferien länger dauern
Sehn wir uns noch in Thurnamhartens Mauern!"
So schreibt Ihr mir, o schriebt Ihr dießmal wahr!
Herz, Wein und Himmel sind hier licht und klar!
Hört ein Projekt, doch nehmt's zugleich auch an!
Am Freytag zieh' gen Laibach ich hinan,
Und will mich dort besprechen und ergehn

Bis Mittwoch früh, den sechsundzwandzigsten;
— O schöner Reim! — Doch weiter im Projekt!
Wenn jener fromme Pater Euch nicht schreckt,
Der Euch alldort vor'm Jahr in Bann gethan,
So rückt auch Ihr derweil gen Laibach an;
Seht Euch es an, besucht die Freund' und Brüder
Und donnert Asn's Spruch vom Schloßberg nieder.
Fahrt dann mit mir nach Thurnamhart herunter;
Da wollen wir dann wohlgemuth und munter
Der alten Zeiten denken, und der neu'n
Bei trautem Wort und edlem Wein uns freun,
Die Flur durchwandeln — ey — et caetera
Kurz, liebster Freund, o wärt Ihr nur erst da!
Ich hoff' Ihr sprecht: der Vorschlag läßt sich hören!
Und meine Daten werden sich bewähren.
Von hier will ich Euch selbst nach Cilli expediren
Solch' edle Waar' läßt man durch Andre nicht spediren!
In Laibach also bis zum sechsundzwandzigsten!
Und hernach hier! Doch jedenfalls auf Wiedersehn!
etc. etc.
Mit herzlichem Gruß und Handschlag
Ihr
unveränderlicher Freund
Auersperg.

II.

Lieber, guter, unvergeßlicher ꝛc. Erzengel!

Hei, Hei, Hei! wie hat mich Ihr Brief erfreut, beruhigt und erquickt! — Schon glaubte ich mich von Ihnen halb und halb vergessen, oder wenigstens sehr in den Hintergrund der Erinnerung zurückgeschoben, zumahl da in Ihrem letzten Briefe an Asn*) wohl einiger Aufträge, aber

*) ?

keines Grußes an mich erwähnt war; — und nun erhalt' ich plötzlich zu meiner freudigsten Uiberraschung Ihre lieben, herzlichen Zeilen! Meinen wärmsten Dank dafür! Der Himmel lohn' es Ihnen an Kindern, was Sie da für Freude gemacht haben. Behalten Sie mich immer ein wenig lieb und Sie werden sich mit der Zeit überzeugen, daß ich, wenn auch mehreren Ihrer Freunde an Anciennität unserer Bekanntschaft und anderen Eigenschaften, keinem jedoch an warmer Anhänglichkeit an Sie weiche. Unser guter, kleiner David ist noch immer der alte gute Kleine; dieß ersehe ich aus seiner edlen Trauer um Sie, obschon ich sonst versucht wäre, ihn als Bösewicht zu verklagen. Um mich kümmert er sich gar nicht mehr, und wahrscheinlich wird er sich nächstens die Familie Koxas an die linke Hand antrauen lassen. Kürzlich starb in Krain einer meiner ältesten Jugendbekannten. Sein Vater, dessen höchstes Glück sonst im häuslichen Leben bestand, rennt jetzt allerorts herum und kann kein Stündchen zu Hause verweilen; die Mutter, sonst die thätigste und rührigste aller Hausfraun, sitzt jetzt den ganzen Tag hindurch, die Hände im Schooß, hinter'm Ofen und weint. So geht es, natürlich mutatis mutandis seit Ihrer Abreise auch mit uns Beyden; der Eine wackelt hieher, der Andere wackelt dorthin. Wenn's schön Wetter ist, geh' ich Abends mit Ludwig*) oder Withauer**) in's Freye; ist's trüb' oder regnerisch,

---

*) Halirsch.

**) Vortrefflicher Charakter, bis in die vierziger Jahre Redacteur der „Wiener Zeitschrift für Mode rc. rc."

bleib ich zu Hause und arbeite, oder gehe mittelst Ihres zurückgelassenen Dietrich's in's Burgtheater, und nehme dann mein Abendmahl im Matschakerhofe ein.

Nun einige Novitäten, die mir gerade einfallen: Braun v. Braunthal ist wieder aus Berlin zurückgekommen, hält sich aber hier nicht lange auf und geht „auf zwey Jahre nach Paris".*) — Ludwig's „Morgen auf Capri" ist bereits erschienen und zwar in einer recht hübschen Auflage. Von den „Balladen" die nächstens hier ankommen sollen, will er Ihnen ein Exemplar schicken. — Des 2ten Heftes der „Flinserln" geschieht in einer Wiener Correspondenz im Gesellschafter sehr rühmliche Erwähnung. Hätt' ich das Blatt noch bey mir, wollt' ich Ihnen gerne die betreffende Stelle abschreiben, doch wird es wahrscheinlich Asn thun. Die „Umgebungen Wien's" waren in den letzten Tagen wieder an allen Ecken angeschlagen. — Von Eduard Habel ist ein furchtbares Poem „Johann Hasil von Nepomuck" bei Adolf erschienen und ihrer Maj. der Kaiserin Carolina Augusta dedicirt. &c. Meine Mutter ist seit einigen Tagen hier, um meine Schwester aus ihrer Erziehungsanstalt abzuhohlen; sie bleibt 14 Tage noch hier, während welcher Zeit ich sehr starken Hofdienst habe. Sie hat mir versprochen, da sie wahrscheinlich auf der Rückreise durch Cilly passirt, ein Päckchen an Sie mitzunehmen. Haben Sie daher irgend etwas in Wien zu bestellen, so machen Sie es uns bald zu wissen. — Lebhaftes

*) Anspielung auf eine Redensart des komischen Bedienten Habakuk in Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind".

Interesse haben alle Ihre bisherigen Schreiben, bey allen, denen sie mitgetheilt wurden, erregt. Glücklicher Gabriel! wüßten Sie's nur und könnten Sie's unbelauscht sehen und anhören, wie oft an Sie gedacht, wie warm und herzlich von Ihnen gesprochen wird, und wie, wenn man mit einem Briefe von Ihnen stolzierend anrückt, Einem die Blätter fast in den Händen zerrissen werden! Herzliche Grüße folgen von Ludwig, Withauer, Niembsch und Manfred, der eben jetzt bey mir Taback schmaucht und herumstiert. Mit Herz, Bergmann und Schauer konnte ich bisher noch nicht sprechen.

A propos! Sprachen Sie mit Fellner*) in Grätz? Warum erwähnen Sie denn Leitner's**) in keinem Ihrer Briefe? Sollten Sie sich rücksichts seiner in Ihren Erwartungen getäuscht haben? Schlagen Sie hübsch fleißig Flinserln? ꝛc. Nun muß ich schließen. Ein solcher Brief, wie der Ihre, verdiente zwar eine bogenlange Antwort; allein ich weiß erstens nicht, ob Ihnen dadurch ein großer Gefallen geschähe, und zweytens erschöpft sich unser Einem, dessen ganze Lebensweise Ihnen ohnedem bekannt ist, der Stoff viel leichter. Unerschöpflich aber bleibt gewiß meine wärmste Anhänglichkeit und freundschaftliche Erinnerung an Sie. Selbst in Foliobänden würde sie sich nicht ganz aussprechen können, daher sie Ihnen nur ganz kurz zuruft:

---

*) Regierungsbeamter in Graz, Auerspergs inniger Freund, dem er seinen „letzten Ritter" widmete.

**) Hochbegabter Dichter, der heute noch in hohem Greisenalter lebt, den aber unser moderner Nachwuchs leider kaum kennt!

Glückauf Ihnen und All den Ihrigen, und Gruß, Kuß und Handschlag von

Ihrem treuen

Auersperg.

Alles Schöne auch von Schicky, der krank ist, und Raimund. Beyde habe ich heute besucht.

Damals war die Zeit vielseitigster literarischer Thätigkeit und in diese Periode fallen auch jene Arbeiten, die Seidl's Dichterruhm begründeten und ihm einen dauernden Platz auf dem deutschen Parnasse sichern. Zu diesen gehören insbesondere die „Liedertafel" und die „Bifolien". Von Seidl's Balladen wurden viele von den bedeutendsten Künstlern und Künstlerinnen wie: Anschütz, Löwe, Lukas, Sofie Müller, Sofie Schröder, Louise Neumann, Frau Hebbel, Frau Rettich, Frau Gabillon u. A. mit Vorliebe zu deklamatorischen Vorträgen gewählt. Die Sangbarkeit so vieler seiner Lieder wurde zugleich für Componisten die reiche Fundgrube lieblicher Melodieen.

Sein Dramolet: „Das erste Veilchen" wurde am Hofburgtheater in Wien und überall mit Beifall gegeben. Seine „Flinserl, Oestreichische G'stanzeln, G'sangeln und G'schichteln" — drangen in weitester Verbreitung ins Volk; er wußte den rechten Ton anzuschlagen.

Welch' ein Verständniß Seidl für die Denkweise und den Gefühlsausdruck seines Volkes hatte, zeigt sich auch

aus einer später (im J. 1850 bei Gerold) erschienenen Arbeit: „Almer, Inneröstreichische Volksweisen", welche, wenn auch zum großen Theil nur gesammelt und nur dem Munde des Volkes entlehnt, in der getroffenen Wahl und in dem so natürlich abgerundeten Versbau, zugleich ein wahres Musterbild von frischem Humor, Urwüchsigkeit, Mutterwitz, aber auch treuherziger Gemüthlichkeit, — kurz ein Bild liefert, wie das Volk singt und dichtet, und welche in ihrer Art alle ähnlichen Sammlungen überbietet.

So verstrichen elf Jahre. Unterdessen wurden Seidl ein Knabe und ein Mädchen geboren. Ein kurzer Besuch in Wien im Jahre 1838 führte ihn mit lieben alten Freunden zusammen. Im Jahre 1840 verbreitete sich die falsche Nachricht seines Todes, welche die lebhafteste Theilnahme in der literarischen Welt erweckte und der warmen Anerkennung für den Todtgeglaubten plötzlich das Siegel vom Munde löste.

In dieses Jahr fällt auch unseres Dichters Abschied von Cilli, das er wieder mit der Residenz vertauschte, wohin er über Empfehlung seines Mäzens, des Grafen Moritz Dietrichstein, als Custos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet berufen wurde. Der Abschied von dem ihm so lieb gewordenen Cilli, an das ihn so viele freundliche Bande knüpften, fiel ihm sehr schwer.

„Begreifen konnt' ich kaum die Liebe,
„Mit der man mir entgegenkam,
„Und schmeichelnd mich, damit ich bliebe,
„Umschloß und in die Mitte nahm.

„O könnt' ich, was in Traumesweben
„In einer fremden Stadt ich fand,
„Bei meiner Rückkehr einst erleben
„In mein geliebtes Heimathland!"

Aber es hieß scheiden von der lieben Stadt und von der schönen Natur, die ihm mit erquicklicher Frische fast ins Haus hinein schaute, — scheiden, wenn er nicht in der Provinz absterben wollte, und so leistete er dem Rufe Folge im Interesse seiner Familie und um der Erziehung seiner Kinder willen.

Er hatte in Wien lange ein Gefühl der Entfremdung; wie Vieles war anders geworden: der Luxus gestiegen; Alles vertheuert; die einfachsten Lebensgenüsse unerschwinglich; die alten Freunde fort, übersiedelt, todt, wie Spreu zerstoben; es muthete ihn nicht mehr an, wie früher; er fand neuen Ton, neue Verhältnisse!

Mit dem Eifer und dem strengen Pflichtgefühl, die ihm angeboren, vertiefte er sich in seinen neuen Beruf und fand so zu seiner Beruhigung das nothwendige Gleichgewicht wieder. Unter den erschwerten Lebensverhältnissen mußte er, um seinen Hausstand aufrecht zu erhalten, bei seiner nicht zureichenden Besoldung an Nebenverdienste denken. Er nahm den Unterricht in höheren Adelsfamilien wieder auf. Er übernahm die Herausgabe von Almanachen, er brachte hübsche Novellen. Im Allgemeinen aber hatte mit seinem Abschied von Cilli der Poet abgeschlossen, und seine später im Jahre 1850 unter dem Titel: „Natur und Herz" gesammelten, bei Hallberger in Stuttgart erschienenen Dichtungen, die er seinem

ehemaligen Schüler und treuen Freund, Freiherrn von Sina widmete, waren, wie er sie selbst nennt, nur eine „lyrische Nachlese". Von seinen kleinen in den Vierziger Jahren erschienenen Dramen haben: „Das letzte Fensterln" und „Drei Jahre nach dem letzten Fensterln" sich großen Beifall errungen und wurden fast auf allen Bühnen, wo deutsche Vorstellungen statt hatten, selbst in Petersburg gespielt.

Seidls literarischer Einfluß war ein bedeutender, er ist in gewisser Beziehung in Oesterreich der populärste unter den „vaterländischen" Dichtern. Sein Name war in allen Schichten der Gesellschaft bekannt; seine Gedichte, wenn und so lange man überhaupt noch in weiteren Kreisen Gedichte las, wurden gelesen und von hübschen Mädchenhänden exzerpirt; die besten Meister: Franz Schubert, Proch, Meyerbeer, H. Esser, J. Dessauer, Lachner, Löwe, Schumann, E. Titl, Randhartinger, Fr. Küken, u. v. A. hatten seine Lieder componirt; man begegnete seinen lyrischen und epischen Ergüssen gerne und überall wo gesungen und deklamirt wurde, seinen G'stanzeln und G'sangeln oft in den abgelegensten Gebirgsthälern. Ja, der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich recht wol aus eigener Erfahrung am Ende der Dreißiger Jahre, daß selbst auf dem ungarischen Globus, der sich jetzt deutscher Berührung so griesgrämig abschließt, unser lieber Seidl sehr viel im Kreise der noch deutsch sprechenden Gesellschaft gesungen und deklamirt, und dem Vortrage wohlgefällig gelauscht wurde.

Es war ein österreichischer Dichter, mit Volk und Zeit verwachsen, und darin wurzelnd, liebenswürdig, mit

warmer Empfindung für sein Oesterreich, von bezeichnender Milde des Herzens, die sich in Lust und Leid kundgibt, lebensfreudig, und ebensowol in weiche Wehmuth sich versenkend, als auch durch Natur, Wahrheit und Einfachheit anmuthend, von wohlthuender Ruhe und Gemüthstiefe, sinnig und von den Wellen froher und ernster Stimmung, wie auf schwimmendem Kahn geschaukelt.

In dieser Zeit übernahm Seidl auch das Amt eines Censors, das er bis 1848 bekleidete. Der bloße Name eines österreichischen Censors hat einen widrigen Klang, weil sich daran das Angedenken an die schlimmsten Seiten der Regierung vor 1848 und an den übrigen Apparat der Bevormundung knüpft. Sonst stand es nicht so übel im Lande; man lebte im Ganzen zufrieden — behagliche Existenz — ein patriarchalisch wolwollendes Regime — kein Nationalhader — gute Harmonie nach oben und unten — von eigentlichem Drucke, was man gewöhnlich darunter versteht, keine Rede — die Steuern waren erschwinglich — die Ziffer der Staatsschuld schreckte noch nicht die Ruhe des ehrlichen Bürgers. Aber welch' ein Geistesdruck!! Die Erinnerung daran empört noch das Blut. Er gab in der grenzenlosen Bornirtheit im Princip, wie in der Ausführung, allen Feinden Oesterreichs eine willkommene Waffe in die Hand. Er brachte uns um alle Sympathien der Intelligenz im Auslande, um die berechtigte Führerschaft in Deutschland; wir galten als Idioten; man wurde verlacht. Die österreichische Censur war das Henkeramt des Gedankens. Und unser Dichter *übernahm* das Amt eines Censors?! Aber noch viele

andere, sehr wackere Leute waren bei diesem Henkeramt bedienstet, und es war noch ein Glück, wenn gerade solche damit betraut wurden. Sie retteten und deckten mit ihrer Person manchen armen Gedanken, der sonst unter Beil und Scheere eines vierschrötigen Querkopfs zum Opfer gefallen wäre. Wenn ein bekannter Literat einen auch sonst sehr einseitigen Aufsatz über Seidl aus jener Zeit mit den Worten schloß: „Seine Gemüthlichkeit hindert ihn nicht, ein herzloser Censor zu sein, der die besten Gedanken der Jugend aus der Literatur ganz gemüthlich wegstreicht," so war dies nicht bloß unbillig, sondern auch sachlich unrichtig.

Kurz nach dem gräulichen 6. October 1848 brachte Seidl aus dem stürmisch aufgeregten und dann unheimlich gewordenen Wien seine Mutter, für die er seit 25 Jahren in treuester Kindesliebe Sorge getragen, nach St. Pölten, wo er sie vertrauter Obhut übergab, wo aber die arme Frau, deren Gesundheit von den jüngsten Vorgängen zu tief angegriffen war, nach wenig Wochen starb.

Im Jahre 1849 versah er an der Lycealclasse des Josefstädter Gymnasiums in Wien die Professur der deutschen Sprachwissenschaft, und übernahm im Jahre 1850 gemeinschaftlich mit Adalbert Stifter, Dr. H. Bonitz und J. Mozart die Redaction der ersten österreichischen Gymnasialzeitschrift.

Von dieser Periode an war die literarische Thätigkeit Seidls, mit gelegentlicher geringer Ausnahme, nur mehr historischen, philologischen, archäologischen, numismatischen und andern wissenschaftlichen Arbeiten und dem Lehrfache zugewendet.

Es können hier in der Zeit zurückgreifend, seine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ nicht mit Stillschweigen umgangen werden, welche eine Section des vielverbreiteten Wiegand'schen Kupferwerkes: „Das romantische und malerische Deutschland“ bildend, im Jahre 1845 in selbstständiger zweiter Auflage erschienen und schönes Talent für Naturschilderung bekunden. Seidl ist auch der Verfasser des neuen Textes der österreichischen Volkshymne nach der berühmten Haydn'schen Melodie.*)

Im Jahre 1853 noch mit Andern zur Verfassung dieses Textes aufgefordert, sandte er binnen acht Tagen das Concept ein und wurde nach vielen Monaten, als er kaum mehr an die Sache dachte, mit der Nachricht freudig überrascht, daß der Kaiser Franz Josef seinem Text den Vorzug gegeben habe. Es fiel die Wahl dieser Hymne in das Jahr der Vermälung des Kaisers mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern und die Empfangsfeier der hohen Braut am 23. April 1854, wo ganz Wien im Festschmuck prangte, fiel mit der silbernen Hochzeit unsers Dichters zusammen, der mit der eigenen fünfundzwanzigjährigen Hochzeitsfeier bei einer Bowle Punsch in seiner Familie zugleich auch die Landesfeier mitbeging. Die Hymne wurde in sämmtliche Landessprachen der Monarchie übersetzt und später ein Prachtexemplar der Polyglotte dem Dichter zugestellt.

Im Sommer desselben Jahres sah er in Begleitung seiner Tochter Wilhelmine sein geliebtes Cilli wieder und feierte, zurückgekehrt nach Wien, im häuslichen Kreise sein

*) Siehe: das Vorwort zum fünften Bande der gesammelten *Schriften.* H. M.

fünfzigjähriges Wiegenfest. Wer ahnte damals, wie traurig dieses Jahr für ihn schließen sollte! Im October erkrankte seine treffliche, liebe Therese, und nach wenigen Wochen hatte der Tod die verkörperte Muse seines Dichterlebens von seiner Seite gerissen. Von dem tiefsten Schmerz erfüllt kehrte Seidl vom Grabe der Innigstgeliebten auf dem Währinger Friedhof in sein vereinsamtes Haus zurück, dessen Leitung nun seine Tochter übernahm, und wo er fortan in geräuschloser und stiller Zurückgezogenheit nur seinen Kindern lebte. Beide Kinder heiratheten einige Jahre darauf. Seinen Sohn Karl, der Techniker geworden, raffte aber, kaum daß er sich einen Hausstand begründet, in der Vollkraft der Jahre der Tod dahin.

Seidl fehlte es nicht an Anerkennung. Er wurde wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien und Ehrenmitglied vieler Vereine, erhielt die Stelle eines kaiserlichen Hofschatzmeisters, Titel und Rang eines Regierungsrathes, dann Hofrathes und wurde mit dem Ritterkreuze des Franz Josefs-Ordens und mit dem Orden der eisernen Krone dritter Classe ausgezeichnet. An der Redaction der österreichischen Gymnasial-Zeitschrift wirkte er bis zu seinem Lebensende mit. Cajetan Cerri in seinen Daguerreotypen in der „Iris“, einer in Graz erschienenen und seiner Zeit sehr beliebten Zeitschrift, schildert den Dichter aus dem Jahre 1850: „groß, blatternarbiges Gesicht, kleines lebendiges Auge, schwarzes Haar mit grau vermischt, eine wohlthuende, bescheiden, stillpoetische Erscheinung und eine fernige Natur im besten Mannesalter, spricht gern, anregend, nicht ohne bedeutende Satyre und

begleitet seine Worte mit einer sehr lebhaften Mimik; durch und durch Patriot; vielseitige ernste Bildung." ... Unser Dichter selber schrieb in ein Stammbuch die sein eigenes Wesen bezeichnenden Worte:

Mit dem Strom — unsäglich Mißbehagen;
Gegen ihn — vergeblich Widersteh'n;
Also gar vielleicht das Spiel zerschlagen?
Nein, auch das nicht! Lieber bessern Tagen
Still, doch leidbereit entgegensehn!

Im Jahre 1872 erfolgte die Pensionirung als kaiserlicher Schatzmeister, welche Stelle er vierzehn Jahre inne hatte. Von da ab, seinem Triebe nach Beschäftigung folgend, widmete er sich ganz der Gymnasial-Zeitschrift, deren Mitredacteur er seit vielen Jahren war. Eine mühevolle, mitunter geisttödtende Arbeit, da es ihm oblag, die Correcturen zu machen. Sein ohnedies schwaches Augenlicht wurde dadurch arg geschädigt, so daß er oft tief traurig sich äußerte: „Wenn ich nur nicht verurtheilt bin, meine Sehkraft zu überleben." Sein immer mehr sich ausbildender Hang düsterer Melancholie wurde nur auf kurze Tage unterbrochen durch sein siebzigjähriges Jubiläum. Die mannigfachen Beweise der Anerkennung und Theilnahme, welche ihn überzeugten, daß er doch noch nicht so ganz vergessen und verschollen war, wie seine übergroße Bescheidenheit ihn immer glauben ließ, erwärmten und erfreuten sein nur zu weiches Gemüth. Doch dies war nur vorübergehender Sonnenschein. Unbeachtet von ihm und seiner Umgebung bildete sich ein Leiden langsam aus, das ihm den Tod bringen sollte. Seine Schwermuth,

wol auch eine Folge seines physischen Leidens, nahm immer mehr zu. Die düstersten Bilder umschwebten ihn und fingen, anfangs vorübergehend, an, seinen so lebhaften, hellen Geist zu verdunkeln. Doch auch in diesem traurigen Zustande beschäftigte ihn noch immer die Sorge um das Wohl seiner Tochter und ihrer Familie. Mit rührender Liebe hing er an seinen Enkeln, ihnen galten die letzten Worte, Blicke und Segnungen.

In den letzten Tagen seines kurzen Krankenlagers schwand ihm stundenlang das Bewußtsein; dann hielt er delirirend lateinische und griechische Reden, in denen er sich an den Schönheiten der alten Classiker und seines Verständnisses ihrer Schriften erfreute. In ruhigen Augenblicken plagte ihn eine als Krankenwärterin aufgenommene Nonne mit Aufforderung zu Andachtsübungen, bis man ihr's untersagte.

Seidl starb am 18. Juli 1875. Bis an sein sanftes Ende war er der liebevollste, sorgsamste Vater, der uneigennützigste Freund. Alle Liebenswürdigkeiten des Oesterreichers waren in ihm vereinigt, dafür erntete er auch das echt österreichische Schicksal, das den Verdienstvollen in diesem Reiche fast immer bereitet ist: nach flüchtiger und kümmerlicher Anerkennung — Vergessenheit, auch Undank! Doch die kleine Gemeinde der Besten hält sein Angedenken, das Angedenken des Lehrers und des Dichters in Ehren. Minervas Eule rastet trauernd auf seinem Grabsteine, und in den Zweigen, welche seine Gruft beschatten, singt die Nachtigall das ewig schöne Lied der Liebe.



II.

Novellen und Erzählungen.

(1828—1871.)

Zweite Abtheilung.



Inhalt.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.



Die erste Kur.



Ich war ein neugebackener Mediziner, — (das heißt, nicht ich, der ich dieses schreibe, sondern der Freund, aus dessen Reisetagebuch ich dieses Fragment mittheile) — und bereitete mich eben auf meine disputatio pro laurea vor. Tag und Nacht spukte es in meinem Gehirne de febribus intermittentibus, welche ich zum Thema meiner Inaugural-Dissertation gewählt hatte, und ich war nahe daran, mich durch übertriebene Anstrengung zum Gegenstand einer Autodiagnose zu machen, als ein Jugendfreund, ein lustiger, treuherziger Kumpan, auf seiner Durchreise bei mir zusprach und in mich drang, noch einmal vor meinem letzten Sturm auf den Doctorshut Athem zu schöpfen und mich an den Gesundheitsquellen, welche draußen im Freien von Berg und Himmel strömen, noch einmal zu erlaben, ehe mich Beruf und Pflicht für Lebenszeit an die Krankenstube fesselten. Er reiste allein; sein Weg führte ihn über die herrlichen Gebirgsgrenzen unseres Vaterlandes, wohin meine Sehnsucht seit langem ihre Flügel ausgespannt hatte. Bis dahin konnte ich an seiner Seite bequem und gemächlich fahren; der Rückweg war keine Weltreise, nur eine angenehme, mäßige Fußwanderung; wir hatten uns so lange nicht gesehen, hatten uns so viel, vielleicht Alles zu sagen, für lebenslange Trennung, — und er bat so dringend, so überzeugend, daß alle Rücksichten von Zeitversäumniß, von wirklichen

und eingebildeten Hindernissen sich endlich in nichts auflösten, und ich zuletzt mit einem brüderlichen Handschlage ausrief: „Sei's! Ich begleite dich!"

Unser Weg war mehr eine Reise in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Wir sahen wenig von unserer Umgebung, wir lebten nicht sowohl aus uns heraus, sondern in uns hinein, und wenn auch manchmal mein Freund mich mahnte, da oder dorthin zu schauen, diese oder jene Aussicht zu bewundern, diese oder jene Schloßruine zu betrachten, so antwortete ich ihm jedesmal: „Das seh' ich ja auf meinem Rückwege wieder, — dich aber seh' ich auf meinem Rückwege nicht mehr". — So empfänglich die ihres Gegenstandes versicherte Freundschaft für das Schöne der Natur ist, so egoistisch ist die Freundschaft, die den baldigen Verlust ihres Gegenstandes vor sich sieht; sie hält jede Ablenkung ihres Gefühles für einen Treubruch; sie will den Becher der Seligkeit, ehe sie ihn wegsetzen muß, bis zum letzten Tropfen leeren; sie vergißt auf Trank und Speisen, und löscht ihren Durst mit Erinnerungen und sättiget sich mit Schwüren.

Es war eine mondhelle Spätsommernacht, welcher der Trennungsmorgen folgen sollte. Wir hatten unsere Herberge in einem einsamen Pfarrhause genommen, dem einzigen Asyle für Reisende besserer Qualität in dem ärmlichen Grenzdorfe. Die Freundlichkeit des Hausherrn, welcher, ohne Anspruch auf Vergütung, Jedem, der bescheiden bei ihm anklopfte, gastfrei aufthat, wäre für das wohlbereitete Nachtmahl eine treffliche Würze gewesen, wenn wir überhaupt fürs Nachtmahl einen Sinn gehabt hätten. Aber wir waren so wenig am Tische, daß wir Mühe hatten, den guten Willen unseres Wirthes nur einigermaßen zu würdigen, und uns Zwang anthun mußten, seine gesprächige Zuvorkommenheit zu erwidern. Er nahm unsere Entschuldigung, daß uns die Herreise angegriffen habe, gutmüthig hin und

überließ uns mit einem herzlichen „Gut' Nacht!“ unseren Gefühlen.

Aber statt zu Bette eilten wir hinaus auf den Hügel vor dem Pfarrhofe, welcher frei von allen Seiten wie eine Warte in der monderleuchteten Landschaft da stand. Westwärts, über der Grenze des Landes, welchem mein Freund zureiste, schimmerte geisterblaß eine Zackenreihe spitzsäuliger Schneegipfel. Gegen Osten dehnte sich wie gestockte Meereswogen eine unabsehbare Kette kegelformiger Waldberge hin, über denen voll und groß der ruhige Zeuge unserer ergriffenen Seelen schwebte.

„Also dorthin geht es morgen!“ rief mein Freund, nach den Schneegipfeln weisend.

„Und dorthin geht es morgen!“ rief ich, meinen Arm um seine Schultern schlingend und deutete auf die waldigen Hügel gegen Osten.

„Wann und wie werden wir uns wiedersehen?“ fragte er mit zitternder Stimme, und das Gefühl, dessen er sonst immer mehr Meister war als ich überwältigte ihn so plötzlich, daß er mir schluchzend um den Hals fiel.

„Einmal gewiß wieder, — und gewiß als Dieselben!“ versetzte ich fest und bestimmt. Seine Fassungslosigkeit war mir eine Aufforderung, all' meine Fassung zusammenzuraffen. Die Natur muß das eigens so eingerichtet haben, daß im Kampfe der Empfindungen nie beide Theile zugleich erliegen, sondern die Kraft, die der eine verliert, dem andern zuwächst.

„Jetzt ist der Augenblick gekommen,“ — fuhr ich fort — „wo wir scheiden müssen, erschweren wir uns ihn nicht selbst. Die Kluft thut sich gähnend vor dir auf; wage den Sprung, Freund — und denke, daß jede Trennung nur scheinbar ist. Unsere Herzen können sich nicht verlieren! Laß diesen Kuß, laß diesen Händedruck als heiligen Schwur dir gelten! — Das sei unser

Abschied, — und dann kein Wort mehr vom Scheiden! — Morgen wachst du auf, setzest dich in den Wagen, fährst über die Grenze und denkest meiner wie eines längst Geschiedenen, den du doch nie vergessen kannst. Morgen wach ich auf, schnüre mein Bündel, wandle dort über jene Hügel hin und denke in dunkler Waldesnacht deiner, wie eines längst Geschiedenen, den ich doch nie vergessen kann. Und somit lebe wol! Gott sei mit dir!"

„Lebe wol! Gott sei mit dir!" tönte es wie ein Echo aus seiner ungestüm arbeitenden Brust. Losgerissen von einander standen wir Hand in Hand und starrten lange schweigend gen Himmel empor. Es war, als ob der Mond zuckte, doch mochten es wol die Thränen sein, die uns vorm Auge flimmerten. Fern über den Schneegipfeln wetterleuchtete es und ein fallender Stern zog einen leichten Streif quer durch die tiefblaue Decke des Nachthimmels.

„Die Luft kühlt sich ab; du wirst eine herrliche Fußreise haben!" begann mein Freund nach einer Pause mit veränderter Stimme. So mag dereinst, denk ich, unser erstes Wort jenseits klingen, wenn die Seele, matt vom kaum überstandenen Todeskampfe, sich in die neue Ruhe noch nicht recht finden kann. Fast hätte der sichtbare Zwang, den es ihn kostete, meiner Bitte zu willfahren, mich wieder wanken gemacht. Doch mich bemeisternd, mit jenem unaussprechlichen Schmerze, den wir so bezeichnend Herzweh nennen, erwiderte ich ruhig: „Ich danke dir recht herzlich, Bruder, daß du mich noch einmal aus meiner Studierstube herausgetrieben hast. Es hat mir wahrhaftig Noth gethan, ehe ich meiner ernsten Bestimmung entgegen gehe, mich noch einmal auszulüftern, möcht' ich sagen und Gottes milden Sonnenschein einzulassen in meine offene Brust; denn schwerlich wird es mir je wieder so wol werden!"

Noch eine Weile schlenderten wir im Freien auf und nieder, jede Anspielung auf Scheiden und Nimmerwiedersehen ängstlich vermeidend. Endlich schlug es elf vom Thurme; einsilbiger wandelten wir dem Pfarrhofe zu. Unser wackerer Wirth hatte uns in getrennten Zimmern einquartiert, als ob er gewußt hätte, daß wir uns am kommenden Morgen nicht mehr begegnen wollten. Ich begleitete meinen Freund bis zur Thüre seines Zimmers, welches in der hintersten Ecke des Flurs lag, in welchem die erste Thüre zu meiner Schlafstätte führte. Der Meßner hatte, wahrscheinlich auf Geheiß des Hausherrn, uns erwartet.

„Gute Nacht, Bruder!“ sprach ich herzlich und schüttelte meinem Freunde die Hand. — „Gute Nacht!“ erwiderte er tonlos, mit einem krampfhaften Händedruck und stürzte hastig in sein Zimmer.

„Warten Euer Gnaden doch!“ rief mir der Diener nach, welcher ihm das Licht anbrannte, — „es ist finster im Gange!“ — und eilends lief er hinter mir her, um mir den gleichen Dienst zu erweisen.

„Wann steht Ihr auf?“ fragte ich ihn, nach einer schmerzlichen Pause der Erschöpfung.

„Um 5 Uhr liest der Herr die Frühmesse!“ war seine Antwort.

„Gut! So weckt mich um halb 5! — Den andern Herrn aber, wolgemerkt, — weckt erst nach der Messe, — wenn ich schon fort bin. Verstanden?“

„Ganz wol, Euer Gnaden; schöne gute Nacht!“

„Ach! gute Nacht?!“ seufzte ich, — und sah lange noch hinaus in die Gegend und meinte, ich müsse noch hinüber zu meinem Freunde und ihm noch dies und jenes sagen, was mir nun eingefallen war und konnte den Gedanken nicht fassen, daß

ich noch unter einem Dache mit ihm lebe, und ihn doch nicht mehr, — vielleicht nie mehr im Leben sehen sollte.

„Nie mehr — nie mehr?!“ — — wiederholte ich, immer tiefer in das Gewirre meiner Empfindungen mich verstrickend, und warf mich halb entkleidet aufs Bett hin und schlief ein, — und ärgerte mich, als es Morgens an meiner Thüre pochte, daß ich hatte schlafen können. Es ist etwas Eigenes um diese Nüchternheit, die der Schlaf über den Organismus unserer Seele verbreitet. Ein armseliges Zahnweh, den Schmerz eines stechenden Leichdorns kann er nicht übertäuben, — und einen Schnitt durchs Herz, woran man zu verbluten meint, bewältigt er. Beinahe Traum schien mir was ich gestern erlebt und ich kleidete mich an, während das Frühglöcklein zur Messe rief und trat gerüstet zur Wanderung aus meinem Zimmer. Ein Blick in den dämmernden Gang hinab, wo mein Freund noch schlief; eine rasche Wendung um mich loszurütteln aus dem Traume von Trennung, der durch mein Gehirn nachzuckte, — und ich stand im Freien und die Vögel zwitscherten mir so lebensfroh entgegen und die Nebel wogten so morgenduftig übers Thal hin und die vier Kerzen des Altars schimmerten so traulich durchs Bogenfenster der mittelalterlichen Kirche, daß ich eintrat und hinkniete und wieder einmal recht herzlich betete.

Nach geendigter Messe nahm ich in der Sakristei von meinem gastfreundlichen Wirthe Abschied, bat ihn meinen Reisegefährten, von dem ich mich nun trennen müsse, noch einmal von mir zu grüßen und schlug, seiner Weisung folgend, den schmalen Pfad durch thauige Wiesen ins Gebirg ein, welches mich am Abende jenseits wieder auf die Hauptstraße hinabführen sollte.

Etwa eine Stunde mocht' ich zwischen Feldern und durch stille Vorwäldchen gewandelt sein, als der Steig mich bergan führte, und ich hinaustrat auf einen mäßig hohen, durch glückliche

Lage die Gegend weithin beherrschenden Kogel. Die Nebel waren indeß theils gesunken, theils gestiegen, und im hellsten Morgenglanze lag das Thal zu meinen Füßen, aus welchem ich fortgezogen war. Die Schneegipfel schlossen wie eine Fortsetzung der Wolken über ihnen den Horizont. Unterhalb zogen waldige Vorgebirge die Landesgrenze. Den Mittelgrund nahm der Hügel mit dem Kirchlein und dem Pfarrhof ein, in welchem ich übernachtet hatte. Vor dem Thore desselben schien sich etwas zu regen und fortzubewegen, was langsam den weißen Straßensaum entlang die Höhe hinanzog. Kein Zweifel! Es war der Wagen meines Freundes. Jetzt erwachte meine Sehnsucht wieder mit vollem Ungestüm. Hier war ich allein; vielleicht auf Stunden in der Runde kein menschliches Wesen, das mich belauschte. Wozu meine Thränen zurückzuhalten? — Ich ließ ihnen freien Lauf; — ich schrie meinen Glückwunsch so laut ich konnte hinaus in die weite Ferne, — ich war so ganz ungehindert Mensch; — da verlor sich das bewegliche Pünktchen im Walde, — und die Scheidewand für diese Welt war aufgebaut.

Mittags gewährte mir ein Bauernhaus in einem Graben, durch den ein ungestümer Waldbach brauste, Rast und Labung.

Als ich mich um den Steig erkundigte, welcher über die ziemlich steile Wand vor mir auf die Hauptstraße und zu einer erträglichen Nachtherberge führe, gab mir der Bauer, wie das gewöhnlich geschieht, die Richtung so weitläufig und mit so vielen Nebenumständen an, daß ich am Ende gar nicht wußte, ob ich links oder rechts gehen sollte. Ich fand es daher für rathsam, sein Söhnlein als Führer mitzunehmen, und mich von demselben wenigstens bis auf die Höhe des Berges geleiten zu lassen, um auf der Wasserscheide mich dann wo möglich selbst zu orientiren.

Langsam schritt ich mit meinem vierzehnjährigen Begleiter bergan. Die Sonne brannte stechend herab, denn der Berg die

Spuren einer abgestockten Waldung tragend, war im Anstiege fast kahl.

Es fällt mir unendlich schwer, schweigsam zu gehen. Geh' ich allein so pfeife oder trillere ich vor mir hin; geht mir Jemand zur Seite so such' ich mit ihm ein Gespräch einzufädeln. Mit dem Bauernjungen gings etwas schwer; er war noch echtes Kernholz wenig behauen von der Hand des bildenden Dorfschulmeisters. Die Hände in den Seitentaschen der bockledernen Hose, schob er sich auf seinen langen Beinen, die mit den Knieen zusammenstießen, ganz phlegmatisch vor mir her und beantwortete mir jede Frage, die er verstand, mit einem kopfstimmigen: „Ja“ oder mit einem ganzen Satze, der am Ende auch nicht mehr sagen wollte, — und jede Frage, die er nicht zu verstehen schien, mit einem kopfschüttelnden: „Schau, schau!“ oder mit einem gleichgiltigen: „I moanad schier!“

Schwere Wolken stiegen über den Berggipfeln auf, die zur Linken majestätisch hereinragten.

„Zuletzt bekommen wir heute noch ein Gewitter!?“ fragte ich mir einbildend daß so ein junger Bergmensch wenigstens die Witterung kenne.

„Schau, schau!“ sagte er mit offenem Mund emporstarrend.

„Nun, — ein Paar Stunden hälts wol noch aus, und bis dahin bin ich über den Berg gekommen?“

„I moanad schier!“ war sein Trost.

„Gibts wol hier im Walde zerstreute Hütten, wo man im Nothfall Unterkunft fände?“

„Ja!“

„Mich dünkt gar, es donnert von ferne schon!“

„Schau, schau!“

„Gehen wir etwas schneller! — Auf der Höhe find' ich mich dann wol allein zurecht?“

„I moanad schier!"

Endlich standen wir auf dem Joche. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt; ein leiser Luftzug säuselte durch die Buchenwipfel; tief unten am Fuße des Berges wurde ein Kirchthurm sichtbar. Vor mir schlängelte sich ein wohlbetretener Fußsteig durch die Waldung abwärts, welcher mir die Richtung zu verfolgen schien, die ich einschlagen müßte.

„Komm' ich auf diesem Weg dort ins Dorf hinab, und führt er gerade und unfehlbar hin?"

„Ja!"

„In einer Stunde erreich' ich es ja! Nicht wahr?"

„I moanad schier!"

„Nun so kehre jetzt um; — da hast du für deine Mühe!" — Und hiermit gab ich ihm ein Paar Silbergroschen.

„Schau, schau!" sagte er wohlgefällig schmunzelnd, rückte mit der Linken den Hut, fuhr mit der Rechten tölpisch nach meiner Hand um sie zu küssen, drehte sich dann auf den Stiefelabsätzen um und trat gemessenen Schrittes den Rückweg an, während ich bald im tiefen Waldesdunkel jede Aussicht verlor.

Etwa eine halbe Stunde lang mochte ich gegangen sein, als der Pfad, ein sogenannter Holzweg, vor einer aufgescheiterten Klafter zur Seite eines modernden Baumstrunkes aufhörte. Wie sehr vermißte ich jetzt meinen langweiligen Führer, so läppisch und einfältig er auch war! Dichtes Laub raubte mir alle Aussicht. Die Sonne schien sich für heute ganz versteckt zu haben, denn düsteres Dämmerlicht herrschte im schaurigen Dome des ehrwürdigen Eichenforstes, den ich mir in diesem Augenblicke viel weniger ehrwürdig wünschte. Ein heftiges Rauschen in den Wipfeln schien einen ziemlich starken Wind, vielleicht gar den Vorboten eines nahen Gewitters zu verkünden; in der Tiefe war

alles noch schwül und ruhig. Plötzlich aber ein heftiger Donnerschlag, und fast gleichzeitig rieselte es, wie Erbsen, auf das Laub herab. Es war Hagel, wol auch Regen, welcher aber noch nicht dicht genug war, um das undurchdringliche Blätterdach zu bewältigen. Wol wissend, wie gefährlich es sei, unter so vielen Blitzleitern umherzuwandeln, suchte ich ängstlich nach einer Spur von einem Steige, der ins Freie leiten könnte. Die Stümpfe der abgestockten Bäume, die hier und da aus Moos und Farrenkraut emporragten, dienten mir zur Richtschur, welcher folgend ich wenigstens einen Lichtschlag zu gewinnen hoffte.

Ich mußte weit, weit hinabgeklettert sein, — denn Donner und Blitz, in solcher Umgebung, machen schnelle Beine, — als sich der Wald öffnete und ich auf einer Bergwiese stand, deren Saum sich in eine Thalschlucht zu verlieren schien. Hier machte ich Halt, um, allem Ungestüme des strömenden Platzregens preisgegeben, mindestens vor einem anderen Elemente sicher zu sein. Das Gewitter arbeitete fürchterlich. Jeder Blitz beinahe zündete in meiner Nähe eine bläuliche Fackel an, und spaltete einen Baum, und jeder Donnerstreich fand ein zehnfaches Echo, woraus ich schloß, daß ich noch recht tief im Gebirge sein müsse. Es ging schon dem Abend zu, als das Wetter sich in die Ferne zog; Wind und Regen aber dauerten fort, wenn gleich letzterer minder heftig. Bis aufs Hemde durchnäßt, glitt ich über die Wiese, welche durch den Regen fast wie eine Eisbahn geworden war, hinab und stand nun wol am Fuße des Berges, den ich überstiegen hatte, aber auch am Rande eines angeschwollenen Wildbachs, an dessen jenseitigem Ufer abermal ein hoher Berg emporragte. Längs dem Bache führte kein Steig, und mit getäuschter Hoffnung suchte ich lange nach irgend einer Stelle, die dem Anfange eines Pfades glich. Endlich glaubte ich sie gefunden zu haben. Ein schmaler, moos- und grasloser Streifen lief zum Bache hinab, und schien

sich jenseits durch den Wald hinanzuschlingen. Triefend, wie ich war, fand ich es unnütz, mich zum Uebergange über das Wasser zu entkleiden, sondern erreichte vielmehr, um die gewaltigen Lehmteller erleichtert, welche an meinen Sohlen klebten, glücklich den gesuchten Steig, den ich, um vor Einbruch der Dämmerung noch die Höhe zu gewinnen, mit angestrengter Hast hinanklomm. Aber der Berg schien immer um das Doppelte der Strecke, die ich mühsam keuchend zurückgelegt, zu wachsen. Dunkler und dunkler wurde es um mich her; aus dem winddurchrüttelten Laube raschelte ein zweiter Regen auf mich nieder, und ehe ich noch den Gipfel erstiegen hatte, sank die Nacht mit allen ihren Schauern hernieder.

Eine unbeschreibliche Angst überfiel mich, die man einem Stadtbewohner, welcher sich nie in dieser oder nur einer ähnlichen Lage befand, wol verzeihen mag. Mir schien es bisher nur schrecklich in einem elenden, alles Comforts entbehrenden Dorfwirthshause zu übernachten; jetzt hätte ich meine ganze Reisebarschaft darum gegeben, auch nur die elendeste Hütte vor mir zu sehen, die ich von Menschen bewohnt wüßte. Jeder zehnte Schritt war durch einen Fall bezeichnet; es war, als ob mir die Bäume neckend ein Bein unterschlügen. Bald wußte ich nicht mehr, wohin ich trat, sondern arbeitete mich über wirr verschlungene Wurzeln und glitscherige Steine aufs Gerathewol aufwärts, und rastete nicht eher, als bis meine Füße spürten, daß ich auf ebenem Boden, also am Gipfel, stände. Die Nacht war indeß so finster geworden, daß ich nicht fünf Schritte weit vor mich hinsah; vom Wege keine Spur; kein gastliches Licht, so weit ich blickte; nur phantastisch gebogene Aeste, wie verkohlte Arme über mir und schwammiges Moos unter mir und ringsumher schauerliches Säuseln und Rauschen und Knistern, von eintönigem Tropfenfall unterbrochen. Ein Baumstrunk, von

welchen mich ebenfalls nur mein Fuß in Kenntniß setzte, mit dem ich heftig anstieß, lud mich zur unheimlichen Rast ein. Ich schickte meine rufende Stimme weit hinaus nach allen Richtungen; aber nur der Widerhall antwortete mir; ich wollte mir die Grillen mit einem Pfeifchen vertreiben; aber Tabak und Schwamm waren so durchnäßt, daß sie mir den Dienst versagten. In der unbehaglichsten Stimmung von der Welt ließ ich mich auf meinem einsamen Sitze nieder. Ich hätte nun wol als Physiker Betrachtungen über Temperatur, Luftströmung, Elektrizität anstellen, hätte wol auch an meinem eigenen Puls einen Beitrag zu meiner Dissertation de febribus intermittentibus finden, hätte an die ganze Vergangenheit an meinen Freund, der nun gewiß in einer bequemeren Nachtherberge meiner dachte, mich recht lebhaft erinnern, hätte sinnen und dichten können, — aber mir verging zu Allem die Lust, und der Gedanke, eine ewige Nacht in dieser Lage zubringen zu müssen, verdrängte jeden anderen und trieb mir das Blut siedheiß gegen den Kopf. Ich verhielt mich so ruhig, als ob ich dem Walde nicht verrathen wollte, daß ich hier sei, und er mit all' den unliebsamen Erscheinungen, die solch ein Wald in der Nacht darbietet, mich möglichst verschonen möge. Allein gerade, wenn man nicht auffallen will wird man bemerkt, und so spiegelte denn auch mir der übergefällige Wald, zur unerwünschtesten Abwechselung allerlei Spuk und Mummenschanz vor, daß ich in einem fortwährenden Wechsel von Hitze und Kälte dasaß.

Auf einmal hört' ich Geräusch hinter mir; ich blickte mit sträubenden Haaren um und sah zwei Lichtlein auf mich zukommen. Ein eisiger Schauer überlief mich. „Ein Wolf!“ rief es in mir, und meine Kniee schlotterten. Ich hatte nichts als meinen Wanderstock, aber selbst der entfiel mir als die Lichtlein immer näher tanzten.

Doch plötzlich, — wer schildert mein Entzücken? — plötzlich vernahm ich etwas, wie eine Menschenstimme. — „Menschen, Menschen!“ — Der Gedanke stachelte all' meine Lebenskraft mit einem Male wieder auf. Ich dachte nicht an Räuber, nicht an Wildschützen, nicht an Schmuggler, — nur an den Namen Mensch, — o wie wolklingend in dieser unendlichen Einsamkeit. — „Hieher, hieher!“ schrie ich aus vollem Halse, als die Lichtlein seitwärts auszubeugen schienen. Man hatte mich gehört, man kam auf mich zu. — „Wo?“ antwortete eine Männerstimme; die Lichtlein waren zwei Kerzen in einer Laterne.

„Ich komme schon!“ rief ich, meinen Stock aufraffend, und stürzte durch Dick und Dünn auf die Erscheinung zu. Als ich ihr schon ganz nahe war, schallte plötzlich silberhell ein Glöcklein durch den schweigenden Wald. Die Erscheinung hob die Laterne, und ich bemerkte nun beim Schimmer derselben einen Priester im Chorhemde, welcher segnend, wie zum Schutze gegen den Unbekannten, der ihm hier entgegentrat, das Venerabile erhob. Nie hatte ich die Gegenwart des Allmächtigen, der durch Nacht und Ungewitter dem Gläubigen mit seinem Troste naht, so lebhaft empfunden, als in diesem Augenblicke. Im Gefühle der tiefsten Andacht, mit dem wonnigen Bewußtsein, jetzt sicherer zu sein, als wenn in fester Burg mich hundert Söldlinge bewachten, sank ich aufs Knie und empfing den Segen der Kirche mit entblößtem Haupte. Und aus zerreißendem Gewölke trat der Mond hervor.

Nach solchem Priestergruße begrüßte mich der unerwartete Befreier erst als Mensch.

„Sie haben sich gewiß verirrt?“ sprach er. Seine Stimme klang mir bekannt; ihm — die meinige. Seltsames Wiederfinden! Es war der wackere Pfarrer, dessen Haus ich am Morgen verlassen hatte. Sein Sprengel reichte sechs Stunden weit ins

Gebirg hinauf, und er war eben im Begriffe, einem sogenannten Kleinhäusler an der äußersten Grenze desselben die letzte Wegzehrung zu bringen.

„Ich kann nicht weilen,“ — entschuldigte er sich — „meine Pflicht ruft mich. Der Arme, welcher nach dem Herrn verlangt, soll recht übel sein. Zurückfinden können Sie durch den dichten Wald nicht, wenn noch so heller Vollmond wäre; auch führt von dieser Seite kein Steig unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich weiß Ihnen nicht anders zu rathen, als daß Sie mit mir kommen; in einer kleinen halben Stunde sind wir bei der Hütte des Kranken, wo Sie wenigstens ein Obdach finden, bis der Morgen graut.“

Ich wäre nicht mehr von seiner Seite gegangen, und wenn es noch stundenweit gewesen wäre. Schweigsam schritt ich hinter ihm fort; denn es dünkte mich unschicklich, ihn auf seinem heiligen Gange durch vorlaute Fragen zu stören.

Er kam meiner Schüchternheit liebreich zu Hilfe. — „Sie müssen gewaltig im Gebirge herumgeirrt sein,“ — sprach er — „daß ich Sie einholte. Man rechnet vom Pfarrhofe bis hieher gewöhnlich fünf Stunden und etwas darüber. Ihr Fehlgang hat Sie wenigstens drei Stunden gekostet. Nun — der liebe Gott weiß, wozu es gut ist. Sie sind ja, wie Sie mir sagten, Mediziner; vielleicht können Sie bei dem armen Waldbauer noch etwas Gutes stiften. Gewiß liegt er ohne ärztliche Hilfe dahin; denn das ist bei uns so Gewohnheit, daß man eher den Priester holen läßt, und dann erst den Arzt. Ich that diesen Gang schon zu Manchem, der jetzt noch an jedem Sonntage zu meiner Predigt kommt!“

Dieser Gedanke zündete so plötzlich in mir, daß ich keine Müdigkeit mehr verspürte, sondern den Pfarrer selbst bat, seine Schritte zu beschleunigen.

So leidenschaftlich ich mein Fach betrieb, so war ich keiner jener kurirsüchtigen Schüler des Hippokrates, welche, wenn sie kaum gelernt haben, wie man den Puls fühlt, gerne Jeden, dem sie begegnen, krank machten, um ihm verschreiben zu können; noch weniger dachte ich an das beliebte: „Faciamus experimentum in corpore vili!“ — Aber die Möglichkeit, mit meinen wenigen Kenntnissen einem armen, verlassenen Menschen vielleicht Linderung zu gewähren, begeisterte mich eben so sehr, als mich der Zweifel, ob ich nicht einem zu gewagten Versuch entgegen ginge, besorgt machte. Es war ja der erste Patient, an dessen Lager ich selbstthätig, ohne den leitenden Wink eines erfahrenen Mentors, treten sollte.

Jetzt waren wir an Ort und Stelle. Eine ansehnliche Bauernwohnung, deren Fenster erleuchtet waren, stand auf einem Lichtschlage vor uns. Der Knecht, welcher den Pfarrer abgeholt und Meßnerdienst verrichtet hatte, gab mit dem Glöcklein das Zeichen, und alsogleich kam man uns aus dem Hause mit Licht entgegen. Wir traten ein. Im Hintergrunde der reinlichen Stube lag der Kranke halb aufgerichtet; eine weinende Familie empfing den Priester auf den Knieen. Mit feierlicher Andacht, ohne der nöthigen Eile Abbruch zu thun, ward die heilige Handlung verrichtet.

„Jetzt kommt es an Sie!“ sprach der Pfarrer zu mir und wendete sich dann zu den Hausleuten: „Ich hab' Euch einen Doctor mitgebracht, den mir der liebe Gott selbst in den Weg führte. Er wird gewiß sein Möglichstes thun, dem wackeren Vater Martin zu helfen; nur müsset ihr ihm folgen und thun, was er sagt. Auch hab' ich zur Vorsorge meine kleine Handapotheke mitgenommen; vielleicht enthält sie etwas, womit er Euch Erleichterung verschaffen kann.“ — Mit dieser letzten Anmerkung hatte mir der vorsichtige Priester einen schweren Stein

vom Herzen gewälzt; aber auch der allseitige Eindruck, den mein Erscheinen sichtbar auf die Familie machte, diente mir zu großer Ermuthigung.

Mit einem Gefühle, welches für Gebet gelten konnte, trat ich ans Bett des Kranken. Er war ein Mann im besten Alter, von rüstigem Körperbau. Ich fand ihn in halbsitzender Stellung, mit erhitztem Gesichte, kurz aufathmend, von heftigem Husten gequält, nach welchem er Blut auswarf. Sein Puls arbeitete im höchsten Fieber. Er klagte, mit schwacher, angestrengter Stimme, über Beklemmung, Unruhe und stechenden Schmerz auf der linken Seite. Eine Pneumonia (Lungenentzündung) war angezeigt; die Erzählung des Bauernweibes, wie er zu dem Uebel gekommen, ließ keinen Zweifel übrig. Sobald er zurücksank, verfiel er in Schlaftrunkenheit und Irrereden. Die Krankheit hatte eben den Culminationspunkt erreicht; — wenn etwas retten konnte, so war es ein Aderlaß. In Ermangelung eines chirurgischen Instrumentes mußte mein Taschenmesser helfen.

Ich hatte indeß meine nassen Kleider abgeworfen, und trockene angezogen, welche mir die Familie bereitwillig darbot. Ans Schlafen dachte ich gar nicht; mein Patient nahm mich zu sehr in Anspruch. Der Pfarrer übergab mir seine Hausapotheke, deren Umfang, so viel mir ein rascher Ueberblick zeigte, für den augenblicklichen Bedarf hinreichte, und begab sich für ein paar Stündchen zur Ruhe. Der Kranke war ruhiger geworden; ein Blasenpflaster schien zu wirken; gegen Morgen fing sogar ein wohlthätiger Schweiß sich einzustellen an. Mit dem Befehle, mich zu wecken, wenn er unruhiger würde, warf ich mich ebenfalls auf die Ofenbank hin, und schlief einige Zeit recht erquicklich.

Schon war es ziemlich hoch am Tage, als ich erwachte. Der Priester saß bereits am Bette des Kranken; ich eilte besorgt

hin. — „Bravo, Doctor!“ — sprach jener leise, mir die Hand schüttelnd, — „Ihr Aderlaß hat ihn gerettet. Er liegt schlummernd in starker Transspiration; ich zweifle nicht, daß die Krisis bereits eintrat.“

„Ich darf hoffen!“ — erwiderte ich freudig, nachdem ich des Kranken Puls geprüft. — „Wie ermunternd wär' es für mich, wenn meine erste Kur gelungen wäre!“

Der Himmel machte mir diese ermunternde Freude wirklich. Schon unter Tags fing der Patient sich zu erholen an; seine gesunde Constitution wirkte thätiger mit, als alle kühlenden Mischungen mit Salmiak und Salpeter. Der Pfarrer mußte seinen Amtsgeschäften nachgehen und trennte sich herzlich schwer von mir, erst durch mein Versprechen befriedigt, ihn ja gewiß noch zu besuchen, eh' ich meinen Patienten verließe, welchen ich, vor dem Eintritte der ausgesprochenen Besserung, nicht unerfahrenen Händen allein anvertrauen wollte. Drei Tage blieb ich so in dem Bauernhause; endlich nahm ich, von den Segenswünschen der Familie begleitet, Abschied, und ließ mich vom jüngsten Sohne des Hauses zum Pfarrhofe geleiten. Erst jetzt sah ich ein, in welchem Labyrinthe mich damals Nacht und Wetter umhergehetzt hatten.

„Sonderbar! In demselben Hause, wo ich einen alten Freund vielleicht für Lebenszeit verloren, fand ich nach vier Tagen einen neuen, von dem ich nach einer Woche, — (denn eher ließ mich der treffliche Mann nicht fort) — mich fast eben so schwer trennte, als von dem lieben Jugendfreunde, dem ich mein ganzes Abenteuer eigentlich verdankte.“

„Kann ich meinen Weg durchaus nicht an Martins Hause vorüber einschlagen?“ fragte ich den Pfarrer.

„Wenn Du Dir einen zweistündigen Umweg gefallen lassen willst,“ — versetzte mein neugeworbener Bruder, — „so gehts

wol. Aber da muß ich Dich geleiten; und „i moanad schier", ich könnte es besser, als jener erste Führer aus meinem Sprengel. Ich werd' es so einrichten, daß wir bei Vater Martin Mittagrast halten können."

„Desto besser!" rief ich, und schickte mich wolgemut zur Wanderung an.

Es war ein rührender Anblick, im Freien unter einer alten, schattenden Eiche, die Familie beim ländlichen Male zu sehen, welches bereits der Reconvalescent mit uns theilte. Ueberreich an Eindrücken und Erinnerungen verließ ich die Gegend, die mir so interessant geworden war und widmete mich, in die Stadt zurückgekehrt, meinen Studien mit doppeltem Eifer und froherer Hoffnung, denn ich hatte ja eine ermunternde Bürgschaft des Gelingens in meiner ersten Kur.

Schuld und Wahn.



Die freundlichste Decembernacht goß ihren hellsten Schimmer über die schneebedeckte Erde aus. Alle Glocken und Glöcklein riefen zur Mette. Die Landbewohner wanderten über den knisternden Schnee der Stadt zu, während die Städter hinauseilten zu dem freundlichen Kirchlein, welches vor dem östlichen Thore geisterhaft von der Höhe eines mäßigen Hügels herabsah.

Unter den Schaaren, welche die Stadt verließen, um ihre Andacht in jenem heiligen Hause am Hügel zu verrichten, befand sich auch die liebliche Ernestine, die siebzehnjährige Tochter des wolhabenden Handelsmannes Stollmers, welcher unter den Bürgern des Städtchens seit mehr als einem Jahrzehent unbestritten den ersten Rang behauptete. Die alte Haushälterin Agathe diente dem jungen Kinde zur Begleiterin.

An Seitenwege war da nicht zu denken, denn Agathe hatte ein gar wachsames Auge, und nebstdem die strengsten, unbezweifeltsten Grundsätze, auf deren Unerschütterlichkeit Stollmers ohne Mißtrauen die Leitung seines Töchterleins begründen konnte. Ihren Blicken entging nichts, wie ein treuer Argus bewachte sie das Haus, und Stollmers konnte sich zu ihrem Besitz in jeder Hinsicht Glück wünschen, indem sie ihm die Stelle seiner früh verstorbenen Hausfrau hinlänglich ersetzte.

„Ach seht doch, liebes Mamsellchen,“ sprach die fromme Agathe zu ihrer Schutzbefohlenen, als sie auf der letzten Stufe der Stiege rastete, welche zum Hügel hinan führt, „ach! seht doch, wie freundlich der liebe Christ aus der hell erleuchteten Kirche uns entgegen winkt! Seit meinem fünften Jahre schon, also über ein halbes Jahrhundert, hab' ich ihm in dieser Nacht immer hier auf dem Hügel meinen Besuch gemacht, und noch jetzt freu' ich mich jedesmal darauf, wie das Kind auf den Christbaum. Blüht doch für jeden Menschen einmal ein Christgeschenk im Leben, — und euch, Mamsellchen, wird die Bescheerung nicht ausbleiben!“

Ein tiefer Seufzer war Ernestinens Antwort auf diese hingeworfene Bemerkung, welchen jedoch Agathe aus allzugroßer Bescheidenheit auf Rechnung der beschwerlichen Stiege schrieb.

„Nun, nun,“ fuhr sie fort, „jeder Pfad zum Guten ist etwas steil! Noch fünfzehn Stufen und es ist überstanden; aber langsam, Tinchen, damit wir nicht erhitzt in die Kirche kommen. Wer weiß, welches Plätzchen für uns übrig bleibt! Wir gingen etwas spät vom Hause!“

Agathe hatte recht geahnt. Alles in der Kirche war schon dicht besetzt, und kaum in der äußersten Ecke am linken Seitenthore, welches auf den ehemaligen Friedhof führte, war noch in einem schmalen Stühlchen für vier Kniee Platz. Ernestine drängte ihre Begleiterin unter dem Vorwande, daß der bequemere Platz dem Alter gebühre, in den Stuhl hinein; sie selbst blieb am Rande desselben knieen. So schlecht der Platz war, auf welchem durch die halbgeöffnete Thüre ein eisiger Windzug strich, so schien er dem unruhig um sich blickenden Mädchen dennoch lieb, ja sogar willkommener als jeder andere, denn nur ihr mehr als zufälliges Zögern, als Agathe zu Hause mahnte und drängte, trug die Schuld, daß sie Alles schon besetzt fanden. Aber auch die gute Alte hatte sich bald zurecht gefunden. Nachdem sie an dem Licht-

stümpfchen ihrer Nachbarin ihren Wachsstock angezündet hatte, zog sie ihr altes, mächtiges Gebetbuch aus dem schwarzen Lederfutteral, enthüllte die großscheibige Brille und versenkte sich bald, ihre Nase damit bewaffnend, so tief in das Meer ihrer Betrachtungen und Empfindungen, daß die ganze Umgebung für sie verschwand. Die Orgel fiel nun mit einem freudigen Pastorale ein, der Gesang der Gläubigen begann, und der Fluß der wolbekannten Melodie wiegte manches andächtige Gemüth in ein süßes Vergessen seiner selbst ein. So ging es auch Agathen. — Unwillkürlich fingen die Riesenlettern ihres Gebetbuches an, vor ihren blinzelnden Augen durch einander zu hüpfen, die Brille entglitt ihrer Nase und ihr Haupt nickte immer tiefer, bis sie zusammenfuhr und ihre Lippenbewegung bis zu einer neuen Erschütterung dieser Art mechanisch fortsetzte; dabei war sie Ernestinens so sicher, daß sie ihr nicht einen einzigen Blick zuwarf.

Das Mädchen schien Agathens Schwäche wol zu kennen, und ihr Plänchen darauf angelegt zu haben. Denn kaum hatte die alte Wächterin Miene gemacht, einzunicken, als Ernestine den Stuhl verließ, in welchem ein nebenstehendes Landmädchen ungebeten ihren Platz ersetzte, und zur Seitenthüre hinausschlüpfte.

Es galt nichts weniger als eine lange verabredete Bestellung auf dem alten Friedhofe. Die Liebenden, welche ihr Verhältniß so geheim zu halten wußten, waren Ernestine und Carl Seeberg, ein trefflicher junger Mann, der Verwalter eines nahe gelegenen gräflichen Schlosses, dessen Eigenthümer auf seinen weitläufigen Gütern in einer andern Provinz lebte, und dieses Schloß kaum einmal in mehreren Jahren zu besuchen pflegte. Seeberg war in Bezug auf die Eigenschaften seines Kopfes und Herzens vielleicht zu bescheiden, wenn er seine Liebe

zu Ernestinen geheim hielt, allein seine Vermögenslosigkeit konnte ihn bei einem Kaufmanne, wie der alte Stollmers, nur wenig empfehlen. Er ward auf demselben Schlosse, dessen Verwalter er vor wenigen Jahren geworden, von fremden Leuten erzogen und wußte von seinem Vater, an dessen Züge er sich kaum mehr erinnern konnte, nur so viel, daß er in der Stadt eine Bedienstung hatte, bald aber in die Ferne zog und von dort aus nur selten schrieb und es auch nicht gerne hatte, wenn man ihm oft schreiben wollte. Die Verbindung zwischen Vater und Sohn blieb daher immer so locker, daß Carl sich fast für eine Waise hielt, die das Schicksal sich selbst überlassen. Und was konnte er als solche einem Manne für die Hand seiner einzigen Tochter bieten, welcher nur bares Geld achtete, und vor welchem höchstens die Hinweisung auf ein anständiges Auskommen und eine bessere Zukunft einigen Anspruch auf Berücksichtigung begründen konnte. Deßhalb hielt er seine wahre und innige Liebe zu Ernestinen so geheim als möglich, sparte im Stillen, arbeitete so viel er konnte, suchte seine Lage nach allen Richtungen hin zu sichern, und legte seiner Geliebten bei unbelauschten Zusammenkünften von Zeit zu Zeit genaue Rechnung, um ihre Hoffnungen zu beleben, wobei er jedoch nie vergaß, sie zu bitten, auf ihn nur in so fern Bedacht zu nehmen, als dadurch einer schöneren Aussicht für sie kein Hinderniß vorgeschoben würde.

Die für heute verabredete Zusammenkunft sollte Ernestinen mit Wichtigem bekannt machen. Der zwölfte Streich der Stadtuhr tönte eben von unten herauf, als Ernestine vor das Thor trat und sich fröstelnd auf den Hügeln umsah, welche sich wie Schneewolken bis zur kleinen Kapelle hinzogen. Seeberg ließ sie nicht warten, leise schlüpfte er hervor, schlug Ernestinen seinen Mantel um und zog sich mit ihr in das Versteck zurück, welches er nach sorgfältiger Prüfung auserwählt hatte.

„Bald, liebe Ernestine,“ begann er, „soll das Geheimniß, welches bisher über unserer Liebe waltete, aufhören; das ist es, was ich Dir heute mittheilen wollte. Ich habe mir ein paar hundert Thälerchen zurückgelegt, welche für die erste Einrichtung im Ehestand hinreichen, habe mir meine Stelle durch einen schriftlichen Vertrag mit meinem Gutsherrn gesichert, wodurch ich in Zukunft für das Nöthigste gedeckt bin, und will es nunmehr wagen, bei Deinem Vater ohne weitere Ansprüche, die ihn erzürnen könnten, um Deine Hand zu werben. Auch habe ich mein Vorhaben meinem Vater mitgetheilt und von ihm zur Antwort erhalten, daß er selbst hierher kommen werde, um sich vor diesem wichtigen Schritt mit mir noch ernstlich besprechen zu können. Ohne Zweifel wird er Zeuge meines Glückes sein wollen, und ich werde in kurzer Frist die doppelte Freude genießen, an der lang entbehrten Vaterbrust zu liegen und ein liebes, gutes Weib jubelnd in seine Arme zu führen. Das neue Jahr soll uns ein neues Glück bringen!“

Mit froher Zuversicht vernahm Ernestine diese Mittheilung: sie war ihr in der That das Wichtigste und Erfreulichste, was sie hören konnte. Mit zitternder Hand zog sie den Goldring, das Erbstück ihrer seligen Mutter ab, und steckte ihn als Pfand ewiger Treue, an Seebergs Finger, welcher ihn entzückt an seine Lippen drückte. Noch wurde Manches besprochen und verabredet, Manches erwogen und überlegt, als die laut zusammenhallenden Glocken das nahe Ende der Mette ankündigten. Carls heißen Abschiedskuß mit einem nicht minder heißen erwidernd, wollte sie eben in die Kirche zurückschlüpfen, als ihr ein widrig kicherndes: „Bravo, bravo, Tinchen!“ von halbbekannter Stimme nachtönte, woraus sie entnahm, daß sie belauscht worden sei. Ohne sich umzusehen, eilte sie dem Stuhle zu, wo sie die alte Agathe noch in der nämlichen Stellung fand, in welcher sie dieselbe

verlassen hatte; von ihrer Seite war daher nichts zu befürchten. Ziemlich einsilbig trippelte die Gute, ihre Schutzbefohlene am Arme, nach Hause, und nahm mit einem schläfrigen: „Guten Morgen“ von ihr Abschied, als die Uhr eben Eins schlug.

2.

Stollmers war kein Freund von Besuchen. Den Tag brachte er im Kaufladen oder in den Magazinen, den Abend und oft einen großen Theil der Nacht in dem kleinen ebenerdigen Stübchen zu, welches an seine Casse stieß. Dort brütete er über seinen Handlungsbüchern, schrieb Briefe, verglich Wechsel, zählte Geldsummen, und bewegte sich in seinem Elemente mit regem Geschäftseifer und eherner Theilnahmlosigkeit gegen alles Uebrige.

Unter die wenigen Menschen, welche Stollmers öfter um sich litt, gehörte der alte Calculator, Doctor Pankrazius Wichtlein, ein Original in jeder Hinsicht. Im Actenstaube so zu sagen gebeitzt, verrieth er schon in seinem Aeußeren all' die Spuren jenes langweiligen Pedantismus, welcher die Schattenseite des Kanzleilebens bildet. Wer das D vor seinem Namen mit seiner Persönlichkeit verglich, fand gewiß manches mit diesem Buchstaben anfangende Wort der deutschen Sprache für ihn weit passender, als das Prädicat Doctor, welches doch in der Regel Studien und Bestrebungen voraussetzt, für welche sich in seinem Antlitz auch nicht ein entfernter Keim von Möglichkeit auffinden ließ. Man war versucht, ihn für eine wunderbar erhaltene Doctorsmumie aus jener fabelhaften Zeit zu halten, wo jeder für einen Gelehrten galt, der seinen Namen schreiben konnte. Ohne eben bescheiden zu sein, oder seiner Doctorswürde etwas zu vergeben, begnügte er sich mit seinem mechanischen Schreibgeschäfte seit mehr als dreißig Jahren, und hatte nie Anspruch auf Vor-

rückung in eine selbstständigere Dienstsphäre gemacht. Mit abgemessener Bewegung stellte er sein spanisches Rohr mit dem Elfenbeinknopfe bei Seite, hängte den breitkrämpigen Fischbeinhut an den Nagel, zog die grauleinwandenen, mit wunderbaren Tintenklexen wie mit Runen beschnörkelten Ueberärmel an und begann sein Tagewerk damit, daß er einen Bogen Papier mit mächtiger Scheere beschnitt, jede Oeffnung derselben gleichzeitig mit einer schnappenden Bewegung seines beständig geöffneten Mundes begleitend. Dann ging es ans Federschneiden und endlich nach Aufsteckung der schwarzgeränderten Augengläser ans Schreiben, wobei er eine überaus seltsame Figur spielte. Er dictirte sich jedes Wort und jede Ziffer laut vor, und verfolgte jeden Federzug mit einer parallelen Nachahmung des Kopfes, welche bei seinem posaunenähnlichen Manupropria in ein convulsivisches Zucken überging.

Wer den Doctor Wichtlein bei Stollmers einmal sah, und zugleich das Glück hatte, der alten Agathe zu begegnen, konnte sich des Gedankens unmöglich erwehren, daß diese beiden Wesen für einander geschaffen seien. Denn auch Agathe war ein Original: die schmutzig graue Falbelhaube nach verschollenem Schnitte, um welche ein schwarzseidenes Kopftuch mit flatternden Enden lief, contrastirte seltsam mit den halbmodernen Formen ihrer Kleidung, in welcher sich ein kleiner Anflug von Eitelkeit nicht verkennen ließ. Wer sie so in der räucherigen Küche zwischen Töpfen und Kesseln mit Feuerzange oder Fleischgabel walten sah, wurde unwillkürlich an jene gespenstischen Erscheinungen aus dem schottischen Hochlande erinnert, die der gemeine Mann Hexen nennt. Mit einer gewissen sittsamen Züchtigkeit begegnete sie jedes Mal dem nicht minder bescheidenen Doctor Wichtlein, und konnte sich selbst die Vermuthung nicht verhehlen, daß der trockene Geschäftsmann vielleicht nur ihr zu Liebe den Gang zu

Stollmers so oft wiederhole, und nur in ihrer Nähe sein sonst so steifes Wesen in schmiegsame Lebhaftigkeit verwandle. Auch Stollmers war dieser Meinung, und hatte gegen das zarte Verhältniß so bedachtsamer Individuen um so weniger einzuwenden, da eine gefährliche Steigerung der Gefühle zum Uebermaße hier nicht so leicht zu befürchten stand. Allein ein ganz unerwarteter Auftritt belehrte den Kaufmann bald eines Anderen.

Es war am Vormittage des 25. Decembers, als Doctor Pankratius Wichtlein mit ganz besonders geheimnißvoller Miene in des Kaufmannes Stollmers Schreibstübchen trat, und ihn fragte, ob er allein sei. Auf die Antwort, daß Alles noch der Andacht obliege, begann der Doctor mit gezogenem Tone:

„Der Andacht? — Schön, schön! — So hat man also sein Herz in der Nacht noch nicht hinlänglich ausgeschüttet und erleichtert? — Nun — ja der Ort war doch wirklich zu unbequem und die Luft für Geständnisse dieser Art viel zu rauh und winterlich!"

Stollmers sah den boshaft lächelnden Doctor groß an. „Für welche Geständnisse?" fragte er gedehnt.

„Je nun, — es gibt allerlei Geständnisse, die ein Doctor einem Kaufmann zu machen hat, Geständnisse, die ein Verwalter einer Kaufmannstochter zu machen hat; Geständnisse, welche wie die letzteren heute Nacht schon vor sich gegangen sind und Geständnisse, welche wie die ersteren, erst jetzt bei Tage vor sich gehen sollen, weil sie das Taglicht nicht zu scheuen brauchen."

„Schenken Sie mir reinen Wein ein," drängte Stollmers ungeduldig, „wir Handelsleute lieben Klarheit und Bündigkeit."

„Nun denn, klar und bündig gesagt, — Dero Töchterlein hat heute Nacht auf dem alten Kirchhofe am Hügel ein sogenanntes Rendezvous gehabt!"

„Albernheit, — meine Ernestine geht an solche Orte nie ohne Agathe, — und die ist wachsam.“

„Wenn sie nicht schläft, was ihr denn mitunter öfters passirt, wie eben die vergangene Nacht, wo sie auf ihrem Gebetbuche recht behaglich einnickte, worauf Dero Töchterlein nur gewartet zu haben schien, um sich schleunigst zu entfernen. Aber meinen Augen war Solches nicht entgangen, zumal ich schon lange auf Bestätigung meiner dießfälligen Ahnung harrte; ich schlich leise nach, und siehe da, die Contrebande ward ertappt. Was geplaudert wurde, konnte ich nicht vernehmen, weil der sorgsame Galan ein luft- und lautdichtes Dach um seine Dulcinea aus seinem selbsteigenen Mantel bildete; eine große Vertraulichkeit leuchtete aber immerhin aus der gegenseitigen Applicirung des Abschiedskusses, welche ich meiner selbst vergessend mit einem vorlauten „Bravo!“ belohnte. So stehen die Actien!“

„Kommt mir nicht unerwartet!“ erwiderte Stollmers, seine Sammtkappe hin und wieder rückend. — „Ich bins gewöhnt, betrogen zu werden; habe mir auch von meiner Tochter nichts Besseres versprochen. Wenns nur ihr nicht zu arg heimkommt! Wer ist der Verführer?“

„Ein hübscher, junger Mann, der Verwalter vom Schlosse drüben, Carl Seeberg!“

„Seeberg? — Kenn' ihn, ist mein Kunde, — gibt mir viel zu lösen, — nun — er sucht seinen Rabatt! — Warum er's aber heimlich anfing?“

„Warum? — je nun, — weil er nichts zu nagen hat, — weil er arm ist wie eine Kirchenmaus, — weil er von seinem Einkommen noch einen alten unwissend wo befindlichen Vater atzen muß, der ihm nur zeitweilig anzeigt, wo er seine Provision erwarte.“

„Der Posten ist aber einträglich, — und der Mann ist noch jung!“

Dem Doctor kamen diese Bemerkungen zu Gunsten des Verwalters unerwartet. Er warf sich daher stolzer in die Brust, zog die Augenbrauen mächtig empor und begann, dem Kaufmann eine Prise aus goldener Dose anbietend, mit ernsterem Nachdrucke: „Alles recht und richtig! Aber ich denke mir, ein gesetzter Mann, der einen einträglichen Posten schon einige Jahrzehnte bekleidet und so bekleidet, daß er davon etwas sich zu Nutzen gemacht hat, wäre denn doch besser, als ein junger Mann, dem sein Posten vielleicht erst in einem Jahrzehnt etwas abwerfen wird. Wenn man so allein steht in der Welt, wenn man so ganz frei von Bedürfnissen ist, wenn man Jahre lang keinen Fuß über die Schwelle eines Gast- oder Kaffeehauses gesetzt hat, und sich die langen Sonntagsabende lieber damit verkürzt, alte runde Metallbildchen mit Bergkreide zu glätten und blank zu bürsten, welche man im gewöhnlichen Leben Thälerchen nennt, und größtentheils nur mehr aus der Tradition kennt, so hätte man auf den Besitz eines ehr- und tugendsamen Weibchens doch giltigere Ansprüche, als so ein windiger Guckindiewelt, der am Ende nichts hat als seine magere Liebe und seine aufgeblasene Einbildung.“

„Sie gerathen ja ins Feuer,“ bemerkte Stollmers überrascht, „wenn man Sie so reden hört, sollte man fast glauben —“

„Daß ich auf Dero Töchterlein mein Auge geworfen habe,“ — fiel ihm Wichtlein in die Rede, „ja — ja — Freund Stollmers, das sollen Sie auch glauben!“

„Das ist wol nur Ihr Scherz!“

„Scherz — Scherz? — Was Scherz,“ brauste Wichtlein auf. „Bin ich etwa zu schlecht für Ernestinen? — Aber nicht wahr, Ernestinens Vater war ich gut genug, als er vor so

und so viel Jahren, von Freunden betrogen und verlassen, von seinen eigenen Hausleuten bestohlen, sich durch Schleichhandel und anderen Unfug aufhelfen zu müssen glaubte, und ohne Zweifel ein Opfer der Gesetze geworden wäre, wenn ich ihm nicht ein Hinterpförtchen geöffnet hätte? Da war ich für den Vater gut genug, — nun, mein' ich, dürfte ich es wol auch für die Tochter sein. Das ist meine Ansicht, — und sie zu vertheidigen, bin ich der Mann, Doctor Pankratius Wichtlein!"

So rief er mit kreischender Stimme, und ein convulsivisches Zucken begleitete dies mündliche Manupropria.

Stollmers war aufgeregt; Wichtleins Worte hatten ihm widerwärtige Erinnerungen zurückgerufen. Er war ihm zum Danke verpflichtet, das konnte er nicht läugnen; allein eben diese Verpflichtung klagte den Hehler selbst des verletzten Diensteides an. Auch liebte Stollmers, trotz seiner materiellen Ansichten vom Leben, seine Ernestine, sein liebes, einziges Kind zu sehr, um es einem dürren, alten Pedanten in die Arme zu werfen, der außer seinen blanken Thalern, ihr für alle Zukunft nichts zu bieten vermochte. Ungeachtet er daher Ernestinen wegen ihrer Unaufrichtigkeit zürnte, so suchte er den Doctor dennoch für den Augenblick auf eine Weise hinzuhalten, welche diesen nicht erbittern und zur Bosheit reizen konnte.

„Sie fahren auf, Doctor," begann er nach einer Pause, „als ob ich Sie durch meine Frage hätte beleidigen wollen? — Mußte mich denn Ihr Antrag nicht überraschen? Sie gingen in meinem Hause täglich aus und ein, ohne Ihrer Neigung für Ernestinen auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. — Ich dachte nichts sicherer, als daß Agathe der Gegenstand sei, auf welchen Sie Ihr Augenmerk geworfen, und Sie dürfen mir glauben, daß sich Agathe für vollkommen davon überzeugt hält!"

„Maske, — Freund," begann Wichtlein beruhigt, „Maske, um Ernestinen desto ungestörter beobachten zu können! Verrathen Sie mich ja nicht. Agathe darf nichts ahnen, sonst wäre die Sache in der ersten Stunde Stadtgespräch. Wir wollen eher im Reinen sein; dann möge die Klatschsucht ihre Backen voll nehmen!"

Stollmers suchte den intriguanten Brautwerber bei guter Stimmung zu erhalten, und entließ ihn mit dem Versprechen, sich seine Sache angelegen sein zu lassen.

Der Doctor sollte aber nicht so leicht durchkommen. Agathe, welche indeß aus der Kirche zurückgekehrt war, kleidete sich in ihrem Zimmer, welches an die Schreibstube stieß, langsam aus, und hörte in unzusammenhängenden Bruchstücken einen Theil des lebhaften Gespräches mit an, worüber sie sich allerlei Gedanken machte. Sie pflanzte sich daher mit wachsender Ungeduld im Vorsaale auf, um den Doctor in flagranti zu empfangen, wenn er aus der Schreibstube träte. Allein dieser war auf eine solche Begegnung schon gefaßt, und half sich für den Augenblick mit der Lüge heraus, daß er mit seiner erheuchelten Aufmerksamkeit für Ernestinen nur seine wahre Liebe zu Agathen bemänteln wolle.

Agathe war durch des Doctors siegende Suada ziemlich beruhigt. Als ihr aber nach ein paar Tagen Ernestine gestand, daß Wichtlein bei ihrem Vater um sie angehalten, und dieser sie um ihre Meinung befragt und ihr Manches ernstlich vorgehalten habe, da ging ihr die Sache doch zu Kopfe, und sie nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit den Doctor in ein strengeres Examen zu nehmen.

3.

Schneegestöber trieb sich am Morgen des Sylvestertages in lustigem Wirbel durcheinander.

Die Amtskanzlei des Schlosses, in welchem Seeberg als Verwalter residirte, war verlassen; denn der letzte Tag des Jahres galt den Beamten von jeher für einen Ferialtag, und Seeberg wollte nichts Neues aufbringen; konnte ja doch er eine Ausnahme machen und vielleicht war seine Dienstleistung Ersatz für die aller Uebrigen.

Plötzlich pochte es leise an der Thüre, und dazu hörte man ein Geräusch, wie das eines Menschen, welcher den Schnee von Kleidern, Hut und Schuhen abschüttelt. —

„Herein!" rief Seeberg mit unwillkürlich zitternder Stimme.

Die Thüre ging auf; vor derselben stand ein Mann, noch immer bemüht, der dichten Schneedecke los zu werden, welche sein ganzes Aeußeres mit einer zähen Kruste überfirnißt hatte.

„Tretet immer ein!" ermunterte Seeberg den Fremden, „bei uns ist es nicht so blank; für die Amtsstube gibt es keine Feiertage!"

Indessen hatte sich der Fremde vom Schnee befreit und trat schüchtern blickend ein. Ein grauer, abgeflickter Mantel umhüllte die abgezehrte Gestalt; dem alten brüchigen Hute waren die Haare längst entfallen, und aus den abgetretenen Stiefeln sah das Stroh als karges Mittel gegen den Frost hervor. Baumwollene Fausthandschuhe, welche an einer Schnur um den Nacken des Mannes hingen, und ein gemeiner Alpenstock vollendeten das Bild eines Bettlers, von welchem Lose auch das ausgearbeitete, runzlichte Gesicht mit den glanzlosen blauen Augen, den borstigen

Brauen und dem spärlichen weißen Haare auf glänzender Glatze Zeugenschaft zu geben schien.

„Legt ab, Alter," begann Seeberg, „und macht Euch's bequem und wenn Ihr Euch erwärmt habt, so sprecht, womit ich Euch dienen kann. Es muß allerdings eine Sache von Wichtigkeit sein, die Euch bei solchem Wetter an einem Tage herführt, wo Ihr jede andere Kanzlei geschlossen fändet, die nicht den Verwalter selbst zum Pförtner hat."

„So hätte ich die Ehre mit dem gestrengen Herrn Verwalter zu sprechen?" — rief der Bettler lebhaft aus, Seebergs hingeworfene Bemerkung aufgreifend. „Ja — ja," fuhr er gedehnt fort, und musterte den erstaunten Seeberg mit starren Augen, „ja — ja — Sie sind's, — so muß sich der Knabe ausgewachsen haben, der jetzt Carl Seeberg heißt!"

„Wie? drang Seeberg in den Alten," seid Ihr vielleicht ein Bote von einem Verwandten Seebergs?" —

„Sind Sie Seeberg selbst — sind Sie es wirklich?"

„Ich bin's! — Und mein Vater?"

„Er steht hier, unglücklicher Sohn, — steht als Bettler, als Verbrecher vor dir, als Hiobsbote, als trauriger Beweis, wie die Sünde der Väter sich an den Kindern rächt!"

Die Stimme der Natur siegte. So abstoßend es auch für einen Menschen sein muß, seinen Vater, dessen Bild ihm mit den frühesten Erinnerungen der Kindheit verblichen und erst im Bereiche der Ideale neu erstanden ist, im Wuste des Jammers und Elendes vor sich zu sehen, alle bisher unbefriedigten Gefühle der zärtlichsten Sehnsucht, der reinsten Kindesliebe auf die traurige Gestalt eines zerlumpten Bettlers übertragen zu müssen: so warf sich Seeberg doch, in diesem Augenblicke alles Aeußerlichen vergessend, an die langentbehrte Brust, an die theure Herzensstelle, deren er schon für immer entbehren zu müssen geglaubt hatte.

„O, hinweg mit allen trüben Erinnerungen, Vater," begann er nach der Freude der ersten Umarmung, „lassen Sie jetzt das böse Leben ruhen! Seien Sie mir jetzt nichts, als Vater! Erholen Sie sich, stärken Sie sich! denken Sie sich, daß Sie hier zu Hause sind!"

„Hier zu Hause?" wiederholte der Alte mit gellendem Lachen, „wol war ich es hier einst! — Doch davon später! Jetzt, lieber Carl, handelt es sich nur um Eins! Ich bin gestärkt, ich bin erwärmt, ich bin Alles, nur Eins nicht, — nur kein Mensch, der werth ist, dich Sohn zu nennen und ob ich es je wieder werden könne, darum allein handelt es sich. Ich bin hergewandert durch Eis und Schnee, um mein Urtheil von dir zu hören, ehe es für immer zu spät ist!"

Der Alte zitterte krampfhaft in Seebergs Armen, der sich das Wiedersehen anders gedacht hatte.

„Sind wir allein?" forschte der Alte hastig, sich auf einen Armstuhl neben den Ofen niederlassend.

„Allein!" war Seebergs Antwort; zur größeren Vorsicht ließ er das knarrende Schnappschloß am Kanzleithore ab.

„Carl," begann der Alte, seines Sohnes Hand fassend, „du bist mein Sohn, mein echter, leiblicher Sohn; aber Seeberg ist nicht mein Name, daher auch nicht der deinige; Seeberg ist der Name deiner Mutter, die dich erzog bis zu ihrem Ende. Ihr Vater war mein Amtsgenosse auf den Gütern des alten Grafen, dessen Sohne du hier dienst. Die ländliche Abgeschiedenheit und jugendlicher Leichtsinn verlockten uns zu einer strafbaren Vertraulichkeit, deren Frucht du bist. Nach dem Tode Seebergs wurde seine Tochter mit einem Theile der Dienerschaft hierher übersetzt, indem man ihr aus Gnade eine Stelle anwies, um ihr für die Sorglosigkeit ihres Gatten Ersatz zu gewähren, welcher sie ohne irgend ein Vermögen hilflos mit dir zurückließ. Der Drang

meines Herzens zog mich Euch Beiden nach; um die Sache nicht auffallend zu machen, suchte ich im nahen Städtchen Dienste und fand sie auch im Hause eines redlichen Gewerbsmannes. Bis dahin war ich nicht von Sünde frei, — aber noch frei von einem Schurkenstreiche!“

„Vater,“ fiel Seeberg dem Alten in die Rede, „Sie verändern die Farbe, — die Erzählung greift Sie zu sehr an! Was es auch sei, Sie haben ja eine Fürsprache bei mir voraus, — mein Dasein!“

„Ach — daß ich dein kostbares Dasein in meiner Thorheit durch einen Schurkenstreich erkaufen zu müssen wähnte! — Das macht der Mangel an Glauben! Hätt' ich dich hinausgesetzt in den Wald oder an die Heerstraße und dein Los Gott anheimgestellt, du lebtest wohl auch noch, — und dein Vater wäre kein — doch nein! Ich kann es nicht über meine Lippen bringen; die Scham würde mich vor dir erdrücken! Und doch, — doch ist es so! — Deine Mutter war in Noth! für deine Zukunft sollte gesorgt sein, du solltest etwas lernen, eben weil du kein Vermögen zu erwarten hattest. — Ich verschaffte deiner Mutter die nöthige Summe, welche ausreichen mochte, bis du dir selbst weiterhelfen könntest! — Ich verschaffte sie ihr, — und verließ dann diese Gegend, — verließ sie belastet mit dem Bewußtsein eines Schurkenstreiches, verfolgt von dem Fluche des schwärzesten Undankes, umsonst nach Ruhe, nach Trost, nach Besserung ringend. In vielen Gegenden trieb ich mich umher; unter vielen Namen sucht' ich Brot, aber nirgends wollte es mir mehr gelingen, eine ehrenwerthe bürgerliche Existenz zu begründen; ein strafender Zufall riß mir den Becher des Glückes immer wieder vom Munde weg. Oft — ich muß es dir gestehen — rettete mich ein Nothpfennig, von dir eingesendet, noch eben zu rechter Zeit von dem entehrendsten Erwerbe. Die ganze Stufenleiter verächtlicher Schleichver-

dienste, vom Spion bis zum Schmuggler, habe ich durchgemacht, um endlich zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem du mich jetzt siehst — zum Bettelstabe!“

Seeberg verbarg sein Gesicht schluchzend in die Hände.

„Wie kann ich Sie retten, Vater? — Sprechen Sie! — Ich will ja Alles thun! — Nicht wahr, ich kann es?“

„Du kannst es,“ rief der Vater aufspringend, und ein Feuer edlerer Art belebte seine Augen, „du kannst es, Carl! Vatersegen wird dir's lohnen, der Segen des Vaters, den du entsühnt hast, gilt bei Gott gewiß auch! — Du kannst es, wenn du den Fluch des Undankes, der Schurkerei, der Verworfenheit von mir nimmst! Nur dieser Fluch lähmt meine Kräfte; ich bin erst in den Fünfzigen, dieser Fluch krümmt mich zum Neunziger zusammen, nimm ihn von mir, und elastisch soll mein ganzes Wesen aufleben; nimm ihn von mir, und ich kann arbeiten, entbehren, hungern, sparen, kann Alles — Alles, denn ich nähre ja dann die Hoffnung, durch Reue gebessert, sterben zu können! Willst du mich um diese Bedingung retten, da du es kannst?“

„Ich will es, — ich muß es!“

„Und wenn es dich dein Liebstes kostete?“

„Auch — dann!“

„Nun denn! so schwör' es mir!“

„Ich schwör' es!“

„Wohlan! Höre — Du stehst im Begriffe zu heirathen!“

„Ja — Vater! — Sie sollen meine Braut noch heute kennen lernen! Ein liebes, gutes, häusliches Geschöpf; — ich habe mir so viel erspart, als für die erste Einrichtung hinreicht! Vierhundert Thaler! Ich schrieb es Ihnen ja! doch deßhalb sollen Sie nicht vergessen werden, Vater! da meine bisherige Beisteuer nicht hinreichte, dieß Kleid Ihnen abzunehmen“ — —

„Dies Kleid?“ lachte der Alte; „o mein Sohn, daran trägst nicht du die Schuld! Läge kein Fluch auf mir, so wäre deine Beisteuer reichlich genug gewesen, um jetzt dein Spargut durch die Zinsen um die Hälfte zu vergrößern! Gibst du mir Millionen, — und nimmst mir den Fluch nicht, so muß ich Bettler bleiben bis an mein Ende! — Nun — wer ist denn deine Braut? — Du hast den Namen mir nie genannt?

„Ich schrieb Ihnen ja erst einmal, als die Sache schon gewiß war und ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meine Wahl billigen, und künftighin gern in unserem Kreise verweilen werden.

Der Vater seufzte tief auf, und heiße Thränen entquollen seinen Augen.

„Ernestine heißt sie,“ fuhr Seeberg fort, welcher im Wonnegedanken an seine Braut des Vaters Thränen nicht bemerkte; „sie ist die Tochter eines Kaufmanns im nächsten Städtchen, des wohlhabenden Stollmers —“

„Stollmers!“ schrie der Vater laut auf, sich krampfhaft erhebend, und plötzlich in sich zusammenbrechend. „Das ist die Hand des Schicksals,“ murmelte er halblaut vor sich hin, „ich habe auch das verdient! — Nun — fasse dich mein Sohn! — Du schworst mich zu retten! Nicht wahr?“

„Ich schwor es, — und werde meinen Schwur halten!“

„Wenn du mich retten willst, — ist deine Braut für dich verloren, wenigstens für jetzt verloren!“

Seeberg fuhr überrascht zusammen, schüttelte dann wie träumend das Haupt und sprach mit ungläubigem Lächeln: „Vater, das ist wol nur Prüfung!“

„Prüfung, — wol, mein Sohn! Aber ernste Prüfung! — Wenn du mich retten willst, ist Ernestine für jetzt dir verloren! Gerade die Summe, welche dir zu ihrem Besitze verhelfen soll, bedarfst du, um mich von einer Schuld loszukaufen, deren

Namen dir zu gestehen ich mich schäme. An den Bettel von vierhundert Thalern ist die Rettung meiner Existenz, die Sühne von dem Fluche geknüpft, der mich niederdrückt! Kannst du diese Summe und mit ihr die Hoffnung auf dein nahes Glück deinem Vater opfern? Kannst du die Erfüllung deiner sehnlichsten Wünsche ihm zu Liebe auf Jahre hinausschieben? Hast du so viel Glauben an Gott, daß du's über dich gewinnst, ein Kleinod, das jetzt in deinen Händen liegt, mit dem festen Vertrauen bei Seite zu legen, daß Gott, der keine gute That unbelohnt läßt, es dir unversehrt verwahren werde? — Ich weiß, mein Sohn, was ich fordere! Aber wer durch die Sünde zum Vater ward, wer Schurke ward, um seinen Sohn zu erhalten, muß auch das Herz haben, ihm sein Liebstes zu entreißen, um den Fluch von seinem Geschlechte hinwegzunehmen! — Bist du noch entschlossen, zu halten, was du mir schworst?"

„Ich bin es!" antwortete Seeberg nach kurzem aber heftigem Kampfe, der sein ganzes Innere so erschüttert zu haben schien, daß er zum willkürlosen Wesen herabsank. „Hier — Vater, nehmen Sie den Schlüssel, er öffnet Ihnen das blaue Zimmer im ersten Stockwerke — Sie kennen es wol?"

„Es ist dasselbe Zimmer, in welchem dich die arme Seeberg erzog —"

„Jetzt bewohne ich es; links in meinem Rollkasten, den Ihnen dieser zweite Schlüssel öffnet, finden Sie ein Portefeuille, welches die genannte Summe in Bankbilleten enthält."

Der Alte nahm mit bebenden Händen die Schlüssel, segnete stumm seinen Sohn, welcher starr vor sich hinsah, und wankte hinaus.

Jetzt brach ein Thränenstrom aus Seebergs Augen; die Hände faltend, rief er laut aus: „Dir himmlischer Vater, stell' ich mein Schicksal anheim! Erhalte mir Ernestinens Liebe,

bis ich wieder im Stande bin, um sie zu werben, und rechtfertige mich vor ihrem Herzen! Ich war eher Sohn, als Bräutigam!"

Dann stürzte er hastig zum Schreibtisch und schrieb mit zitternder Hand folgende Zeilen an Ernestine: „Theure Geliebte! Ich bleibe ewig Dein, bleibe Du mein! Ein Zufall, der außer meiner Berechnung lag, zwingt mich, meine Bewerbung um Deine Hand aufzuschieben. In zwei Jahren siehst Du mich wieder! Bis dahin dulde, hoffe. Sollte Dir ein besseres Los winken, so kümmere Dich nicht um mich! Für jetzt kann ich Dir das Räthsel nicht lösen. Nur zweifle nie an der Treue Deines unglücklichen Karl".

Er hatte das Billet kaum gesiegelt und zu sich gesteckt, als sein Vater eintrat mit einem Päckchen in den Händen.

„Sohn," sprach er, „halb entsühnt fühl' ich mich schon; ganz mich zu sühnen, liegt in deiner Hand. Nimm dies Päckchen, dessen Inhalt du wol ahnen magst, ohne jedoch seine ganze Bedeutung zu kennen. Das Haus des Kaufmannes Stollmers ist dir leider nur zu bekannt. Schleiche dich unbemerkt heute noch hinab; suche dies Päckchen in sein Cassezimmer zu werfen; das: „Wie?" stell' ich dir zur Aufgabe, nur gib Acht, daß dich ja Niemand sehe. Es wäre um mich geschehen, wenn er je erführe, daß ich dabei im Spiele war. Fürchte übrigens nichts; du thust einen guten Gang, — einen Gang, der deines Vaters Gewissen von einer Centnerlast befreit, der ihn der Menschheit zurück gibt, wenn er gelingt; dessen Mißlingen dagegen mich und dich ewig unglücklich machen würde. Nur darum vertraue ich ihn dir allein an! Bedenke, daß es sich dabei auch um Ernestinen handelt. Willst du mir diesen großen, wichtigen Liebesdienst erweisen, mein Sohn?"

„Ich will es, Vater!" schwor ihm Carl, und nahm das Päckchen. Der Vater faltete im stillen Gebete die Hände.

Es war ein stiller, trauriger Sylvestertag.

4.

Stollmers feierte mit seiner Ernestine in Wichtleins und Agathens Gesellschaft die Sylvesternacht wie alljährlich bei einer Bowle Punsch. Das Gespräch war nicht sehr warm; desto wärmer war das Stübchen, in welchem die vier Punschgäste beisammen saßen: denn die Magd hatte, wahrscheinlich um den Rest der Sylvesternacht ungestört zuzubringen, den Ofen so tüchtig geladen, daß er im alten Jahre gewiß keiner Nachhilfe mehr bedurfte. Agathe stand auf, öffnete die Thüre, welche in das anstoßende Cassezimmer führte, schob einen der eisernen Fensterbalken zurück und zog den Schuber am Doppelfenster empor, damit die von außen eindringende Luft die Wärme sanft mäßige.

Unter mannigfachen Versuchen die Zeit zu tödten, nahte die Stunde, wo das alte Jahr Abschied nahm und von der Salve zwölf gedehnter Hammerstreiche begleitet, beim matten Schimmer der Sterne, welche mühsam durch das zerreißende Schneegewölk hindurch flimmerten, in sein Grab hinuntersank, um dem jüngsten Sohne der Zeit Platz zu machen.

„Sonderbar,“ rief Agathe, „als ob man's einschnappen hörte!“

„Das neue Jahr soll leben!“ rief Doctor Wichtlein „und Jedem den gebührenden Zoll geben, — Junggesellen — eine brave Hausfrau, und Jungfrauen einen braven Mann!“

Agathe war entzückt über diesen Trinkspruch und bewunderte den Seitenblick, den der Doctor, über dessen Absichten sie längst schon wieder beruhiget war, auf die erröthende Ernestine warf, als ein Meisterstück wolberechneter Verstellung. Ernestinens Erröthen war eine Folge ihres Bestrebens, sich der gewaltsam hervorbrechenden Thränen zu erwehren.

„Auf Rückkehr von Treue und Redlichkeit unter den Menschen!“ rief Stollmers aus und stürzte das Glas mit einer Hast hinunter, welche einen richtigeren Blick in sein Inneres gewährte, als all' sein angenommener Menschenhaß und seine erzwungene Trockenheit.

„Nun aber, Tinchen, ist's Zeit zum Aufbruche!“ drängte Agathe, „mögen die Herren noch plaudern; für Frauenzimmer ist der Termin längst vorüber; in sechs Stündchen heißt es schon wieder in die Kirche, — und der liebe Schlaf will doch auch sein Recht! Somit: „Gute Nacht! — oder vielmehr guten Morgen!“

Agathe trippelte, noch einen bedeutenden Blick auf den Doctor werfend, voraus und Ernestine folgte ihr langsam, den herzlichen Kuß ihres Vaters als Bürgschaft besseren Glückes ins neue Jahr mit hinüber nehmend.

„Ja, Doctor,“ nahm Stollmers das Wort, „Sie können mir's glauben, — es ist mir nicht angeboren so rauh, so einsilbig, so mißtrauisch zu sein; aber die Leute haben mich dazu gemacht. Sie wissen, wie man mich betrogen, wie man mich bestohlen, wie mich mein treuester Diener in dem Augenblicke verlassen hat, wo auf seine Beihilfe, auf seine Aussage, auf seine Unterstützung das Meiste, wenn nicht Alles, ankam. Doch das ist vorüber! Mit Gottes Hilfe“ —

„Und mit meinem Beistande,“ fiel der Doctor ein, „unsere Freundschaft soll leben und blühen!“

„Dieser Artikel ist uns ausgegangen!“ rief Stollmers, dem Doctor bedeutend, daß er das leere Glas zum Munde führe. „Aber zum Glücke ist noch Vorrath dort im Napf auf dem Ofen. Zwei Gläschen füllt er noch; — aber das soll Männerpunsch sein, Doctor; — nicht so laues, mattes Weibergesöffe! Ich hab' in meiner Cassa drinnen eine Flasche echten Jamaika, der soll heraus! Warten Sie, Doctor; — ich finde sie im Finstern!“

Der Doctor protestirte aus zwei Gründen nicht: fürs Erste, weil er ein gutes Tröpfchen gerne trank, wenn er es umsonst haben konnte, und fürs Zweite, weil er den Kaufmann etwas warm werden sah, und ihn für seine Bewerbung um so leichter zu stimmen hoffte, während Stollmers hinwieder die erhöhte Gesichtswärme des Doctors dazu benützen wollte, um ihm wegen Agathen die Hölle heiß zu machen und ihm Ernestinen zu verleiden.

Pankrazius Wichtlein nickte schlaftrunken, als ihn des Kaufmanns Ausruf: „Halt, halt, hab' ich dich!“ plötzlich aufrüttelte.

„Haben Sie sie schon?“ lachte Wichtlein, an die Jamaikaflasche denkend — „Nur her damit!“

„Helfen Sie mir, helfen Sie mir!“ rief Stollmers dringender.

„O Sie Schalk!“ lachte Wichtlein lauter, „als ob Sie so ein Fläschchen nicht allein bemeistern könnten.“

Plötzlich tönte ein dumpfer Schlag von innen, — und „Ha! entwischt!“ rief Stollmers mit ängstlich kreischender Stimme. Wichtlein sprang auf, und rief lallend: „Schleichhändler?“

Geisterblaß trat Stollmers aus dem Cassezimmer.

„Wirklich, Schleichhändler?“ wiederholte der Doctor, sich gewaltsamer fassend.

„Diebe!“ war des Kaufmanns Antwort, und erschöpft sank er auf den Stuhl.

„Diebe?“ fragte Wichtlein zitternd, und schob den Riegel vor die Stubenthüre, statt hinaus zu eilen und Lärm zu machen.

„Ich trete hinein,“ begann Stollmers, sich erholend,“ durch den Balken, den Agathe vorhin halb geöffnet, fällt ein mattes Licht auf die Kassatruhe, die gerade unter dem Fenster steht. Da hör' ich etwas zu Boden fallen; rasch blick ich hin, und sehe eine Hand, welche sich gewaltsam durch das enge Fenster-

gitter hereingezwängt hatte, wahrscheinlich um mit einer Feile, die ihr eben entfiel, das Werk des Einbruchs zu beginnen. Ich schleiche mich leise, durch den vorstehenden Balken gedeckt, hin und fasse die Hand die, aalgewandt, sich mir zu entringen strebt; umsonst, ich halte sie fest, krampfhaft fest, rufe um Hilfe, ohne von Ihnen verstanden zu werden, und würde, wenn Sie mir Beistand geleistet hätten, des Diebes ohne Zweifel habhaft geworden sein. Allein er sah seinen Vortheil, schwang sich empor, stieß mir mit der andern Hand den Balken vor die Stirne und riß die eingeklemmte mit Riesenkraft aus meinen Fingern los, zwischen welchen mir etwas wie ein Ring hinabkollerte, was sich im Zimmer vorfinden muß. Leuchten Sie mir, Doctor; — es kann zur Aufklärung führen!"

„Was im Zimmer ist, bleibt Ihnen sicher," stotterte der Doctor, ängstlich nach seinem Fischbeinhut und dem spanischen Rohre suchend; — „Diebe in der Sylvesternacht, es ist entsetzlich! Wenn sie's etwa bei mir auch versuchten, einzubrechen! Ich muß fort, — nach Hause! Meine armen Thaler! — Auf die Spur muß ich dem Diebe kommen; — morgen hab' ich ihn! Kein Schmuggler kam mir noch durch; ein Dieb soll mir auch nicht zu pfiffig sein! — Sicherheit muß in der Stadt herrschen! — Drum verlassen Sie sich auf mich; morgen in aller Frühe bin ich mit dem löblichen Gerichte hier, um dem Schurken auf die Kappe zu gehen."

Er war nicht aufzuhalten. — „Die Schurken haben uns von Außen eingesperrt!" schrie er, als die Thüre nicht aufging, die er kurz vorher aus Angst selbst zugeriegelt hatte. — Stollmers sah, woran es fehlte, und entließ den feigen Egoisten mit unwilligem Kopfschütteln.

Um seinen Schlaf war es geschehen. Lärm zu machen war zwecklos, da der Dieb entwischt und gewiß nicht Willens war,

in derselben Nacht zum zweiten Male zu kommen. Er verschloß daher die Thüre, nahm das Licht und durchsuchte das Cassazimmer. Auf dem Fenstergesimse waren einige Blutstropfen zu bemerken. Stollmers schob das äußere Fenster zu und verriegelte den inneren Balken. Was anfänglich der Hand des Diebes entfallen sein mochte, war nicht zu finden.

Mitten in der Stube glitzerte aber etwas; begierig leuchtete Stollmers hin; es war ein gesprungener Goldring, woran Blutspuren kennbar waren. — „Kein Zweifel," rief Stollmers, des Fundes froh, — „es ist der verrätherische Ring, welchen ich im Ringen vom Finger des Schurken herabgerissen. Dieses Wahrzeichen wird ihn entdecken helfen."

Er beleuchtete den Goldreif näher, und fuhr entsetzt zurück, denn je genauer er ihn betrachtete, desto bekannter kam er ihm vor. Selbst die Buchstaben F. S. stimmten überein. Ja, er hätte darauf schwören mögen, daß es derselbe Ring sei, den er einst am Altare seiner verstorbenen Gattin gereicht, derselbe, den nach ihrer Mutter Tode Ernestine als theures Erbstück getragen hatte.

Wie konnte dieser Ring an den Finger des Diebes kommen? — Ein gräßlicher Gedanke blitzte durch des Vaters Seele. — Sollte der Dieb eher Mörder gewesen sein, als er den Einbruch gewagt? Sollte das am Ringe klebende Blut Ernestinens Blut sein?"

Von furchtbarer Unruhe gefoltert, ergriff Stollmers das Licht, öffnete leise, schloß eben so leise hinter sich ab, und wankte die Treppe geisterblaß empor. Sein Kabinet war verschlossen wie sonst, am Schlosse nichts verletzt; er sperrte mit dem Hauptschlüssel, den er stets bei sich trug, auf und eilte, des Entsetzlichsten gewärtig, der Schlafkammer seiner Tochter zu. Kaum seiner mächtig, leuchtete er durch die halb geöffnete Thür auf Erne-

stinens Bett hin. — Da lag sie leise athmend, ein Bild der Unschuld, die in Thränen einschlief, die Hände über die Brust gekreuzt. Der Ring am Mittelfinger ihrer Linken war verschwunden.

5.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Ernestinen erwartete eine schmerzliche Begegnung. Beim ersten Frühgeläute war sie mit Agathen zur Kirche geeilt. Als sie aber nach verrichteter Andacht, durchs Thor treten wollte, steckte ihr ein täppischer Bauernjunge, mit der Frage: „Ob sie die Krämer-Mamsell aus der Stadt wäre?“ Seebergs verhängnißvolles Briefchen zu.

Ernestine war außer sich. Alles schien ihr verloren. Agathe hatte große Mühe, sie nach Hause zu bringen und ihr so viel Fassung zu predigen, daß sie sich wenigstens nicht gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit ihrem Vater verriethe.

„Wenn mir nur heute,“ seufzte sie, „Niemand ein glückliches Neujahr wünschte! Es ist so peinlich, für etwas danken zu müssen, was uns wie bitterer Hohn klingt!“

In das Haus des Kaufmannes Stollmers hatte der Doctor indeß bereits große Thätigkeit gebracht. Kaum war es Tag geworden, als er die Gerichtsbehörde aufrumorte. Der Assessor, ein tüchtiger Handhaber der Gesetze, wegen seiner Findigkeit, Strenge und Wachsamkeit allgemein „der kleine Fouché“ genannt, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und verfügte sich mit dem Denunzianten ungesäumt an den Ort des Attentates.

Nach einigen höchst kalten Neujahrsförmlichkeiten ging es an die möglichst umständliche Beaugenscheinigung. Ueber alles

Vorfindige wurde ein genaues Inventarium aufgenommen, die Cassatruhe von zwei Dienern abgeschraubt, und jeder Winkel durchsucht, ob man nicht die Feile, oder was sonst der Hand des Diebes entfallen war, fände, aber umsonst. Auf dem Tische lag Alles in derselben Ordnung, oder vielmehr Unordnung, wie am Vortage, weßhalb man ihn verschonte und die ganze Untersuchung lieferte daher kein anderes Resultat, als welches gleich der erste Augenblick gegeben hatte, nämlich: daß ein nächtlicher Einbruch versucht worden sei.

Die Anhaltspunkte beschränkten sich, da frischgefallener Schnee die Fußtritte vor'm Hause vertilgt hatte, auf die Blutspuren am Simse, und auf den, mitten im Zimmer neben verstreuten Briefcouverts (welche Stollmers zu den übrigen Papieren geworfen) gefundenen Ring, von welchem Stollmers zu Protokoll gab, daß er sich überzeugt halte, dieser Goldreif habe bisher als Erbstück seiner Seligen, Ernestinens Finger geschmückt.

In Wichtleins Kopfe zündete dieser Gedanke augenblicklich. Mit maliciösem Lächeln bestätigte er die Behauptung des Assessors, daß dieser Ring Licht verschaffen würde und erwartete mit Ungeduld das Frühstück, bei welchem Ernestine mit Schonung und wo möglich unvermerkt ins Verhör gezogen werden sollte.

Das arme Mädchen, welches in der Zwischenzeit mit Agathen nach Hause gekommen war, machte während diese das Frühstück bereitete so gut als es ihre Stimmung erlaubte, Toilette, um ihrem Vater ihren Wunsch darzubringen. Die Anwesenheit von Gästen hatte für die Haushälterin nichts Befremdendes; aber die beiden tristen Kerle mit den Spechtnasen und den Luchsaugen, welche im Vorhause umherpatrouillirten, kamen ihr verdächtig vor. Von den übrigen Hausleuten konnte

sie nichts erfahren, weil von ihnen selbst Niemand wußte, was in der Nacht vorgegangen war. So kam sie zuletzt gar auf die Vermuthung, Wichtlein, dessen schnarrende Stimme sie herauszuhorchen so glücklich war, habe ihr am Neujahrsmorgen eine Ueberraschung in Gestalt eines gerichtlich aufgesetzten Heirathscontractes bereitet.

Das Frühstück erschien und wurde mit seltsamer Spannung, nach wechselseitiger Beglückwünschung, eingenommen.

Nach einigen gleichgiltigen Reden zog Stollmers mit erkünstelter Ruhe den zerbrochenen Ring aus der Tasche und reichte ihn Ernestinen mit der Frage: „ob sie ihn kenne?"

Ernestine stieß einen lauten Schrei aus, als sie den Ring näher betrachtet hatte, und sank heftig ergriffen zurück. Allgemeines Staunen folgte diesem Momente; nur Wichtleins Züge wetterleuchteten vor Schadenfreude.

„Kennst du diesen Ring wirklich?" fragte Stollmers sanfter, als sich das Mädchen erholte.

„Ja, — Vater" — schluchzte sie, — „es ist meiner seligen Mutter Trauring."

„Wann und wie kam er von deinem Finger, an welchem du ihn, als theures Erbstück, trugst? — Sprich ohne Scheu! — Ich werde dichs nie entgelten lassen!"

„Seit der Christnacht," stammelte Ernestine erröthend, „und ich selbst verschenkte ihn."

Wichtleins Spannung stieg aufs Höchste; Agathe ließ jedes ihrer Augen in entgegengesetzter Richtung manövriren, ihr rechtes maß mit Bedauern die unglückliche Ernestine, während ihr linkes an Wichtleins boshafter Neugierde reichlichen Nahrungsstoff fand.

„Und wem schenktest du diesen Ring?" fragte Stollmers nach einer Pause weiter.

Ernestine sah nun ihr ganzes Geheimniß verrathen. Vor einer Stunde der Brief, jetzt der zerbrochene Ring, Alles bestätigte sie in ihrem Wahne, daß sich Seeberg auf ewig von ihr losgesagt habe, und sie glaubte nun ferner nichts mehr gewinnen zu können, wenn sie länger etwas verschweigen wollte, was Andere, wie es schien, besser wußten als sie selbst. Indem sie sich unter heißen Thränen ihrem Vater zu Füßen warf, gestand sie Alles.

Um sie zu schonen, verschwieg man ihr das Uebrige und führte sie auf ihr Zimmer, wo sie in brünstigem Gebete ihr Schicksal Gott anheimstellte.

Die Person also, von deren Finger der Ring abgezogen wurde, war nun mit größter Wahrscheinlichkeit — Seeberg.

„Was konnte nur diesen Mann zu einem solchen Schurkenstreiche bewegen?" fragte Stollmers, indem er sich ungläubig vor die Stirne schlug.

„Es ist unglaublich," stimmte der Assessor ein, „eben so unglaublich als evident!"

Doctor Wichtlein hätte wol einen Mittelweg gewußt, die ganze Sache auf eine glimpfliche Weise zu lösen, aber er beklatschte schon im Stillen seine Pfiffigkeit, und feierte einen schadenfrohen Triumph über Seebergs eclatantes Fiasko.

Ernestine war in Verzweiflung, Agathe hielt dem Doctor, der seine Schadenfreude allzusehr verrathen hatte, eine überaus erbauliche Strafpredigt; Stollmers monologisirte über Falschheit und Gemeinheit, und der Assessor beorderte in seiner officiellen Gespensterseherei ein handfestes Paar woldressirter Schergen, um den Inculpaten ja gewiß mit Haut und Haar einzufangen.

6.

Wie viele Menschen gibt es wol, welche sich nicht selbst schon in einer Stimmung befanden, wo man durch eine unerwartete Wendung verblüfft, den klaren richtigen Zusammenhang der Verhältnisse, den natürlichen Maßstab der Handlungen aus dem Auge verliert und von Widerspruch zu Widerspruch fortgerissen, sich in ein Labyrinth verirrt, aus welchem nur ein Maschinengott retten kann, worauf man dann freilich zur Einsicht seiner Luftstreiche, zur Erkenntniß seiner Selbsttäuschungen gelangt? Wer die Geschichte seines Lebens überhaupt und den Roman seiner Jugendliebe insbesondere durchblättert, dürfte nun auf mancher Seite Stoff zum Lächeln finden, welche ihm, als er sie erlebte, kalte Schweißtropfen und bittere Thränen gekostet hat.

Solche Schweißtropfen standen auch auf Seebergs Stirne, als am Neujahrsmorgen sein Vater zu ihm ins Zimmer trat und ihn mit ängstlicher Unruhe fragte: ob er seinen Schwur schon erfüllt habe.

„Es ist geschehen!" antwortete Karl mit zitternder Stimme. „Sie Vater, haben nichts mehr zu besorgen."

„Aber vielleicht Du?" fragte der Alte besorgt, „hat dich Jemand gesehen?"

„Niemand, Niemand, Vater! Aber wenn ich Ihnen lieb bin, so lassen Sie einige Tage über die Geschichte vergehen und entfernen Sie sich unterdeß. Sobald Alles verschollen und verklungen ist, was jetzt meine Brust bewegt, werde ich Sie selbst wieder bitten zu mir zurückzukehren. — Hier ist Geld, Vater! — Geben Sie mir nach!"

„Nicht so, mein Sohn! — Ich bin nicht gekommen, um dich zu berauben! Jetzt, wo du den schweren Fluch der Schuld von mir genommen, werden meine Hände stark genug sein, um

mir so viel zu erwerben, als ich für meine geringen Bedürfnisse brauche. — Allein du willst es, du beschwörst mich, zu gehen! Wohlan, so gehe ich, meinen Segen lasse ich dir aber zurück für deinen Edelmuth, möge er dir mit dem neuen Jahre auch ein neues Glück bringen!"

Er umarmte seinen Sohn mit inniger Rührung und entfernte sich. Allein die Besorgnisse, welche dieser laut werden ließ, hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ruhig seines Weges hätte weiterziehen können. Von bangen Ahnungen gefoltert, verbarg er sich unfern vom Eingange in den Schloßhof in einer kleinen Bretterhütte, welche den Sommer über zur Aufbewahrung des nöthigsten, im täglichen Gebrauche stehenden Gartengeräthes diente. Hier wollte er in seinen Mantel gehüllt lauschen, was da käme so lange es die Kälte oder das Tageslicht zuließe.

Er war nicht lange versteckt, als des Assessors Leute, im lebhaften Gespräche begriffen, anrückten, um den Verwalter zum summarischen Verhör in des Kaufmanns Wohnung zu citiren.

Seeberg verlor, als die beiden Amtsdiener mit der schriftlichen Vorladung eintraten, alle Fassung. Erblassend stand er da, ein sprachloses Opfer des Wahnes, bereit zu Allem, was man von ihm forderte. Die Ungewißheit über die Art der Schuld, von welcher er seinen Vater zu sühnen übernommen hatte, das Bewußtsein, in eine Sache mit verwickelt worden zu sein, in der er seinen bisher so unbescholtenen Namen auch nicht mit einem Worte vertheidigen könnte, ohne vielleicht Ehre und Leben seines Vaters zu gefährden, benahm ihm alles Selbstvertrauen, alle Ueberlegung. Ja, hätte man ihm in diesem Augenblicke gesagt: „Einer von euch Beiden ist Mörder, — du oder dein Vater!" — er würde mit vorschnellem Wetteifer gerufen haben: „Ich bin's!"

igen Erdenkoth,
mich, zu leben!
r aber jetzt für
Jahre auch ein

führung und ent-
laut werden ließ,
, als daß er ruhig
hangen Mienen
in den Schreibtisch
ner über zur Auf-
brauchs stehenden
en Mantel gehüllt
der das Tagewerk

[illegible] Leute, im
den Verwalter zum
ehnung zu erheben
mer mit der schrift-
Erblassend stand er
eit zu Allem, was
die Art der Schuld,
nommen hatte, das
rden zu sein, in der
uch nicht mit einem
hre und Leben seines
Selbstvertrauen, alle
n Augenblicke gesagt:
du oder dein Vater!"
gerufen haben: „Ich

Ohne ein Wort einzuwenden, folgte er daher den Amtsdienern, indem er in seiner Betäubung nicht einmal daran dachte, daß es das Haus des Kaufmannes Stollmers sei, wohin man ihn führe, daß er in Ernestinens Nähe die Katastrophe erleben solle.

Der Alte hatte aus seinem Verstecke nicht sobald bemerkt, daß Seeberg in Begleitung verdächtiger Personen forteile, als er sich schon hervormachte um nachzuschleichen.

Mit niedergeschlagenen Augen trat Seeberg bei Stollmers ein. Trotz seines verstörten Aeußeren widersprach der Adel seiner Züge und sein ganzes aus besserem Stoffe geformtes Wesen dem garstigen Anwurfe, welchen man ihm zu machen im Begriffe stand. Stollmers kam zuerst von seinem Wahne zurück und gestand sich selbst ein, daß sein ganzer Eifer vielleicht nichts als die Nachwirkung einer übernächtigen Aufwallung gewesen sei, und daß es besser wäre, die ganze Sache zu unterdrücken. Allein das Gericht hatte einmal Notiz genommen, und der kleine Fouché verstand keinen Scherz.

„Kennen Sie diesen Ring?“ — fragte der Assessor nach den herkömmlichen Eingangsformeln den Inquisiten.

„Ja,“ war Seebergs trockene Antwort.

„Wurde er von Ihrem Finger abgezogen?“

„Ja,“ — zugleich bemerkte des Examinators scharfes Auge, daß der Ohrfinger an Seebergs linker Hand wund war.

„Was um des Himmels Willen! konnte Sie zu einem so verzweifelten Schritte bewegen —?“

„Etwas, was ich nie verrathen werde?“

„Ein Mann, der in Aemtern und Würden steht, der des besten Rufes genoß, der sein erkleckliches Einkommen hat, — versucht es, — in die Casse eines geachteten Bürgers einzubrechen —!“

„Einzubrechen?“ wiederholte Seeberg auffahrend, — lächelte dann verächtlich — und schwieg.

„Waren Sie in Geldnoth?“ forcirte der Assessor.

„Nach Belieben!“ erwiderte Seeberg mit dem Ausdrucke des bittersten Widerwillens.

„Sie hätten vielleicht gern über Nacht ein Sümmchen zusammengezaubert, um Ernestinen etwas bieten zu können?“ fiel Wichtlein giftig ein.

„Nach Belieben!“ wiederholte der Beschimpfte mit einem verächtlichen Seitenblicke auf den Doctor, dem Stollmers auch einen verweisenden Wink gab.

„Sonderbar ist und bleibt es!“ — begann nun der Letztere ruhig, — „man kann einem Manne wie Sie keinen Schurkenstreich zumuthen, — und für eine Burschikosität, für ein Studentenstücklein sind Sie doch auch zu gesetzt. Was wars denn also? Reden Sie!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“ — war Seebergs gleichgiltige Antwort, — „die Wahrheit darf ich Ihnen nicht sagen, — und zum Lügner fühl' ich mich zu gut. Was mir diese Herren anwerfen, ist zu albern, um darauf zu antworten; daß es um meine bürgerliche Ehre geschehen ist, weiß ich; — was Sie weiter mit mir thun, gilt mir unter solchen Umständen gleich!“

Des Assessors Gesicht verlängerte sich ins Unglaubliche, während Wichtlein ohnmächtige Rache schnob und Stollmers den räthselhaften bemitleidete.

Da scholl plötzlich von Außen eine Stimme: „Lassen Sie mich hinein, meine Herren! Lassen Sie mich hinein!“ Und die Thüre ging auf.

„Was thun Sie, um Gotteswillen?“ schrie Seeberg auf, als er seinen Vater auf sich zustürzen sah.

„Mein Gott! die Züge soll ich kennen," rief Stollmers dem Doctor zu, der ebenfalls that, als ob sie ihm nicht fremd schienen.

„Nein, Karl," begann der Alte, Seeberg mit Inbrunst umschließend, „meinetwillen soll deine Ehre nicht gebrandmarkt werden. Die Schuld büße, nicht der Wahn. Ich Thor glaubte um so leichten Preis durchzukommen, aber ich sehe nun ein, daß Reue und Ersatz nicht hinreichen, um eine Schuld zu tilgen, auch die Buße gehört dazu! Nun denn, so will ich sie geduldig tragen!"

Eine Pause des Staunens fesselte Alles. Stollmers unterbrach sie zuerst, indem er Seebergs Vater fragte: „Sind Sie nicht Noring, mein ehemaliger Buchhalter, der mich vor zehn Jahren gerade in meiner bedenklichsten Lage rücksichtslos verließ?"

„Ja, ich bins," antwortete dieser, „und der junge Mann hier, den Sie Seeberg nennen, ist mein Sohn, mein braver, edelmüthiger Sohn! Heute war der Tag, wo er um die Hand Ihrer Tochter werben wollte; er hatte sich eine Summe von vierhundert Thalern zusammengespart, um wenigstens etwas bieten zu können, und der Edelmüthige trat die ganze Summe gestern mir ab, um eine schwere Schuld, die ich — in Ihrem Hause auf mich geladen — von mir abzuwälzen."

Seeberg wollte seinem Vater die Rede wehren, aber dieser fuhr mit tiefer Ergriffenheit fort: „Ja — hören Sie Alles, Herr Stollmers. Eben in jener bedrängten Zeit, wo Verluste aller Art, schlechte Streiche von Seite falscher Freunde, verunglückte Speculationen u. s. w. Ihre Vermögensumstände zerrütteten und Sie in jenem Stumpfsinne, in welchen uns großes Unglück gewöhnlich stürzt, das ganze Cassawesen mir überließen, eben in jener Zeit, — hören Sie und verachten Sie mich! — eben in jener Zeit besaß ich Schlechtigkeit genug, aus Ihrer Cassa vier-

hundert Thaler zu entwenden, um sie der Mutter meines Sohnes, die nicht mein Weib war, zuzuwenden. Niemand konnte das Defizit bemerken, denn mein Gewissen war meine einzige Controle, und das ließ sich durch die Leichtigkeit zu sündigen, verlocken!"

Er hielt bewegt inne.

Stollmers versank in Nachdenken; Seeberg schlug, für seinen Vatern erröthend, die Augen nieder.

„Aber unrecht Gut gedeiht nicht," fuhr Noring fort. „Meine Schuld ließ mich kein Glück mehr finden; trotz reichlicher Unterstützung von Seite meines Karl bracht' ich es doch nicht weiter, als zum — Bettler; ein böser Geist riß mir Alles aus den Händen, was ich hatte, — der böse Geist war — das böse Gewissen. Seit Jahren dacht' ich an Ersatz; es war mir aber unmöglich, so viel zu ersparen. Da schreibt mir mein Sohn von seiner Liebe, von seinem Spargute; ich eile zu ihm, er tritt es mir ab ohne zu wissen wofür; und es fragte sich nun nur mehr darum, wie ich die verhängnißvolle Summe, ungesehen, durch zuverlässige Hand an den Ort zurückbringen könnte, wo ich sie schändlicher Weise entwendet hatte. Nur meinem Sohne konnte ich diesen Gang anvertrauen; er schwor mir, mich nicht zu verrathen. Unbemerkt verschwand die Summe, unbemerkt sollte sie wieder ersetzt werden; und wenn auch Niemand sie je fände, mir genügte das Bewußtsein, Ersatz geleistet zu haben. Er verrichtete diesen Ehrengang heute Nacht. — Daß er unglücklich ausfiel, mußte ich sowol aus seiner Stimmung, als aus dem Umstande vermuthen, daß ihn Leute vom Gerichte aus seiner Wohnung holten. Ich eilte nach, — und kam Gott sei Dank! noch früh genug, um durch meine verdiente Demüthigung ihm unverdiente zu ersparen! Verfügen Sie nun über mich, Herr Stollmers! Die vierhundert Thaler müssen Sie unter Couvert in Ihrem Cassazimmer finden!"

Stollmers, welcher den Sprechenden bisher mit immer größerer Theilnahme betrachtet hatte, erinnerte sich nun des Papieres, das er neben dem Ringe am Boden gefunden und unbeachtet auf den Tisch nebenan geworfen hatte; er eilte in das Cassazimmer und kehrte mit dem bezeichneten Päckchen in der Hand zurück, das er vor den erstaunten Zeugen augenblicklich öffnete.

„Beim Himmel!“ rief er, „vierhundert Thaler!“ — Noring! Vergessen sei, was zwischen uns vorfiel! Jetzt sind Sie mir ein Ehrenmann, ein Mann, der meinen Glauben an Rechtlichkeit, der sehr im Wanken war, besser und wirksamer aufrichtet, als tausend schöne Floskeln und tausend zweideutige Dienstleistungen. — Ihrem wackeren Sohne aber bin ich eine eklatante Ehrenrettung schuldig für all das tolle Zeug, was wir im Wahne mit ihm getrieben!“

Vater und Sohn lebten neu auf; der Assessor klaubte seine Protokolle kopfschüttelnd zusammen, und der Doctor schnitt ganz abscheuliche Gesichter, während Stollmers zu Karl trat und ihn bei der Hand ergreifend, fragte: „Junger Mann, denken Sie von meiner Ernestine noch so, wie in der Christennacht?“

Karls Antwort läßt sich leicht denken; eben so die Lösung der ganzen Verwickelung. Noch am Neujahrstage umarmten sich Ernestine und Karl als ein glückliches Paar; Noring trat neuerdings in die Dienste des Kaufmanns, welcher mit einem Male seine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte, und Doctor Pankrazius Wichtlein beehrte Agathen mit seinen Anträgen, welche nachsichtig genug war, ihn nicht zurück zu weisen.

So fand die Schuld ihre Buße und der Wahn seine Aufklärung. Noch oft belächelte Karl nachher seine damalige Fassungslosigkeit und gestand offen, daß, wenn der pedantische Assessor ihn an jenem verhängnißvollen Tage zum Strange verdammt hätte, er sich ohne Widerrede dazu würde herbeigelassen haben; so groß ist die Einwirkung fremder Schuld auf ein schuldloses Gemüth, welches sich ihr mitverschrieben wähnt.



Cornelia Fieramonti.

Drei und dreißig Jahre mögen beiläufig verflossen sein, seit der Major M***, welcher jetzt in einem freundlichen Landstädtchen, wo ich dessen Bekanntschaft machte, seine Pension verzehrt, als Capitän in der französischen Armee diente. Die gewaltsamen Veränderungen, welche damals über das Königreich beider Sicilien hereingebrochen waren, und die dadurch veranlaßten Truppenbewegungen führten ihn nach dem Lande der Abbruzzen, wo er mit seiner Compagnie in eine schöne, reiche Stadt am Fuße des wildromantischen Felsgebirges verlegt wurde, das sich in schauerlichen Defiléen und schluchtenreichen Engpässen, von einem reißenden Bergstrome bald bespült, bald durchbrochen, bis zum nächsten Städtchen, vierzehn Miglien weit hinzieht. Die Wirren der Zeit hatten recht ungünstig auf die Sicherheit des Landes zurückgewirkt. Raub und Mord war so allgemein geworden, daß man sich kaum innerhalb der festen Stadtmauern sicher dünkte. Wer auf Reisen ging, oder wer in manchen Gegenden nur bis zur nächsten Ortschaft zu fahren hatte, nahm von seiner Familie Abschied, als ob es einen Gang aus der Welt gälte, setzte sich bewaffnet bis an die Zähne in die Sedia und trieb den Vetturin mit dem quälenden, gewöhnlich nicht ungegründeten Verdacht zur Eile an, daß er seinen gewissen Verräther

vor sich selbst auf seinem eigenen Fuhrwerke sitzen sehe. Als die Franzosen ins Land kamen, suchten sie diesem gräßlichen Unfuge zwar nach Kräften Einhalt zu thun, aber das Netz des Raubfrevels war zu fest ums Land gezogen, als daß ihre Maßregeln nach Wunsch fruchten konnten. An allen festen Punkten waren Piquets aufgestellt, auf verdächtigen Passagen streiften Patrouillen, in den größeren Ortschaften lagen hinlängliche Besatzungen, um beim ersten Rufe nachdrückliche Unterstützung leisten zu können; Reisenden, die darum ansuchten, wurden Schutzwachen bewilligt und über eingefangene Räuber alsogleich Standrecht gehalten. Doch die Kühnheit Verworfener, welche Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, findet in der Strenge selbst nur einen Sporn, der Frechheit auch die List zu gesellen, und so wurden oft jene, welche schützen und helfen sollten, eher ein Opfer der gereizten Banditen, als die Reisenden, zu deren Schutz und Hilfe sie beordert waren.

Auch meine Instruction — (ich lasse den wackern Major selbst erzählen) — lautete dahin, mit meiner Truppe zu jeder Stunde bereit zu sein, gegen die Räuber auszurücken, mich selbst aber, bei Strafe der Cassation, ohne höheren Auftrag keine Miglie weit von meinem Standorte zu entfernen, indem man den Einwohnern der Stadt selbst, in welcher ich lag, nicht unbedingtes Vertrauen schenkte.

Das wäre nun freilich für einen Militär, jung und thatenlustig, wie ich damals war, eine peinliche Aufgabe gewesen, wenn ich nicht in andern Verhältnissen einigen Ersatz gefunden hätte. Mars und Venus stehen, wie bekannt, seit alter Zeit auf vertrautem Fuße. Vielleicht schreibt sich daher die magische Gewalt, welche Säbel und Epaulettes auf die weichen Herzen der Damen üben. Ich war im Hause eines Marchese einquartiert, eines ältlichen Gecken, welcher nichts als Karten und Weiber kannte,

übrigens als Hausherr nichts zu wünschen übrig ließ, indem er mir höchst zuvorkommend begegnete, mich wahrhaft fürstlich bewirthete und fêtirte und nie glücklicher war, als wenn ich ihn bei irgend einem verliebten Abenteuer, zum Rathgeber oder Hehler wählte. Nur von Ehrensachen wollte er nichts wissen, denn dazu fehlte ihm außer dem Muth auch die Ehre, die er überhaupt nur im Klange des Goldes zu suchen schien. Er schwebte daher gewaltig im Irrthume, wenn er sich mein Vertrauter zu sein rühmte, denn abgesehen von unserer gänzlich verschiedenen Denkweise, war es mir auch durch meine Stellung verboten, in nähere Beziehungen mit ihm zu treten. Unser Umgang beschränkte sich auf Alltagsgegenstände, auf Conversation, Galanterie-Sachen, und wie all der Tand heißen mag, der uns oft in unserem Stande die Zeit verkürzen helfen muß, wenn die Gelegenheit mangelt Männliches zu leisten.

Immer bemüht, mir etwas Angenehmes oder wenigstens etwas Neues zu sagen, war er auch der Erste, welcher mir unter dem Siegel des Geheimnisses mittheilte, daß die schöne Contessa Fieramonti ein Auge auf mich geworfen habe. Er war der Erste der es mir sagte; gemerkt aber hatte ich es schon längst selbst, wenn auch nicht ein zierliches Briefchen auf goldgerändertem Rosapapier mir schwarz auf rosenfarb die schriftliche Ueberzeugung verschafft hätte. Es ist das nun einmal unser Los im fremden Lande, daß die Damen unsere Alliirten sind, wenn sich die Männer auch noch so trotzig auf die Beine stellen. Anfangs lockt uns Neugier und Zerstreuungssucht, dann tritt die Eitelkeit mit ins Spiel zumal wenn wir ohne unser Zuthun Avançen machen, und zuletzt verstrickt und verkettet man sich so ernstlich, daß man seinem Gotte dankt, wenn an einem morgen die Chamade wirbelt und ein unvermutheter Marschbefehl alle Fesseln und Bande, wie gordische Knoten, zerhaut.

So war auch ich in der Contessa Fieramonti glänzendem Salon eher heimisch, als ich noch recht daran dachte, ihr den Hof zu machen und bald wagte ich es, trotz der angedrohten Cassation, meinen Posten zu verlassen, und ihren zärtlichen Einladungen nach ihrer herrlichen, fünf Miglien von der Stadt in einem wunderlieblichen Bergthale gelegenen Villa zu folgen. Um meine Schleichwege wußte Niemand als mein Bursche, eine ehrliche Haut, treu wie ein Pudel und verschwiegen wie ein Fisch; dabei war er auch schlau wie ein Fuchs, und ich konnte mich auf ihn unbedingt in Allem verlassen. Da von meinen Ausflügen Niemand etwas erfahren durfte, so wählte ich zur Hin- und Rückfahrt immer die Nacht. Zur Bemäntelung meiner Unsichtbarkeit während manchen Tages war ein hinreichender Vorrath plausibler Lügen und Vorwände bereitet, wobei mich mein Bursche wacker unterstützte. — Was ihm aber nie recht zu Sinne wollte, waren meine nächtlichen Fahrten eine Wegstrecke entlang, welche seit jeher schon im Rufe der Unsicherheit stand. So oft ich ihm ankündigte, daß er mir eine flinke Sedia mit einem zuverlässigen Vetturin auftreiben sollte, bat er mich dringend mit kindischer Aengstlichkeit, so gefahrvolle Rendezvous aufzugeben, da sich gewiß innerhalb der Mauern hinlänglicher Ersatz fände. Er schilderte mir das Gefährliche meiner Lage mit so lebhaften und natürlichen Worten, daß ich ihm nichts Anders zu entgegnen wußte, als ein gebieterisches: „Tais toi!“ welches er immer mit wehmüthigem Achselzucken aufnahm; er warnte mich vor den neugierigen Blicken meiner Kameraden, von welchen meine Neigung für die Contessa nicht unbemerkt blieb; vor Allem aber bezeichnete er mir einen jungen Conte als den Mann, vor dem ich mich am meisten in Acht zu nehmen hätte, indem er um die Zeit, wo ich mich heimlich fortstehle, um meine Wohnung herumlauere, als ob er meinen Schlichen auf die Spur gekommen wäre. Dies

Letztere interessirte mich am meisten, ich ahnte irgend einen Nebenbuhler und brütete, noch ehe ich mich überzeugt, an einem Plan ihn abzufertigen. All' die anderen Schreckbilder, die mir mein Mentor im Soldatenkittel ausmalte, ließen mich kalt. Fast wöchentlich einmal stieg ich über die Gartenmauer an der Rückseite des Palais, dessen Seitenflügel ich bewohnte und eilte vermummt der porta piccola der Stadt zu, welche über einen abgelegenen Anger nach der Straße führte. Dort wartete bereits mein Bursche mit einer Sedia, drang mir noch Pistolen und Säbel auf, machte das Kreuz über mich, als ob ich in die Schlacht zöge, und ich schwang mich hinauf, stopfte mir meine Pfeife, mahnte den Vetturin zur Eile und dachte nun weiter an nichts mehr, als wie freundlich mir, beim ersten Sonnenstrahle, vom Balcone des Gartenhauses meine schöne Cornelia entgegen sehen werde.

Mir fiel es gar nicht bei, daß sich in dem Hohlwege, den ich passirte, oder in dem einsamen, verlassenen Hause, an welchem ich auf der Hälfte des Weges vorüber mußte, verdächtiges Gesindel aufhalten könnte, und aller Natur zuwider schien es mir, daß Banditen einen nächtlichen Liebesritter, der nichts bei sich trug, als ein tolles, ungestümes Herz, raubgierig anfallen sollten. Dafür, dachte ich, sorgt der blinde Gott am besten selber. Auch der Umstand, daß die Contessa, welche die Gegend doch genau kannte, nie eine Warnung oder Anspielung über ihre Lippen kommen ließ, bestärkte mich in meiner Zuversicht; denn wer ist besorgter, wer sieht schärfer, wer wacht eifriger, als die Liebe — und daß mich Cornelia liebte, mit aller Leidenschaft des südlichen Himmels liebte, bewies mir jeder Blick aus ihren feurig-schwarzen Augen, die sie kaum im Abendzirkel ihres Salons vollkommen zu beherrschen im Stande war.

Es war der zweite Februar. Cornelia feierte ihr Namensfest durch eine glänzende Abendgesellschaft in ihrem Palais. Ich, nebst zweien meiner Kameraden, waren unter den Geladenen. Es regnete Sonnette, Impromptus, Oden und Pfänder der Huldigung und Liebe.

Ganz besonders that sich Conte Trevolpi hervor, eben derselbe junge Mann, vor welchem mich mein Bursche gewarnt hatte. Er soll früher von Cornelia gerne gelitten gewesen sein; jetzt schien sie sich seine Bewerbungen nur mehr deßhalb gefallen zu lassen, um die Blicke der Späher von ihrem Verhältnisse zu mir abzulenken. Als solchen hatte auch ich bisher ihn geduldet, und ihm sogar einige Aufmerksamkeit bewiesen.

Er war über die Maßen reich, was er bei jeder Gelegenheit fühlen ließ. Sogar in seinem Aeußeren gab er dieses zu erkennen. Seine Garderobe war verschwenderisch fournirt; täglich wechselte er wenigstens viermal die Kleider, deren eines kostbarer war als das andere. Was von Weitem auffiel, war der herrliche blitzende Brillantring, den er am Mittelfinger seiner rechten Hand trug. Er mochte wenigstens zehntausend Scudi im Werthe haben, denn die ganz eigenthümliche Fassung in Herzform allein schon machte ihn zu einem ausgezeichneten Prachtstücke. Wolbewußt seines Schatzes, versäumte er daher nicht, den funkelnden Edelstein so zu drehen und zu wenden, daß er beim Kerzenlicht oder im Sonnenstrahle, die Leute stechend blendete. Beim Spiele markirte er mit seltenen Goldmünzen, welche, wenn er ging, gewöhnlich als Trinkgeld in die Hände der Domestiken wanderten, die ihn fast vergötterten. — „Trevolpi hat gestern Tausende gewonnen oder verloren!“ waren Reden, die man fast täglich führen hörte. Besonders machte er seinen Reichthum gegen Jene geltend, welche nichts als ihren Rang in Staatsdiensten, ihre Stellung im Leben, ihr

ausgezeichnetes Talent, oder wie wir ihren Säbel dagegen setzen konnten.

Seit einiger Zeit, vielleicht seit er merkte, daß ich der schönen Cornelia nicht ganz gleichgiltig sei, kehrte er diese beleidigende Außenseite auch mir zu. Meine Aufmerksamkeit gegen ihn ging daher anfangs in Gleichgiltigkeit, und seit ich Argwohn gefaßt, sogar in gereizte Spannung über. Mit Mühe zwang ich mich, manches hingeworfene Wort unbeachtet zu lassen und nur aus Schonung gegen Cornelias Haus nahm ich Vieles mit Zurückhaltung hin, was mich sonst um alle Mäßigung gebracht hätte. Jedoch ein Vorfall, nicht unerwartet, aber höchst unwillkommen an einem so festlichen Tage, führte plötzlich eine eclatante Scene herbei.

Der Conte saß mit mehreren seines Gelichters an einem Tische, wo Champagner in Strömen floß; das merkte man auch an der Lebhaftigkeit des Gespräches und an dem ununterbrochenen Klirren der Gläser, die auf Cornelias und der ganzen Stadt Wohl und Heil gefüllt und geleert wurden. Dabei schrieen die Zechbrüder im neapolitanischen Patois laut und toll durch einander und thaten sich um so weniger Zwang an, als sie meinten, daß sie von den wenigsten, namentlich auch nicht von uns Franzosen, verstanden werden. Allein ich war der Mundart des gemeinen Volkes so ziemlich kundig, indem ich mich, auf meinem Marsche durchs Land, viel mit Bauern und Pöbel herumzubalgen hatte.

Schon längst war mirs vorgekommen, als ob bei mancher Rede des Conte die Augen seiner Tischgesellschaft auf mich hinüberglitten, und wie ein elektrischer Schlag zuckte der Argwohn durch mein Inneres, daß er sich vielleicht über mich lustig mache. Um mir Ueberzeugung zu verschaffen, schlenderte ich am Arme eines Kameraden ganz nahe am Tische vorüber. — Conte Trevolpi gab, als er mich erblickte, mit seinen Augen auf mich

hinwinkend, wieder einen Witz im Patois des Neapolitaners zum Besten, welcher von seinen Freunden mit brüllendem Gelächter aufgenommen, und mit einem rauschenden Toast erwidert wurde. — Ich hatte den Sinn seiner Schmährede genau verstanden; sie enthielt einen beißenden Sarcasmus und sagte so viel, als: „Wie viele solche französische Liebesbettler könnte ich wol mit meinem Ringe da kaufen?!“ — Dabei drehte er seinen Brillantring so boshaft nach außen, als ob er mir den Vorwurf der Nichtigkeit recht blendend in die Augen blitzen wollte.

Denken Sie sich einen zwanzigjährigen Capitän, einen Franzosen, den höchsten Repräsentanten seiner Nation in einer kaum occupirten Stadt, den begünstigten Galan der Hausfrau — und Sie werden leicht begreifen, daß ich das Unmögliche leistete, indem ich mich zurückhielt, und mich für den Augenblick begnügte, hinzutreten, den Bonmotisten auf die Achsel zu klopfen und ihm mit einem durchbohrenden Blick, ebenfalls im Patois seines Landes zu antworten: „Herr, es gibt schlechte Witze, deren Folgen kein Brillantring ersetzen kann!“

Erblassend bis ins Innerste sah er mir nach, als ich mit meinen Kameraden ohne Abschied zu nehmen fortging.

Am andern Morgen begab ich mich mit meinen beiden Kameraden, welche Zeugen des Vorfalles waren, in des Conte Palais. Es hieß: „Er sei vor Tagesanbruch schon auf die Jagd geritten!“ — Mit glühender Ungeduld verschob ich die Sache auf den nächsten Tag.

„Signor schläft noch!“ war der Bescheid, womit man uns abfertigen wollte. Ich sah nun, mit wem ich zu thun hätte und bestand darauf, daß man ihn wecke. Eingeschüchtert entfernte sich der Kammerdiener, und kam nach einer kleinen Pause mit der Antwort zurück, daß wir uns geduldenen möchten, bis Signor sich angekleidet hätte.

Endlich ging die Thüre auf und der Conte erschien im eleganten Negligée, gegen welches sein verstörtes, todtenblasses Gesicht mit dem schwarzen Kinn- und Schnurrbarte seltsam abstach. Die Locken hingen ihm wirr und wild um die Stirne. Sein ganzes Wesen verrieth die peinlichste Verlegenheit. Mit erzwungener Nonchalance schob er den schamlos blitzenden Brillantring am Finger auf und ab, bemühte sich uns unverschämt nachlässig zu grüßen und fragte, was unser Begehren sei und ob die Sache denn gar keinen Aufschub leide?

„Signor!“ begann ich — „Sie wissen, welche Anspielungen auf mich und meines Gleichen Sie sich gestern erlaubten, wahrscheinlich in der Meinung, daß ich Ihres Dialectes unkundig sei. Zum Glücke bin ich es nicht, — und ersuche Sie daher, vor diesen Herren, die Zeugen der empörenden Scene waren, mir Genugthuung zu leisten!“

„Hab' ich Ihnen nicht genug gethan?“ erwiderte der Poltron halblaut mit keckem Doppelsinne.

„Keine Witze, Signor!“ — fuhr ich mit erhobener Stimme fort, die seinen Ohren nicht angenehm klang. — „Wir sind nicht aufgelegt zum Scherzen. Versuchen Sie's immerhin mit den französischen Liebesbettlern; einem Liebesmogul wie Sie kann's nicht fehlen, zumal, wenn ihm solch ein Talisman am Finger blitzt. — Die Wahl der Waffen steht Ihnen frei: Säbel, Degen, Pistolen; — entscheiden Sie, die Stunde mögen Sie ebenfalls selbst bestimmen, aber heute noch, am liebsten gleich!“

Als der Conte Ernst sah, knickte seine Mannheit — wenn man einen Anflug burschikoser Anmaßung so nennen kann, — wie ein Strohhalm zusammen.

„Nicht als ob ich mich vor Ihrer Klinge fürchtete!“ — versetzte er mit verändertem Tone, — — „ich bin Cavalier und wenn ein Ebenbürtiger mir gegenüberträte, — wüßte ich wol,

was auf eine solche Aufforderung zu erwidern wäre. Warum ich aber mein Leben aufs Spiel setzen soll wegen eines Scherzes, der gar nicht Ihnen galt, weiß ich in der That nicht. Ueberhaupt finde ich eher, daß ich der Beleidigte bin, indem Sie eine Rede belauschten, die Sie nichts anging und in Ihrer blinden Leidenschaftlichkeit einen Scandal verursachten, welcher der edlen Hausfrau um so unangenehmer sein mußte, je gütiger sie mich auszuzeichnen gewohnt ist. Ich dächte, es sollte Ihnen selbst daran liegen, über eine Geschichte einen Schleier zu breiten, die weder Ihrer Stellung zusagt, noch dazu beitragen kann, Sie einem Hause acceptable zu machen, welches Sie so gastfrei aufnahm."

„Schweigen Sie, Schamloser!" — donnerte ich ihn an — „häufen Sie nicht Schmähung auf Schmähung! Was aus Ihnen spricht, ist Feigheit! Es brächte meiner Klinge wenig Ehre, mit dem Blute einer Memme besudelt zu werden, sonst lebten Sie vielleicht jetzt nicht mehr! — Wolan! — Sie wollen nicht Genugthuung leisten, wie ich sie fordere! — So erklären Sie denn vor diesen Zeugen, daß Sie zu niedrig sind, um einen Mann von Ehre beleidigen zu können, daß Sie mir künftig nie und nirgend mehr in den Weg treten wollen und daß ich bei dem geringsten Anlasse das volle Recht habe, Sie, da Sie den Mann verläugnen, wie einen muthwilligen Jungen zu züchtigen!"

Nie in meinem ganzen Leben ist mir ein Mensch verächtlicher vorgekommen, als dieser aufgeblasene Mundfechter, wie er plötzlich vor mir zum bübischen Wichte zusammenschrumpfte, in Alles willigend, was wir forderten, die Schilderung seiner Nichtswürdigkeit mit fügsamer Demuth bestätigend. Wie ein Pasquille auf die Menschheit stand er da, der junge wohlgewachsene Zungenheld, mit der edlen Römermiene, ein echter Cäsarkopf, bärtig und gelockt, mit Augen, aus denen Geist und Herz zu sprechen schien,

— und doch so charakterlos, so unverschämt, so gleichgiltig gegen Ehre und Schande! —

Mir war vor Zeugen die größte Satisfaction zu Theil geworden, die ein Beleidigter je erhalten kann. Vollkommen befriedigt, ja in der festen Ueberzeugung, den widrigen Spötter nicht nur aus meiner Nähe, sondern auch aus Cornelia's Nähe für immer verbannt zu haben, begab ich mich am nächsten Abend absichtlich in das Haus der Contessa, um zu meiner Rechtfertigung öffentlich in ihrem Salon zu erklären, was zwischen mir und dem Grafen vorgefallen war und wie er sich gegen mich benommen habe. Der scheinbare Eindruck war — allgemeine Erbitterung gegen ihn; ob der wirkliche ein gleicher war, ließ mancher schlechtverborgene Seitenblick aus stechenden Augen mich fast bezweifeln. Doch was kümmerte das mich; war doch meine Stellung auf würdige Weise gesichert, war doch Cornelia mit meinem Benehmen so sehr einverstanden, daß sie mir noch an demselben Abende die Versicherung zuflüsterte: „Ich sei ihr durch diesen Beweis meines Muthes noch werther geworden!" —

Einige Wochen lang blieb der Conte verschwunden. Es hieß, er sei in Familienangelegenheiten verreist. Bald aber lieferte er den Beweis, welchen unglaublichen Grad von Unverschämtheit anmaßender Geldstolz erreichen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eines Abends den Cercle der Contessa besuchte, und unter den Anwesenden auch den sauberen — Conte Trevolpi bemerkte. Er bewegte sich so unbefangen und vorlaut, als ob nichts geschehen wäre, war über mein Erscheinen so wenig verlegen, daß er durch seine Ansprache sogar mich verlegen machte und überschüttete Signora mit einem solchen Strome von Artigkeiten, als ob er einbringen wollte, was er durch wochen-

lange Abwesenheit versäumt hatte. Mir kochte das Blut in allen Adern; ich glaubte, ich müsse den ehrlosen Gecken zum Fenster hinauswerfen; aber je mehr ich es ihn merken ließ, desto zuthunlicher ward er gegen mich, desto galanter gegen Cornelia. Ich fühlte lebhaft, daß wir Beide länger in einem und demselben Hause nicht aus- und eingehen könnten, und beschloß darüber mündlich oder schriftlich, je nachdem zu dem Einen oder dem Andern schnellere Gelegenheit sich darböte, gegen Cornelia mich zu erklären.

Der Zufall führte ein neues Intermezzo herbei. Ich kehrte nach ein paar Tagen mit meinen Kameraden von einem Spazierritte zurück. Der Weg führte uns an dem Kaffeehause vorüber. Da saß denn eben wieder der unleidliche Conte, von acht oder zehn Dandy's umringt, so breit und vornehm, als ob die ganze Stadt sein Eigenthum wäre. Ich hatte ihn wol von Weitem bemerkt — (denn mein ganzes Herz wendete sich, wenn es seine Nähe nur ahnte), that aber, als ob ich ihn nicht sähe, sprach auf meine Begleiter hinüber, die mir zur Seite ritten, und trabte langsam vorbei. Kaum waren wir einige Schritte entfernt, als uns ein näselndes Spottgelächter, wie Hohnruf neckender Masken, nachscholl, auf welches eine Coda von gellenden Pfeifchen folgte. Ich blickte rasch um, und sah zwanzig Finger gegen uns gerichtet, konnte also keinen Augenblick zweifeln, wem diese ehrenrührige Salve gegolten habe. —

„Ruhig!“ sagte ich zu meinen Begleitern, welche wutherfüllt umkehren und den Club auseinandersprengen wollten, „ruhig! — Wir müssen uns erst überzeugen, dann aber laßt ihn mir, dem es galt!“

Am Ende des Corso wendeten wir unsere Pferde und ritten wieder, als ob es ohne Absicht geschehe, zurück. Der Club erwartete uns ruhig; kaum waren wir aber vorüber, als uns abermals Gelächter und Pfeifen nachtönte.

Da hielt ich mich nicht länger, sprang von meinem Pferde ab, welches sogleich einer meiner Kameraden am Zügel faßte, stürzte auf die Rotte dieser ungezogenen Laffen zu, die betroffen auseinanderfuhr, trat ohneweiters meinen Mann, den Conte, an, und versetzte ihm, mit den Worten: „Memme, Du weißt, wozu Du mich berechtiget hast!“ ein Paar so derbe Streiche in sein schamloses Gesicht, daß er betäubt zurücktaumelte. Seine ganze Leibgarde charakterisirte sich in diesem Augenblicke als eben so feig, wie er es war. Niemand wagte es, mir nur von ferne ein Hinderniß in den Weg zu legen; ruhig schritt ich, während er sich mit blutrünstiger Nase zusammenraffte, meinem Pferde zu, schwang mich hinauf, und ritt mit meinen Freunden so lange den Corso auf und ab, bis sich der letzte jener Lärmer vom Platze verloren hatte.

Eine Erklärung gegen Cornelia schien mir unerläßlich. Ich sandte ihr ein Billet folgenden Inhaltes:

„Signora! So theuer und angenehm mir auch die Stunden „sind, die ich in Ihrer Nähe zuzubringen das Glück habe, und „so unvergeßlich mir das Andenken daran ewig bleiben wird, so „gebietet mir doch die Ehre, meinen sehnlichsten Wünschen Ab„bruch zu thun. Was vor längerer Zeit in Ihrem Hause, was „gestern auf dem Corso vorfiel, ist Ihnen bekannt. Sie werden „einsehen, daß ich ein Haus, welches Trevolpi betritt, nicht „länger betreten kann, wenn auch mein Leben daran hinge. Ihre „Güte beliebe zu entscheiden, wer von uns Beiden dem Andern „weichen muß. Ihrer gefälligen Antwort nicht ohne Beunruhi„gung entgegensehend“ u. s. w.

Noch denselben Tag kam die Antwort, abgefaßt in den zärtlichsten Ausdrücken, mehr im Tone der Bitte und Entschuldigung als der einfachen Erwiderung. In mancher Wendung sprach sich so glühende Leidenschaft aus, daß ich mich überzeugte von

Cornelia's Seite sicher zu sein. Sie erklärte sich zu Allem bereit, was ich in Betreff des Conte fordern würde. Er solle nie mehr über die Schwelle ihres Palais treten, ja sie werde schon einzuleiten wissen, daß er in kurzer Frist die Stadt für immer verlassen müsse. Noch gebe es Mittel, solchen lästigen Bewerbern, solchen frechen Zungenhelden den Mund zu stopfen. Sie erwarte mit Ungestüm den Augenblick, wo sie wieder in der unbelauschten Einsamkeit ihrer Villa sich davon überzeugen könne, daß ein unangenehmer Vorfall, welcher meine Ehre so glänzend rechtfertigte, meiner Liebe keinen Abbruch gethan habe.

Diese Versicherungen genügten mir um so mehr, als Trevolpi wirklich nicht nur aus Cornelia's Hause, sondern auch aus dem Angedenken ihrer ganzen Umgebung verbannt schien. Nur Abends manchmal war es mir, als ob ich ihn an mir vorüberhuschen oder mir nachschleichen sehe, und mein Bursche wußte mir zu sagen, daß er sich öffentlich gerühmt habe, mir doch noch einmal irgendwo zu begegnen, wo ich am unliebsten gesehen wäre. Daß ich mich vor ihm zu hüten hätte, war gewiß, und ich versäumte nicht, Cornelien meine Besorgnisse mitzutheilen, wenn er von meinen nächtlichen Fahrten, wie ich leider befürchten müßte, wirklich eine Ahnung hätte. Allein sie beruhigte mich mit der bestimmt ausgesprochenen Bemerkung, daß er bis zur Zeit, wo sie ihre Villa bezöge, schon verreist oder mittelbar verhindert sein würde, mich in irgend einer Hinsicht zu beirren. Bei dem bekannten Einflusse, welchen die Contessa durch Adel und Stellung in der Stadt hatte, schien es mir nicht unwahrscheinlich, daß sie ihrem Versprechen den nöthigen Nachdruck geben, und es durch ihre Verbindungen wohl dahin bringen könnte, den Conte fernzuhalten oder wenigstens unschädlich zu machen. Ich hatte mehr als einmal früher schon die Erfahrung gemacht, daß Frauen so lange sie uns wahrhaft ergeben sind, in dieser Beziehung alle

Hebel in Bewegung setzen, und oft das unmöglich Scheinende leisten, um uns von der Stärke ihrer Liebe und der Macht ihres Einflusses zu überzeugen.

Ziemlich beruhigt sah ich daher dem Tage entgegen, wo die Contessa auf die Campagna ging. Und als mein erster Ausflug, den ich allerdings nicht ohne Besorgniß wagte, glücklich abgelaufen war, dünkte ich mich so sicher, als ob nicht das Geringste weiter zu befürchten stände. Cornelia's Fürsorge ließ sich auch nicht verkennen. Mein racheschnaubender Nebenbuhler war zwar noch nicht verreist, allein so oft mir eine Fahrt nach der Villa bevorstand, war er zu einer Jagd, zu einer Abendgesellschaft auf einer nahen Villa, zu einem Spiele oder zu irgend einer andern Partie engagirt, die ihn hinderte, mich beobachten zu können. Auch war ich selbst vorsichtiger geworden, wozu die fortwährenden Warnungen meines Dieners nicht wenig beitrugen; ich wechselte die Plätze, wo ich einstieg, die Orte, von denen aus ich meine Excursionen unternahm, meine Vermummung, die Zeit meiner Abfahrt.

Eines Sonnabends, welchen ich wieder dazu bestimmt hatte, Signora zu besuchen, warnte mich mein Diener ganz besonders. Seinem Talente als Spion zu meinen Gunsten konnte ich volles Zutrauen schenken, daher ließ es mich nicht ganz gleichgiltig, als er mich dringender denn je bat, heute nicht zu verreisen, indem er bestimmt wisse, daß der Conte mir entweder auf dem Hinweg oder auf der Heimfahrt auflauern wolle. Jemand von Cornelia's eigener Dienerschaft sollte der Verräther sein. Doch was half das Alles! ich hatte der Contessa versprochen zu kommen, ich mußte mein Wort halten, wenn ich nicht für wortbrüchig oder gar für muthlos gelten sollte; zudem waren seit Kurzem Nachrichten eingelaufen, welche es nicht unwahrscheinlich machten, daß ich meinen Standort vielleicht bald ganz unerwartet und plötzlich

verlassen müßte. War ich da meiner, mir so treu ergebenen Signora nicht schuldig, Wort zu halten, sie von den laut gewordenen Gerüchten in Kenntniß zu setzen, Verständigungsmittel für die Zukunft zu verabreden und, je näher vielleicht der Abschied war, desto fester mich in ihrem Herzen einzubürgern? — Also weg mit allen Scrupeln! — Hatte mir der Gott der Liebe so oft glücklich durchgeholfen, warum sollte er bei dem wichtigsten, vielleicht für lange Zeit sogar letzten Gange mir abhold den Rücken kehren?

Alle Furcht aus meinem Herzen verbannend, bestieg ich daher bei anbrechender Nacht verkleidet, wie gewöhnlich, mein Fuhrwerk, verwies noch meinem Burschen seine übertriebene Aengstlichkeit, und rollte, mancherlei sinnend und träumend, dem Gebirge zu, hinter dessen Ausläufern die Straße sich drei Miglien weit durch den felsenumstarrten Engpaß hinzieht.

Es war indeß rabenfinster geworden; kaum, wie eine Ahnung von Weiß, zog sich zwischen den schwarzen Bergwänden die wolgebahnte Straße hin, gerade nur so viel immer vorwärts sichtbar, als für das jedesmalige Ausgreifen des rüstigen Gaules hinreichte. Schauerlich rauschte jenseits des Steingeländers, welches die Straße rechts umsäumte, der Waldstrom im tiefgewühlten Bette und verlieh der Gegend doch wenigstens einiges Leben, ohne welches sie vielleicht noch unheimlicher gewesen wäre. Ich war jedoch an all' diesen nächtlichen Spuk bereits gewöhnt, ohne eben sagen zu können, daß ich die Straße kenne, da ich sie bei Tage noch nie passirt hatte. Nachdem ich aus dem Sinnen und Denken allmählich in einen leisen Schlummer verfallen war, und vielleicht anderthalb Miglien verschlafen hatte, erwachte ich wieder, wie es schien, eben noch früh genug, um meinen Vetturin vor dem völligen Einnicken zu bewahren.

Mich fröstelte. Mein Mantel war feucht, vom fallenden Thau der Nacht. — „Geschwind ein Pfeifchen geschmaucht,

dachte ich, und die behagliche Wärme wird wiederkehren.“ — Die Pfeife steckte vollgestopft sammt Tabaksbeutel, von der Hand meines sorgsamen Burschen bereitet, in der Seitentasche meines Mantels. Mit lüsternen Lippen sog ich einstweilen den lieblichen Vorgeschmack aus dem Bernsteinmundstücke und schickte mich an, Feuer zu schlagen. Ich durchsuchte alle Falten meiner Kleidung, alle Winkel der Sedia, — aber weder Schwamm noch Stahl war zu finden. Die Schuld lag an mir. Ich führte diese Instrumente sonst immer selbst bei mir, weßhalb mein Bursche sich darum nicht kümmerte. Bei der Eile, mit der ich die Kleider gewechselt, mochte ich sie vergessen oder verstreut haben. Dessenungeachtet schalt ich auf meinen Burschen, daß er nicht statt meiner daran gedacht hatte; denn Niemand ist ungerechter und ungeduldiger, als ein Tabakraucher von Profession, wenn er die Pfeife im Munde hat und sie nicht anzuzünden im Stande ist. Ich sprach meinen Vetturin um Feuer an, aber zu meinem Verdrusse war er von der Untugend des Rauchens frei, und gab mir noch dazu den schlechten Trost, daß auf der ganzen Straße kein Haus sei, wo man Licht zu finden hoffen könnte. Bitterböse warf ich mich in meine Ecke zurück, schob die ungenießbare Pfeife wieder in die Tasche und suchte mir, nachdem ich den Vetturin zur Eile angetrieben, den Rest des Weges mit meinem gewöhnlichen Mittel zu verkürzen, nämlich mit — Schlafen.

Ein wunderlieblicher Morgen glühte aus zerreißenden Nebeln hervor, als ich in das Thal einlenkte, dessen Mitte Cornelia's Villa einnahm. Der ganze unfreundliche Weg war vergessen, als ich sie von Weitem, in Begleitung eines vertrauten Dieners hoch zu Rosse wie eine junge Amazone, mir entgegenkommen sah.

In Freuden und Leiden in Geplauder und Tändeleien verging uns der goldige Sonntag. Sie war zu heiter gestimmt,

als daß ich sie durch das Gerücht von der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Abmarsches um ihre Laune hätte bringen mögen; und wenn ich ihr so ins Auge sah, so ganz selig war im Bewußtsein, die schönste Dame des Landes mein nennen zu dürfen, so erfaßte mich süße Zuversicht, und ich hielt jede Trennung für unmöglich. — Auch auf Trevolpi kam die Rede, und ich verhehlte meiner süßen Donna nicht, was ich von seiner Rachsucht jetzt mehr als je befürchte.

„Seid unbesorgt, Signor“ — sprach sie mit flüchtigem Erröthen, — „ich weiß, daß er Euch nachstellt; aber bald wird er diese Gegend für immer zu verlassen haben. Wer meiner Liebe in den Weg treten will, nehme sich in Acht! Ich weiß zu schützen, wen ich liebe — zu schützen um jeden Preis!“

Und dabei leuchtete ein so wildes Feuer aus ihren blitzenden Augen, daß ich mich doppelt glücklich fühlte, von ihr geliebt und nicht der Nebenbuhler ihres Erkorenen zu sein.

Die Nacht nahte auf Flügeln. Wenn ich noch vor Tagesanbruch unbemerkt meine Station erreichen wollte, galt kein Säumen mehr, so schwer mir auch der Abschied fiel. Cornelia begleitete mich bis an den Saum des Thales. Ihr glühender Abschiedskuß brannte mir tief ins Herz. Zerrissen von den widersprechendsten Empfindungen sprang ich auf meine Sedia und winkte ihr so lange noch zu, bis das Thal und mit ihm die reizende Armida, die es bewohnte, hinter den Felsen verschwand. Meine Seele war erfüllt von den seltsamsten Eindrücken; Hoffnung, Beklommenheit, Sehnsucht, Unruhe und wie all' die Gefühle heißen, die sich in einer Brust regen, welche das Bewußtsein leichtsinnig verletzter Pflicht und unbesonnen genährter Liebe, die am Ende doch zu keinem ernsten Ziele führen kann, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermag, kämpften in meinem Innern. Dumpfe Betäubung und gedankenloses Hinbrüten trat

nach und nach an die Stelle träumerischer Aufgeregtheit, und jene quälende Unbehaglichkeit, welche den merkbaren Uebersprung aus der Poesie der Leidenschaften in die Prosa der Wirklichkeit immer begleitet, bemächtigte sich meiner mit ganzer Kraft. — Ein himmlisches Weib! rief nachzuckend die fiebernde Phantasie. — Wozu soll's aber am Ende führen? warf der berechnende Verstand hin. — Wenn du wirklich bald von hinnen solltest?! — Schrecklicher Gedanke! schrie das Herz auf. — Gut wär's, gut wär's! verwies der Kopf, — und so gab es einen Zank und einen Hader in mir, daß ich fast müde ward, die Parteien anzuhören und in den alltäglichen Seufzer ausbrach: „Wär' ich lieber schon wieder glücklich zu Hause!" —

„Alle Wetter!" — fuhr ich plötzlich auf, daß der Vetturin ängstlich aufschrack. „Wie man doch im Liebestaumel auf Alles vergißt. Da hab' ich mir so fest vorgenommen, mich für den Rückweg mit Feuerzeug zu fourniren, und nun führ' ich die Pfeife so zurück, wie ich sie hergebracht. Ein eigenes Schicksal! Wenn ich auf Ahnungen hielte, so glaubte ich, daß es etwas zu bedeuten habe."

Zum zweiten Male die Tantalus-Scene der vorigen Nacht durchlebend, rollte ich schon ins tiefste Dunkel der Bergschlucht hinein, noch mißmuthiger als gestern, indem ich heute nicht einmal schlafen konnte. Die erste Hälfte des Rückweges fuhr ich langsam, indem es immer merklich bergan ging; es mochte auf Mitternacht zugehen, als wir den höchsten Punkt der Straße erreicht hatten. Aus flockigem Gewölke trat, wahrhaft ersehnt von mir, der Mond hervor, der mir heute um so willkommener war, je unheimlicher es in meinem Innern aussah. Aber der blasse Mond in einer grotesken Abruzzenlandschaft ist ein gespenstischer Maler, besonders für einen Abenteurer in meiner damaligen Stimmung. Er zauberte mir auf die tiefgefurchten Kalkfelsen,

von welchen düstere Bäume und struppige Sträucher in wirrer Unordnung niederhingen, so fratzenhafte Bilder hin, daß ich Mühe hatte, mein Mißbehagen zu unterdrücken. — Ich hätte einen Napoleonsd'or für einen Funken Feuers gegeben, um meine unbehagliche Stimmung in ringelnden Rauchwölkchen verdampfen zu können.

Jetzt näherten wir uns dem verlassenen Hause, welches beiläufig die größere Hälfte des Heimweges bezeichnete. Ich wähnte anfänglich, mein Auge täusche mich — aber mein Vetturin bestätigte mir durch die Worte: „Nun, Signor, dort ist Licht zum Anfeuern der Pfeife!“ daß ich recht gesehen hatte. Wirklich schimmerte durch die niedrigen Fenster des Erdgeschosses ein matter Glanz, ob von Lampe oder Kerze, das galt mir gleich; war's doch gewiß Feuer genug für meinen Bedarf. —

„Ist hier ein Wirthshaus?“ fragte ich meinen Vetturin.

„Gewesen!“ — antwortete er. — „Wer jetzt drin sein mag, weiß ich nicht. Seit langem schon wohnte Niemand hier; noch gestern war's um diese Zeit finster.“

Ich ließ halten und rief mit lauter Stimme, aber nichts rührte sich; nur von der gegenüberstehenden Felswand scholl mein Ruf kurz abgebrochen zurück.

„Sie werden schlafen!“ sagte ich, sprang ab und eilte, nur auf den Genuß denkend, der mir nach langer Entbehrung bevorstehe, dem Hause zu.

Mein Pochen blieb unerwidert. Ich drehte die Klinke und die Thür sprang knarrend auf. Eine finstere Hausflur, vielleicht die Küche des Hauses — denn unterscheiden konnte ich nichts — nahm mich auf. Rechts flimmerte durch einen Spalt Licht; ich öffnete eine zweite Thüre — und trat in eine kleine, räucherige Stube, welche von einer weit herabgebrannten, flackernden Kerze matt erleuchtet war. Ohne eine Menschenseele zu gewahren,

näherte ich mich dem Steintische in der Mitte, auf welchem eine Flasche stand, in der die Kerze steckte, und wollte mir die Pfeife anfeuern. Aber plötzlich gerann all' mein Blut zu Eis, denn der gräßlichste Anblick, den ich je in meinem Leben gehabt, bot sich mir zur Schau.

Auf dem Tische vor der Flasche, zu welcher ich mich eben hinbeugen wollte, lag ein abgeschnittener Menschenkopf. Frisches Blut träufelte noch auf den Boden, auf welchem in einer Lache Blutes der Rumpf des Gemordeten schwamm. Unfähig ein Glied zu regen stand ich da; wie kaltes Wasser rieselte es mir über den Rücken, während Todesschweiß auf meine Stirne trat und meine Haare vom Schreck electrisirt sich auf dem Schädel borstig emporsträubten. — Du bist verloren, dein eigen Bild liegt vor dir! rief's in mir, und ich, der ich (Gott weiß es!) nicht zitterte wenn die Kugel in der Schlacht die halbe Hirnschale meines Kameraden mir vor's Gesicht schmetterte, war so sehr außer Fassung gebracht, daß mir die Zähne aneinander schlugen und die Knie schlotterten. Die Augen weit aufgerissen, wurzelte ich im Estrich, alle Sinne bis auf den des Gesichtes, versagten mir ihren Dienst, und dieser einzige sog sich so voll an Entsetzen, daß ich vergehen zu müssen glaubte. Mir war's, als ob die Wände sich plötzlich aufthäten und aus hundert klaffenden Spalten blutgierige Banditen mit gezückten Messern ausspieen. Ich wagte, — wiewol Alles ruhig und ausgestorben blieb, nicht mich umzuwenden, denn ich dachte, sie ständen mir schon im Rücken. Aber der gräßliche Anblick vor mir gestaltete sich immer deutlicher. Mir war's, als wäre mir der Kopf trotz seiner wild verzerrten Züge nicht unbekannt. Die schwarzen Locken, der buschige Kinn- und Schnurrbart, die weitgeöffneten Augen — kein Zweifel! — ich kannte diesen Cäsarskopf, er saß noch gestern auf dem Memmenrumpfe meines Nebenbuhlers Trevolpi. Diese Ueberzeugung

erweckte mich halb und halb aus meiner Erstarrung; ich ließ die Augen hinabgleiten auf den Rumpf, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Die rechte Hand, krampfhaft ausgestreckt, reichte über den Schatten des Tischrandes hinaus. So viel ich beim heller aufflackernden Scheine des kargen Kerzenstumpfes bemerkte, fehlte ihr der Mittelfinger, an welchem der Conte im Leben jenen wolbekannten blitzenden Brillantring trug. Gewiß war er von Mördern hieher geschleppt, ermordet und beraubt worden, vielleicht eben als er mir auflauern wollte, um sich an mir zu rächen.

Noch hatt' ich nicht so viel Kraft und Muth gewonnen, um den Versuch des Entkommens zu wagen. Da knisterte die Kerze plötzlich zuckend auf und verlosch, durch den Hals der Flasche fallend, mit zischendem Geprassel. Ich fuhr unwillkürlich zusammen; nicht mit Bewußtsein, sondern von bewußtloser Angst gepeitscht, raffte ich mich auf und rannte mit vorgestreckten Armen, als ob ich durch einen Phalanx bewaffneter Feinde durchbrechen wollte, wol zehn Mal von Wand zu Wand taumelnd, ins Freie, kletterte wie eine gehetzte Katze, die Sedia hinan, und schrie mit kreischender Stimme: „Fahr' zu, was Du kannst! doppelten Ersatz für Deine Mähre, wenn sie fällt!"

Der Vetturin rief alle Heiligen an, ohne eigentlich zu wissen warum und hieb auf sein Pferd los, daß es wie im Sturme dahinschnob. Zum Glücke ging es jetzt abwärts, die Straße war gut, und noch sah ich mich im Geiste rings von Mördern umgeben, als schon mein Bursche, der mich am verabredeten Orte erwartete, dem Vetturin sein „Halt!" zurief. Gut, daß meine Pfeife, deren Rohr ich im Krampfe zum Ringe zusammengebogen hatte, keine Pistole war, sonst hätte ich meinen armen Philibert ohne Gnade zusammengeschossen.

Daß ich meine Pfeife unter solchen Umständen nicht angefeuert, brauch' ich Ihnen wol nicht zu sagen. Ich möchte den

Helden kennen, welcher in einer solchen Situation die Kaltblütigkeit besäße, ruhig seine Pfeife ans Licht zu halten, dem rumpflosen Haupte ein gemüthliches „Adieu!“ zuzuflüstern, und behaglich schmauchend weiterzufahren! — Ich gäbe noch jetzt alle Affairen und Handstreiche meines vielbewegten Lebens darum.

„Herr, was ist Ihnen begegnet?“ fragte mich Philibert besorgt als er bemerkte, daß ich mehr wanke als gehe.

„Nichts, nichts!“ sagte ich, dankte meinem Gott, als ich in meine Stube trat, und warf mich erschöpft aufs Bett hin.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich die Allarmtrommel aus meiner Betäubung weckte.

„Was gibt's?“ rief ich meinem eintretenden Burschen zu.

„Wir marschiren, Herr!“ erwiederte er freudig. „Ich habe schon Alles eingepackt und besorgt. Ich habe es sogar Ihnen selbst schon gesagt, als Sie vom Wagen stiegen und den Vetturin so überaus splendid mit ihrer ganzen Börse bezahlten; aber Sie antworteten mir nichts. Nun, dacht' ich bei mir, bereitet ist Alles; laß den Herrn rasten, so lang's noch geht; er scheint der Ruhe zu bedürfen. Gestern ist der Befehl angekommen; ich hatte große Mühe, Ihre Abwesenheit zu verschweigen, und schwebte in tausend Aengsten für den Fall, daß Sie sich etwa verspäteten!“

„Wir marschiren also?“ wiederholte ich, mich umkleidend, und wie Centnerlast fiel es mir vom Herzen. — „Das ist wahrhaft Gnade des Himmels!“

Mein Bursche begriff zwar nicht, warum mir das plötzlich so lieb wäre, aber lieb war es auch ihm, das sah ich ihm an den Augen ab. „Gut, daß wir wegkommen aus diesem Neste!“ jubelte er. — — „Bei Gott, ich hatte keine Ruhe, so lange ich Sie hier wußte!“

In einer Stunde standen wir in Reih' und Glied. Es ging ins Calabresische hinein, wo der Geist der Widersetzlichkeit gegen unsere Waffen eine Truppenverstärkung nöthig machte.

Auf dem Marsche hatte ich Zeit genug, über das Abenteuer jener verhängnißvollen Heimfahrt nachzudenken. Seltsame Combinationen gestalteten sich vor meiner Seele. Doch was ich auch immer ahnen und muthmaßen mochte, es war ja nun Alles vorüber, ich war wieder ein freier Mann, und Cornelia's Züge schimmerten, gleich dem Widerschein eines Regenbogens, aus der Vergangenheit in die frische Gegenwart herüber. Nur Eines beunruhigte mich mehr und mehr, je schwieriger es mir wurde, eine Abhilfe zu treffen. Obgleich es nämlich damals das Leben eines Menschen galt, welcher mir bis ins Innerste verhaßt war, welchen ich nicht unter den Lebenden sehen konnte, von dessen Rachsucht ich mehr zu fürchten hatte, als ich in meiner leidenschaftlichen Verblendung sehen wollte, — so war's denn doch ein Raubmord, ein fürchterliches Attentat gegen die öffentliche Sicherheit, ein Verbrechen, welches augenblicklich hätte angezeigt und aufs Genaueste untersucht werden sollen. Konnte ich es aber thun? — Womit hätte ich meine Fahrt durch jenen Engpaß motiviren sollen, da ich, strengen Befehlen gemäß, mich nicht halb so weit von meiner Garnison entfernen sollte? — die Sache anzeigen, hieß: mich selbst verrathen, mir selbst den Proceß machen, mich der Strafe der Cassation überliefern. — Wer an meiner Stelle hätte die Selbstverläugnung besessen, auf Gefahr seiner eigenen Ehre und seiner Charge eine Anzeige zu wagen, die am Ende vielleicht doch zu keinem befriedigenden Resultate geführt hätte, indem die Räuber dieser Gegend so sichere Schlupfwinkel im Gebirge hatten, daß unsere Vorsicht und Strenge wol manchen Frevel verhinderte, wenn aber einer begangen war, man dem Thäter nur äußerst selten auf die Spur kam.

So sehr mich daher das Bewußtsein auch drückte, so gerne ich wenigstens einem vertrauten Freunde mein Abenteuer mitgetheilt hätte, so hatte ich doch nie den Muth dazu, und war in der That froh, durch neue Ereignisse, militärische Strapatzen, unerwartete Begebenheiten und Geschäfte zerstreut, und von der täglich wiederkehrenden Erinnerung an mein Verhältniß zur schönen Contessa und an das blutige Haupt des Conte abgelenkt zu werden.

Ein Jahr mochte bereits vergangen sein. Wie der Abglanz eines unheimlichen Traumes zuckte es nur manchmal noch durch mein Gehirn, wenn ich Corneliens gedachte. Dazu gesellte sich eine leise Neugier zu wissen wie nach meinem plötzlichen Verschwinden Alles sich gestaltet und gelöst haben mochte, und eben diese Neugier gab mir den sichersten Beweis, daß die Zeit bereits das Ihrige gethan habe, meine gestörte Ruhe wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Indeß war auch in Calabrien die Ruhe hergestellt, und unsere Truppe folgte dem Ruf nach Capitanata, also in die Nähe der Landschaft, wo ich jenes Abenteuer bestanden hatte. Unsere Bestimmung war abermal, als Reserve in einer nördlichen Grenzstadt zu bleiben und den Räubern, falls sie, von unseren Soldaten herabgedrängt, südwärts durchbrechen wollten, den Weg zu sperren.

Die Unsicherheit hatte wieder um Vieles zugenommen; je enger man das Mordgesindel einschloß, desto härter nahm es die Gegend mit, auf deren Umkreis es beschränkt war, desto grausamer verfuhr es bei seinen Streifzügen und Ueberfällen. Man nahm, durch die Noth gezwungen, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht. Tod war die Strafe für Jeden, der einen Räuber beherbergte, ihn verbarg, ihm Speise oder Trank gab, ihm zur Flucht verhalf, ja nur unterließ, sein Erscheinen an irgend einem Orte anzuzeigen. Eine Ortschaft, in deren Bereich Raub oder

Mord verübt wurde, hatte die Verpflichtung auf sich, binnen kürzester Frist die Thäter ausfindig zu machen und einzubringen, widrigenfalls sie ohne Gnade rasirt wurde; eine harte Maßregel, aber vom kräftigsten Erfolge. Eingebrachte Verbrecher wurden standrechtlich behandelt, ihre Köpfe an der Außenseite des Hauses, welchem sie angehörten, oder in welchem die That verübt worden, eingemauert, durch ein eisernes Gitter geschützt, und darunter mit kurzen Worten der Name des Verbrechers und die Art des Verbrechens bezeichnet. — Die Familie des Gerichteten, oder der Bezirk, zu welchem er dienstpflichtig war, hatte unter strenger Haftung zu sorgen, daß solch ein Schandmahl unversehrt an Ort und Stelle blieb. Nur auf diese Weise war es möglich, dem furchtbaren Unfuge der Räuber Einhalt zu thun, wiewol selbst jetzt noch keine Woche verging, ohne daß Berichte über verübte oder versuchte Frevel einliefen. Sogar auf der meilenlangen Ebene, unfern vor der Hauptstadt der Provinz, wohin wir Officiere öfter zu fahren hatten, um aus der Kriegscasse den Sold für unsere Mannschaft zu fassen, war es nicht allzusicher. Dessenungeachtet beneideten wir fast einander um jede solche Fahrt, indem sie uns doch aus der traurigen Garnisonirung in einer abgelegenen Landstadt wieder für ein paar Tage unter Menschen brachte.

Der gewöhnliche Sammelplatz, wo wir Militärs uns dann zusammen fanden, war das Hôtel, dem schönen Zollhause gegenüber, wo Meister Stefano Pharao-Bank hielt. Manche Rolle Scudi trug ich aus der rauchdurchqualmten Spielstube mit, und manchen Napoleonsd'or ließ ich dort sitzen; denn wiewol ich eben kein Spieler aus Leidenschaft war, so konnte ich doch der Lockung nicht ganz widerstehen, wenn ich einen der Pointeurs recht im vollsten Glücke sah, auf seine Karte zu setzen. Auch war es mir von jeher interessant, Spielergruppen zu beobachten und den

grellen Wechsel der Mienen zu beobachten, welchen jede Wendung des Glückes in ihren Gesichtern hervorbringt. Am meisten fiel mir ein langer, hagerer Mann auf, den ich jedesmal als Zuseher, aber nie als Pointeur sah. Sein ovales, gelbes Gesicht, von struppigen, aus Schwarz ins Grau spielenden Haaren umstarrt, sein spärlicher Backenbart, seine kleinen stechenden Augen, zwischen denen eine mächtige Adlernase hervorragte, deren Spitze fast über den zahnlosen Mund zum aufwärtsgebogenen Kinne hinabreichte, gaben ihm ein unheimliches Ansehen. Immer schwarz gekleidet, saß er läßig hingestreckt hinter einem der Pointeurs, sprach nie ein Wort, zog die Handschuhe nie aus, legte auch den Hut nie ab, als ob er jeden Augenblick zum Fortgehen bereit wäre und verfolgte dabei den Gang des Spieles mit solcher Aufmerksamkeit, als ob er die Controle der ganzen Gallerie führte. Er kam mir mit seinem gespenstischen Ernste, mit seiner unverbrüchlichen Schweigsamkeit wie ein Nekromant vor, wie einer jener Zauberer oder Alchymisten, deren Schilderung man häufig in unseren alten Volksbüchern findet, und ich muß gestehen, daß ich eine förmliche Scheu vor ihm fühlte; dennoch wußte, wie gesagt, gerade dieses sein unheimliches Wesen meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und es kam mir vor, als ob es nur von ihm abhinge, jede Bank zu sprengen, jeden Pointeur gewinnen oder verlieren zu machen.

Eines Abends fand ich eine besonders zahlreiche Spielgesellschaft. Es war, als wenn die Officiere von allen fünf Straßen der Seeprovinz, welche sich in der Hauptstadt vereinigen, zusammengekommen wären. „Paroli“ — „Sept le va“ — „Pace“ — „Quatorce le va!“ scholl es in bunten Stimmen durch einander, und Gold und Silber klang so lockend und blitzte so verführerisch, daß es Mühe kostete, sich von dem tollen Spielfieber nicht auch anstecken zu lassen. Ich suchte mit den Augen,

wie gewöhnlich meinen Nekromanten auf. Er saß hinter einem blutjungen, kaum siebzehnjährigen See-Cadeten, dem man es ansah, daß er im Kriegsleben wol noch eben so sehr Neuling war als am Pharao-Tische. Er pointirte ganz wüthend drauf los, bog ein- ums andere Mal Paroli ein, verlor aber bei jedem Abzuge, und wenn ja einmal seine Karte mit der linksgelegten des Banquiers übereintraf, so gabs ein Plié, und seine Hoffnung ward wieder zu Wasser. Ich hätte dem jungen Manne nicht so viel Geld zugetraut. Eine Rolle nach der andern wanderte auf den Tisch vor die Karte; immer stand voller Satz, — und sobald er verlor, schnell vor der quer geschobenen Karte der Gleichbetrag. Aber Rolle um Rolle verschwand; die Farben wechselten im Gesichte des leidenschaftlichen Spielers rascher als in den Taillen, die hellen Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, man sah ihm die Höllenangst an; aber je hartnäckiger er das Glück forciren wollte, desto höhnender floh es ihn. — „Jetzt bin ich blank!“ rief er halblaut, sich unwillkürlich umwendend zu dem schwarzen Niemandsfreunde, der wie der Tod hinter ihm saß, und schob eine Rolle Napoleonsd'ors hin.

„Junger Mann, überlassen Sie mir das Spiel!“ sprach ihn plötzlich der Schwarze an. Es waren die ersten Laute, die ich aus seinem Munde hörte, aber sie klangen so hohl, so hölzern wie aus dem Grabe.

Der Verlierende ließ es fast bewußtlos geschehen. Der Banquier machte eben den letzten Abzug, nur eine Karte restirte.

„Fausse taille!“ bemerkte der neue Pointeur tonlos und strich den Satz sammt Aequivalent ein.

„Der Same ist da!“ flüsterte er seinem Clienten zu und besetzte zwei neue Karten mit dem ganzen Gelde. Seine Karte zog wieder. Er ließ den Satz stehen und bog die Ecke der Karte *aufwärts*. — „Paroli!“ „Gewonnen!“ — „Sept le va!“ —

„Gewonnen!" — und so gings fort, daß sich die Züge des jungen Schützlings freudig verklärten und süße Hoffnung aus seinen Augen leuchtete, während die übrigen Pointeurs die Bank reichlich fütterten, und der rettende Unbekannte mit eisigem Phlegma sein Geschäft fortsetzte.

Schon hatte der Cadet seinen ganzen Verlust zurückgewonnen, und wollte eben retiriren, als der Fremde mit lauter Stimme „Bank" rief, den Handschuh abstreifte, und statt des Satzes einen blitzenden Brillantring, den er vom Finger zog, vor die Karte legte.

Mir fuhr es wie ein Messer durch die Seele, als ich den funkelnden Stein sah. — Die herzförmige Fassung, das helle Wasser, die Größe — Alles sagte mir: „Das ist Trevolpis Ring!" —

Mit unveränderter Miene strich der Geheimnißvolle die ganze Bank ein, die ihm der Croupeur erblassend zuschob und gab sie dem See-Cadeten, welcher verlegen sich weigerte. — „Da, junger Mann," sprach er, den Ring wieder ruhig an den Finger steckend, — „da! jetzt aber gehen Sie, — und greifen Sie nie mehr öffentliche Gelder an, um Spiele zu spielen, die Sie nicht verstehen. Wohlbekomme die Summe! Ein grinsendes Lächeln begleitete diese schneidenden Worte.

Erröthend bis in den Hals zog sich der Beschämte, welcher sich schwer getroffen fühlte, zurück, stammelte einige halbverständliche Worte des Dankes und verlor sich aus dem Zimmer, während der Nekromant wieder seinen vorigen Posten einnahm und stumm, als ob nichts geschehen wäre, zusah.

Ein eisiges Grauen überlief mich, als ich so hinter seinem Stuhle stand. Jetzt nahm er langsam den Handschuh hervor, um ihn wieder anzuziehen, wobei ich den Ring ganz nahe zu betrachten Gelegenheit fand. Ich hätte darauf schwören mögen,

daß ich recht ahne, und faßte alsogleich den Entschluß, meinen Argwohn geeigneten Ohren mitzutheilen, was innerhalb der beiden Tage, die ich noch hier zu verweilen hatte, geschehen sollte. In der Zwischenzeit hoffte ich mich wo möglich noch besser zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuschten.

In den Morgenstunden des folgenden Tages hatte ich Geschäfte. An der Mittagstafel sprach man von nichts Anderem, als von Kriegsaffairen, Räubergeschichten, politischen Chancen und dergleichen. Ein Officier, der später an unsern Tisch kam, brachte die Neuigkeit, daß man auf der Ebene vor der Stadt in einem Graben einen jungen Militär von der Marine, welcher, wie man wisse, gestern Geld gefaßt, ermordet und beraubt gefunden habe. Die Sache schien mir zu auffallend mit dem Betragen des geheimnißvollen Unbekannten zusammenzuhängen, als daß ich es hätte über mich bringen können, keine Notiz davon zu nehmen. Abends fand ich ihn wie gewöhnlich am Pharao-Tische; auch des Ringes wurde ich wieder ansichtig. Am andern Tage theilte ich dem Stadt-Commandanten bei meiner Abschieds-Visite meinen Verdacht mit, und reiste ab.

Als ich im nächsten Monate wieder zu Meister Stefano kam, war der Unbekannte verschwunden. — Auf meine Nachfrage hieß es: „Er sei, als verdächtig, eingezogen und seither nicht mehr gesehen worden.“

Nach langen Jahren kam ich als Rittmeister in Diensten einer fremden Macht, zu deren Fahnen ich, theils aus veränderter Neigung, theils durch Zeitereignisse veranlaßt, indeß übergetreten war, noch einmal in die Stadt, wo die Liebe zur schönen Cornelia mich so nahe an den Rand des Verderbens geführt hatte. Ich erkundigte mich um die Familie Fieramonti. — „Sie sei ausgewandert“ erwiderte man mir; warum? wohin?

konnte oder wollte mir Niemand genau sagen. Vielleicht wußte ich den Grund besser, als alle Andern.

Neugierde trieb mich sogar hinaus in den Engpaß, wo das verhängnißvolle Haus stand. Ich fand es noch halb verfallen, thür- und fensterlos. Unter dem Simse grinste durch ein Eisendrahtgitter ein halbeingemauerter Todtenschädel herab, darunter kaum lesbar mehr die Inschrift: „Gaetano Bramarba verübte in diesem Hause an Conte Carlo Trevolpi einen gräßlichen Raubmord, wofür er gerichtet wurde, am — — — —“ Das Datum war schon verwischt und verwittert. Ein eisiger Schauder überlief mich, als ich in die dielenlose Stube trat und den Tisch erblickte, vor welchem ich damals in athemloser Todesangst gezittert hatte.

Schloß Nonsuch.

(Nach Horace Smith.)

Der Plan zu dem Palaste Nonsuch, nächst Ewell in Surrey, ward von Heinrich VIII. entworfen, um, wie der anmaßende Name desselben,*) hinlänglich anzeigt, einen unvergleichlichen Beweis von der Prachtliebe und dem Geschmacke dieses Fürsten abzugeben.

Nonsuch wurde unvollendet gelassen, ein unerfülltes Versprechen des Glanzes, ein prachtvolles und doch wehmüthiges Zeugniß, wie ungewiß Menschengröße ist, und Königin Maria, die Kosten seiner Vollendung scheuend, ging mit dem Gedanken um, es niederreißen zu lassen, um fernere Ausgaben zu ersparen, als der Graf von Arundel, aus Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen seinen alten Meister hegte, den Platz kaufte und den Bau, der ursprünglichen Zeichnung gemäß, ausführte. Nicht eine Spur davon ist jetzt übrig; es verschwand wie andere mühevoll zu Stande gebrachte Spielwerke der menschlichen Eitelkeit, nur der anmaßende Name, welchen es führte, blieb zurück, herüberschallend in unsere Tage gleich einem traurigen Echo, welches der Vermessenheit anderer Zeiten spottet. Dennoch war der stolze Bau nicht ohne Tüchtigkeit und Gediegenheit. — Das Schloß

*) Nonsuch, nicht ein Solcher, sans pareil, ohne Gleichen.

lief um zwei Höfe, sagt die treffliche Verfasserin von der Königin Elisabeth Memoiren, einen äußeren und einen inneren, beide sehr geräumig; der Eingang in dieselben führte durch ein viereckiges, herrlich geschmücktes, befestigtes Thorhaus, welches mit Thürmen an den vier Kanten versehen war. Dieses Thorhaus war von Stein, so wie das Erdgeschoß des Schlosses selbst; das obere Stockwerk hingegen war von Holz, reichlich verziert, und voran mit einer Menge verschiedenartiger Statuen, Zeichnungen und anderer alterthümlicher Gebilde von trefflicher Kunstarbeit und nicht geringem Werthe besetzt und geschmückt, welche alle, wie es scheint, aus sogenannter Roggenpaste verfertigt waren. In der Sprache unserer Zeit würde man diese Gebilde wahrscheinlich Basreliefs genannt haben. In den östlichen und westlichen Winkeln des inneren Hofraumes erhoben sich zwei schlanke, fünf Stockwerke hohe Thürmchen mit Laternen an der Spitze, zu welchen hölzerne Geländer emporführten, die ringsherum liefen. Diese Wartthürme, von welchen aus man die beiden an das Schloß grenzenden Lustgärten und die weit ausgebreitete Umgebung übersehen konnte, waren gepriesen als der Hauptschmuck von Nonsuch.

Es war der Morgen des Michael-Meßabends. Das bemalte und gefirnißte Holzwerk des reichverzierten Baues flimmerte im Licht einer unbewölkten Sonne; die zahlreichen vergoldeten Wetterfahnen, welche die Gestalten der verschiedenen das Wappen des Königreichs haltenden Thiere darstellten, blitzten von allen Knäufen und Giebeln der Thürme, während die königlichen Fahnen, auf den Spitzen der schlanken Eckthürmchen entfaltet und stolz im Morgenwinde flatternd, der ganzen umliegenden Gegend ankündigten, daß sie über der Königin Elisabeth und ihrem Hofstaate wallten, welche im Palaste ihren Sitz aufgeschlagen. Ungeachtet er aber so begünstigt und beehrt war, schien

doch die Frühe der Stunde und die Hitze des Morgens Ursache zu sein, daß sich um die Außenseite des Gebäudes kein größerer Zudrang und Lärm bemerkbar machte. Einige Hellebardierer und Wachmänner von der Garde standen in ihren reichen Livréen längs des äußeren Thurmhauses aufgestellt. Auf den Straßen, die sich am Rande der Lustgärten hinzogen, schienen Pferde und Wägen, deren Richtung der Staub zeigte, demselben Punkte zuzueilen; im Uebrigen war die Landschaft eben so still als lieblich. Die Rudel des Hochwildes im Parke lagen, nur an ihrem Geweihe kennbar, in den Schatten geduckt; die Kühe aber, welche gewöhnlich in der Nähe des Thurmhauses weideten, waren vom Meier, zu welchem man sie zur Melke trieb, noch nicht zurückgekehrt, und mit Ausnahme eines einzigen Hirsches, welcher aus dem Dickicht hervorbrach, gleichsam um zu spähen und die Morgenluft einzuathmen, schien sich im weiten Revier, welches den Aufenthalt umgab, nichts zu regen, während der Mangel an Musik oder irgend einem anderen Klange festlichen und brausenden Getümmels auf den Wällen vermuthen ließ, daß Ihre Majestät sich noch nicht vom Schlummer erhoben hatten.

Auf einer Terrasse jedoch, welche um die Außenseite des inneren Hofraumes lief und durch eine fliegende Steintreppe mit dem Park in Verbindung stand, war eine kleine Gesellschaft versammelt, welche, dem ersten Hahnenrufe gehorchend, in der eben so loyalen, als löblichen Hoffnung sich zusammen fand, der königlichen Herrin eine angenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn es ihr belieben sollte, die Jagden und Tagesbelustigungen zu beginnen. Unter diesen befand sich der alte Yeoviel, einer von den Jägern, eine abgezehrte verwitterte Gestalt, welcher jedoch mit einem rothen Fleck auf jedem Backenknochen zu beweisen schien, daß er im Stande sei, noch manche Leiche vor seiner eigenen mitzumachen. Er hielt drei Koppeln Windspiele an

ledernen Riemen und war von einem Paar Hirschhunden umgeben, die sich zu seinen Füßen gemächlich und in der Sonne blinzend niedergestreckt hatten; während erstere mit gespitzten Ohren und in mannigfaltigen malerischen Stellungen voll munterer Aufmerksamkeit es ihrem Herrn nachthaten und die Bewegungen einer bunten Gruppe beobachteten, welche sich gerade gegenüber befand. Sie bestand aus Master Toby (so benannt, weil er der Vorstand des Zehrgadens war, und sich überdies absichtlich zu einer Art von Abgeordneten der Festleute gemacht hatte) und eine Schaar von Stegreifmasken, gesammelt aus dem untergeordneten Dienervolke, die sich anschickten unter einander ein kleines Schauspiel aufzuführen, welches aus ekelhaften Schmeicheleien für die Königin, dem damaligen Zeitgeschmacke gemäß, höchst phantastisch-allegorisch zusammengestoppelt war. Shakspeares Scherzspiele und die Burleske von Bottom, dem Weber, waren noch zu wenig unter das Publicum gekommen, um der Begeisterung für solchen Mummenschanz Abbruch zu thun, auch würden sie, unter was immer für Umständen, schwerlich auf Master Toby einen günstigen Einfluß genommen haben, welcher bisweilen heimliche Ausflüge nach den Höhen des Parnasses aus dem Zehrgaden machte, und dessen Geschmack sich lediglich von den spitzfindigen Kunststücken solcher symbolischer Tafelaufsätze herschrieb, die ihm in der Küche unterkamen und welche man ihres hieroglyphischen Characters wegen mit dem eigenthümlichen Namen: „Geheimnisse“ belegte. Auf diesen selbst gewählten Maskenmeister, welcher mit einem Papiere in der einen und mit einem Stock in der andern Hand, auf- und abstolzirend, eine Probe mit seinen Dilettanten abzuhalten beabsichtigte, deren einige allegorische Frauengestalten darstellten, blickte der ruhige alte Waidmann mit stiller Verwunderung, die sich auf seinem *Antlitze* in einem Gemisch von Grinsen und Spottblicken

kund gab. In der That mußte (um sich eines gelinden Ausdruckes zu bedienen) dem schlichten Manne das tolle Zeug als eine verwunderliche Art von Querleserei vorkommen, welcher alle Schauspieler zwar von Gesicht aus kannte, aber weder verstand, warum sie so seltsam metamorphosirt waren, noch den Zweck begriff, zu welchem man sie, also sich zu äußern, unterrichtete.

Der Mann, welcher die Diana verhunzen sollte, hatte gegen alle Rücksicht auf Decorum und alle die Schicksamkeit, welche „die keusche Jägerin des Silberbogens auszeichnet," seine Beine auf eine Bank hingestreckt und schwor „bei Molchen und Schnecken," in Erwiderung auf Master Tobys Ansinnen, daß er nicht eher zum Buche sehen wollte, als bis seine Pfeife gar wäre. Zur Bestätigung dieser Erklärung spuckte er auf den Boden und begann seine Züge mit solcher Kraft, daß der Halbmond auf seinem Haupte, aus der dichten Tabakwolke, in die er eingehüllt war, aufdämmernd, nur zeitweise sichtbar wurde.

„Gut, — so komm indeß du, Kupido! Ich will bei dir den Anfang machen! Hast du deine Rolle vollkommen inne?" sprach Master Toby zu einem kleinen Jungen, welcher im Eifer des Schnellkäulchenspieles mit einem Rangen seines Alters seine Flügel ganz krumm aufgebunden hatte.

„Ja Herr, ja!" versetzte der Sohn der Venus. — „Schön gerade, Jemmy! Schön gleich! Jetzt bück dich, Jemmy! Schön durchs Grübchen zum zweiten Male! Schön Maß gehalten, und nicht betrogen."

„Potz Blitz, du junger Wildfang! Nennst du das deine Rolle hersagen?" rief Toby in Wuth. — „Heraus damit, Lotter, heraus damit! oder ich klopfe dir mit meinem Stocke die Schultern wund, daß sie aussehen, wie Schweinsrippen!"

„Nein — nur noch ein bischen Geduld, Master Toby, laßt uns nur das Spiel erst enden; hab' eben einen guten

Gesellen! Jetzt ist's an mir, und da sind nur drei im Grübchen. Und seht nur, da liegt der faule Barney Mumpford, und schläft in der Sonne, weil er nichts zu thun hat! Hallo, Barney, Barney!" fuhr der Bube fort, ihm in die Ohren schreiend, „Master Toby ist da, und will mit euch den Anfang machen!"

Der auf diese Weise Erweckte, dessen knapp anliegendes Wams und Beinkleid dicht mit Zungen bemalt war, um ihm eine Aehnlichkeit mit dem „Rufe" oder der „Fama" (der tausendzüngigen) zu geben, stand träg auf und begann, nach einem bedachtsamen Dehnen und Gähnen, seine Rolle mit einer Art von schläfriger Feierlichkeit von sich zu geben. Da dieselbe darauf berechnet war, die Königin zu begrüßen und nicht minder auf die weite Verbreitung ihres Ruhmes, als auf ihre umfassende Kenntniß von Sprachen und Zungen anzuspielen, so fing sie beiläufig mit folgenden Versen an:

„Elisa's Namen blies ich nach Nord, Süd, Ost, West,
„Weßhalb mein eigener sich verschweigen läßt.
„Nur nutzlos wär' mein Ruf hier sicherlich;
„Da sie die Zungen all' kennt, kennt sie mich!"

„Ja — hol's der Guckuk, Master Toby!" rief der Sprecher, vom eigentlichen Exordium seiner Anrede abbrechend, „vorausgesetzt, daß Ihre Gnaden zum Schlusse nach meinem Namen fragen, so sage ich unumwunden, daß ich Barney Mumpford bin, daß ich sieben Jahre als Stallknecht diente, und daß die Oberstallmeistersstelle erledigt ist. Ich bin so gut dafür, als ein Anderer, und ein Kopfnicken ist mir so gut, als ein Druck für einen blinden Gaul."

Mit einem Blicke gewaltiger Unruhe bemerkte der küchenmeisterliche Schauspieldirector, daß solch' ein Herausfallen aus

der Rolle unvermeidlich sie alle in Mißgunst stürzen würde, und erinnerte seinen Schützling, daß es sein erstes Geschäft wäre, sich durch einen Trompetenstoß anzukündigen.

„Potz Blitz! daran erinnert Ihr mich?“ rief Barney, „darauf hab' ich selbst lange nicht vergessen! Das ist ja eben der Theil meiner Rolle, der leichter auswendig zu lernen ist, als alles Uebrige!“

Mit diesen Worten setzte er das Instrument an den Mund und brachte, allen Athem zu Hilfe nehmend, ein disharmonisches Eselsgeschrei zuwege, welches die Mißgeburt eines Seufzers und eines Gebrülles zu sein schien. Bei dieser verunglückten Bemühung hielt sich der alte Yeoviel, welcher von seiner Kindheit an alle Instrumente, vom Kreuzertrompetchen an bis zum Waldhorne, zu blasen gewöhnt war, nicht länger, sondern riß ihm die Trompete aus der Hand, setzte sie an seinen Mund, sammelte allen Athem in seine hohlen, ledernen Backen, und blies so laut und munter einen Rückruf, daß der ganze innere Hof die Töne zurückhallte, die Doggen plötzlich bellend und kneifend aufsprangen, und im nämlichen Augenblicke ein Thürhüter aus der Bedientenstube sprang und sie als eine Schaar unmanierlicher Stallknechte und lärmender Maskennarren ärgerlich ausschalt, welche, noch ehe die Frühstückglocke in den großen Hof rief, solch einen Tumult erhoben, wo man nicht einmal noch wisse, ob ihre Hoheit schon das Schlafgemach verlassen haben.

„Ich wollte ein Harryſtück drum geben,“ sagte Yeoviel, „wenn ich erfahren könnte, ob Ihre Gnaden sich selbst auf den Stand im Parke zu begeben geruhen werden, um die Hetze mit anzusehen, oder ob man uns befehlen wird, die Hunde abzukoppeln und einen feisten Rehbock für die Armbrust aufzutreiben; denn der Morgen fängt bereits an zu schwinden, und der Thau wird sich bald vom Grase verlieren.“

„Daß Euch der Henker!“ — brach Master Toby los, indem er sich in die Brust warf, und verächtlich auf den Waidmann herabblickte; „denkt Ihr, unsere edle und gelehrte Gebieterin werde sich mit dummen Bestien unterhalten wollen, wo sie dem orpheischen Wolklang einer Dichtung lauschen kann, welche ich für sie nach dieser unserer schönsten, säuberlichsten und ergötzlichsten Manier, vorbereitet habe? — Ans Werk nun, lieber Herr „Ruf,“ — fahrt fort in Eurer Rolle, — fahrt fort in Eurer Rolle: Empfange, schöne, unvergleichliche, gelehrte, jungfräuliche — Königin!“

„Schön Dank, Master Toby!“ unterbrach ihn der „Ruf,“ „vier Verse in einem Zuge ist eine gute Aufgabe für einen Junker, aber da müßt Ihr Euch einen Anderen suchen, um die Königin zu bewillkommen, denn das geht ganz und gar über mein Vermögen hinaus!“ — Diese Erklärung machte den Master Toby, als Poeten, wie als loyalen Unterthan, ganz unwirsch, und er war eben im Begriffe, dem guten Herrn „Ruf“ eine salbungsreiche Strafpredigt zu halten, als ihm ein lautes Gelächter der vier Welttheile zuvorkam, welche im Schatten beim Grübchenspiele mit dem St. Michael standen, der seinem eigenen Festabende zu Ehren prächtig geputzt war. Afrika und Michael nahmen, nachdem sie eine Weile um einen Heller gezankt, auf gut englische Art zu Schwüren und ruchlosen Wechselklagen ihre Zuflucht, bis zuletzt der Festpatron, auf seines Gegners Gesicht deutend, welches um ihn einem Mohren ähnlicher zu machen mit Nußfarbe getüncht war, erklärte, daß er unmaßgeblich der größte Beleidiger gewesen sein müsse, da er so lange geschworen habe, bis sein Gesicht schwarz wurde. Dieser Scherz erregte einen allgemeinen und unauslöschlichen Sturm von Gelächter bei Europa, Asien und Amerika, wiewol sie von dem grimmigen Master Toby wiederholt zur Ruhe gewiesen und mit dem Stockrohre

bedrohet wurden. Da der Erzürnte fand, daß seine vier widerspenstigen Welttheile gegen seine Drohungen gleichgiltig blieben, so wendete er sich an den Vater Themse, eine Gestalt von ehrwürdigem Ansehen, mit einer Krone von Binsenkraut, einem langen Barte von Schilfgras und Wasserflachs und einem weiten wasserblauen Rocke, welcher, als jener einen Bierkrug leerte, sich zurückschlagend ein Paar schmutziger, bockleberner Hosen nebst Reitstiefeln und Sporen zeigte. — „Tausend! Master Toby, laßt uns die Kanne leeren, — Ihr wißt, die Themse läuft in dieser Jahreszeit Gefahr, auszutrocknen!“ rief der Stromgott, über seinen eigenen Witz kichernd. — „Austrocknen, — seht' mal! ich denke, Ihr seid immer trocken!“ versetzte Toby, „aber — zum Henker! ich wußte nie, daß die Themse mit geistigem Bier angefüllt ist! — Wo ist denn Eure Urne?“ — „Hier, Master Toby, hier!“ sprach Vater Themse, einen weiten Krug unter seinem linken Arme hervorschiebend. — „Und wo ist denn der Strom von Rauschsilber, der herausquillen soll?“ — „Ich hab' in hineingestopft, damit er trocken bleibe, denn es war böser Thau heut morgens, er würde jetzt schon allen Glanz weggeätzt haben!“

„Hol's der Guckuk! das nenn' ich vorsichtig! Behaltet Euer Wasser nur fein trocken, was es auch immer gebe; haltet Eure Urne mehr niederwärts, und wenn auch da nichts herausspritzen kann, so mögt Ihr doch aus Euch selbst etwas herausspritzen lassen.“

Der Stromgott verstand die Anspielung, erhob, der Aufforderung Folge leistend, seine Stimme, welche bei Weitem nicht so hell und lauter war, als es sein Character erforderte, und begann:

„Auf meiner breiten Brust da reiten schaukelnd
„Die Schlösser, welche der Armada Stolz
„Zerstört; blick' her erlauchte Königin!“

Aber sein Vortrag wurde eben so plötzlich als unliebsam durch einen Streich des schadenfrohen Buben Kupido unterbrochen, welcher nach Beendigung seines Schnellkäulchenspieles ein Stück Papier an Diana's Pfeife anzündete und es verstohlen unter des Stromgottes Linke practicirte, welche unter der Urne schlenkernd herabhing. Vater Themse, der solch' einer hinterlistigen Brandlegung nicht im Geringsten gewärtig war, stieß einen lauten Schrei des Staunens und des Schmerzes aus, ließ den Krug fallen, welcher in hundert Scherben zerbrach, und sprang in einem einzigen Satze wol eine gute Tuchmacherelle weit vorwärts. Er hatte den kleinen Brandstifter, welcher sich selbst durch ein schreiendes Gelächter verrieth, nicht so schnell entdeckt, als er mit Wuth in den Blicken einen für eine wässerige Gottheit allzuhitzigen Eid heraustobte und ungesäumt sich daran machte, ihn zu verfolgen, um eine exemplarische Rache an ihm zu nehmen. In weniger als einer Minute war der Missethäter rings um Afrika gelaufen, hatte Europa umkreuzt, und sich um die Stirnseite Amerika's geschwungen; aber der Skamander war bei der Verfolgung des „fußschnellen“ Achilles nicht schneller und unermüdlicher, als Vater Themse auf seiner Jagd nach dem unglücklichen Kupido, der, nachdem er um schneller zu fliegen seine Flügel weggeworfen, zuletzt durch ein Hinterpförtchen die Terrasse hinanpolterte, welche in den inneren Hofraum führte. Sein Verfolger war ihm auf den Fersen und in Kürze sah und hörte man nichts mehr von ihnen.

Ehe noch das durch dieses Ereigniß verursachte Gelächter unter dem Reste der Gesellschaft, welcher die Flüchtlinge angehörten, sich gelegt hatte, wurde die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch eine Schaar von Reitern in Anspruch genommen, die in voller Hast gegen das Schloß ritten und eine große Staubwolke hinter sich zurückließen. Da sie im Galopp um das Ende

der Terrasse bogen, um sich gegen das Thurmhaus zu drehen, so war es klar, daß sie von fern und schnell und aus einer anderen Gegend herkamen, als jene war, welche Nonsuch umgab; denn Rosse und Reiter waren mit Schmutz und Koth bedeckt, über welche sich eine weiße Staubkruste verbreitete, so daß es unmöglich war, die Farbe ihrer Pferde und Kleider zu unterscheiden. Dessenungeachtet war es aus ihrem Staat, ihren Federn und ihrer Tracht sattsam zu ersehen, daß die Vorbeireitenden vornehme Herren waren. An der Spitze der Schaar, auf flinkem Rosse, befand sich ein junger Galan, welcher, so viel man bei der Schnelligkeit, mit welcher sie vorüberritten, beurtheilen konnte, besonders schön und stattlich war und ein überaus anmuthiger und sittiger Reitersmann schien. Vier Andere, wiewol sie etwas weiter hinter ihm ritten, schienen ihrem Benehmen nach seine Freunde und Begleiter zu sein, und in einem Zwischenraume von zehn oder zwanzig Schritten folgte der Troß des Reiterzuges, aus Stallknechten und anderem Dienervolk bestehend. Ohne seine Eile zu vermindern, bis er zum Eingange in das große Thurmhaus kam, sprang der Anführer des Trupps eilfertig vom Rosse und begab sich schnell in den Hof, mit der Miene eines Mannes, den Rang und Stellung berechtigen, selbst in die Residenz der Majestät ohne Einspruch oder Frage einzutreten, wiewol die wachhabenden Gardisten einander etwas ängstlich ansahen, als ob sie, ehe sie ihm den Eintritt gestatteten, um sein Vorhaben fragen sollten. Am Portale, welches den Eingang zu den Wohnzimmern der Königin bildete, und durch welches der Fremde eben so ohne Umstände wie früher eilen wollte, vertraten ihm die Pagen, Edelleute und Thürhüter und Andere, welche vor den Thoren versammelt waren und über das Erscheinen einer so schmutzigen und besudelten Gestalt, die sich gleichsam in die geheimsten Gemächer eindrängte, nicht wenig stutzten, den Weg,

und verhinderten ihn weiter zu dringen, indem sie zugleich fragten, wer er sei und was er wolle? — „Meine Herren", sprach der Fremde, indem er ihnen mit der Hand ungeduldig winkte zurückzuweichen, „mein Geschäft leidet keinen Aufschub, ich ersuche euch daher, nicht mit mir zu sprechen, sondern mich frei passiren zu lassen. Wie, oder sollte ein bischen Staub und Koth mich so entstellt haben, daß Ihr in mir den Oberststall- und Geschützmeister und Lordstellvertreter, Grafen von Essex, nicht erkennt?" — Mit diesen Worten ging er, ohne ihnen Zeit zu gönnen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, mitten durch sie hinweg und begann die Treppe emporzusteigen.

Er hatte wegen seines Mißverhaltens in Irland, aus welchem Lande er nicht nur ohne Urlaub, sondern sogar den Befehlen seiner königlichen Gebieterin geradezu entgegenhandelnd, sich plötzlich entfernt hatte, schwere Verantwortung auf sich geladen, aber er verließ sich auf ihre wolbekannte Neigung, ihm etwas nachzusehen und auf vollständige Erneuerung ihrer Gunst, wenn es ihm nur gelänge, ihr unter die Augen zu kommen; zugleich war er aber auch überzeugt, daß, wenn sein Plan fehlschlüge, seine Feinde Alles aufbieten würden, um ihn in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Ohne daher irgend Jemanden, außer einigen seiner besonderen Vertrauten, etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen, unternahm der ungestüme Graf seinen Eilritt bei Tag und Nacht, und da er bisher so erfolgreich über alle Hindernisse obgesiegt, war es auch nicht wahrscheinlich, daß ihn die Pagen und Kämmerlinge, welche ihm in den geheimen Gemächern begegnen würden, durchzukommen hindern würden. Mancher stand abseits und blickte mit Befremden auf solch' eine beschmutzte Gestalt, welche geradewegs auf der Königin Schlafgemach zuschreitend, mit ihren schweren Reitstiefeln über das widerhallende Estrich hinklirrte, und dachte sich: „Nun, er wird wol dem

Gardisten unten seine Depesche vorgewiesen haben." — Andere stellten sich ihm in den Weg und bedeuteten ihm, daß die Königin noch nicht zum Vorscheine gekommen sei; aber er ging theils an ihnen vorüber, theils schob er sie mit der Miene eines Mannes, welcher keinen Einspruch leidet, bei Seite und ging so durch den Audienzsaal und durch die Antichambre der Hoffräulein, von welchen manche über den Anblick solch' einer unerklärbaren Erscheinung nicht wenig erschracken. Weder ihre staunenden Blicke beachtend, noch um ihr spöttisches Geflüster sich bekümmernd, verfolgte der abenteuerliche Graf seinen Weg und hielt nicht eher an, als bis er zum Schlafgemache der Königin gekommen war. Unerschrocken öffnete er die Thüre, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu.

Elisabeth war eben aufgestanden, und ihre Locken hingen noch unordentlich über ihr Antlitz herab. Sie kannte keine Furcht, aber des Erstaunens konnte sie sich anfänglich doch nicht erwehren, als sie einen erhitzten und beschmutzten Fremdling in ihr Schlafgemach hereinstürzen sah, und schon war sie im Begriffe, nach ihrem Kämmerling hinauszurufen, als Essex vorwärts eilend, sich vor ihr auf die Knie warf und sie demüthig um Gnade bat. Der Klang seiner wolbekannten Stimme, die Unterwürfigkeit seiner Sprache und vor Allem der Anblick eines zu ihren Füßen liegenden und mit dem Ausdruck inniger Bewegung und Bitte zu ihr emporblickenden Mannes, den sie noch immer liebte, wirkten auf ihr unvorbereitetes Herz so gewaltig, daß sie ihm ihre Hände zum Kusse hinreichte, mit huldvoller Miene all' seine Entschuldigungen anhörte und ihm einen weit herzlicheren Empfang gewährte, als er sich sogar in seinen übertriebensten Hoffnungen vorzuspiegeln gewagt hatte. Weich als Weib, wiewol groß und erhaben als Fürstin, ließ sie gegenwärtig jenen Character vorherrschen, und Essex, welcher bei all' seinem halsstarrigen

Ungestüme der Höflingskünste nicht ermangelte, wußte sich die Stimmung seiner Gebieterin gut zu Nutzen zu machen. Seine eigenmächtige Rückkehr der Unmöglichkeit zuschreibend, noch länger fern von einer Gottheit zu weilen, deren Anblick ihm eben so nöthig zum Leben wäre, als des Himmels Odem unserem Munde, sprach er sie in Ausdrücken leidenschaftlicher, ja sogar romantischer Galanterie an, pries ihre ausgezeichneten Schönheiten, wiewol sie damals schon in ihrem siebenundsechzigsten Jahre war, verglich sie zu gleicher Zeit mit Venus und Minerva, einer Nymphe, einer Gottheit und einem Engel, citirte Latein und Griechisch, um seine Behauptungen zu belegen, und spielte seine Rolle so erfolgreich, daß er, herauskommend von seiner ziemlich langen Unterredung, in der muntersten Laune erschien und Gott dankte, nach so vielen Stürmen, die er auswärts zu erdulden hatte, daheim endlich Ruhe gefunden zu haben.

Nachdem Essex einige Erfrischungen zu sich genommen, warf er sich, gleichsam zum Ersatze für den unansehnlichen Aufzug, in welchem er sich früher vorgestellt hatte, in seinen glänzendsten Staat. Er war eingeladen worden, seinen Besuch im Palaste zu wiederholen und trat eben in dieser Absicht heraus, als ihn ein Mann ansprach, welcher, ehrfurchtsvoll seinen Biberhut abziehend und ihm einen Brief überreichend, eben sein Anliegen ihm vortragen wollte, als ihm der Graf mit dem Ausrufe zuvorkam: „Ha, Willy Shakspeare! was machst Du in Nonsuch, wo Du dem Feiertagspublicum in London den Geist spielen und ihm seine Michaels-Dreier ablocken solltest?“

Der Dichter erwiderte, daß er mit seinem Freunde Dick Burbage nach Evell gekommen sei, um eine Erlaubniß für ihr Theater bei der Königin anzusuchen, und daß sein gnädiger Gönner, der Graf von Southampton, welcher unglücklicher Weise eben in Ihrer Majestät großer Ungnade stände, ihm einen

Brief an seinen vielwerthen Freund, den Lord Essex, zu geben geruhet habe, in welchem derselbe seinen Einfluß und seine gütige Verwendung in Anspruch nähme, sobald er aus Irland zurückgekehrt wäre. Er habe sich zwar, erklärte der Dichter, von diesem glücklichen Ereignisse unmittelbar nur wenig Hoffnung zu machen getraut, aber, da er in der letzten halben Stunde erfuhr, daß Se. Lordschaft wirklich zu Nonsuch angekommen seien, so habe er sich unterfangen, den Brief, durch welchen er sich so hochgeehrt fühle, abzugeben.

„Trefflich, Master Shakspeare!“ rief der Graf, das Papier flüchtig durchlaufend, „ich bin zwar selbst nur ein kürzlich erst begnadigter Verbrecher und deßhalb wenig berechtigt einen Bittsteller abzugeben, aber ich fühle mich in der Gnade meiner Gebieterin zu glücklich, als daß ich nicht wünschen sollte, sie auf Andere auszudehnen. Also vorwärts! in den Garten mit mir, und wenn es mir möglich ist, Euer Gesuch zu betreiben, so solls Euch an einem willigen Fürsprecher nicht fehlen.“

Dankbar verneigte sich der Dichter und folgte in einiger Entfernung dem Grafen nach, welcher dessenungeachtet sich zurückwendete und vertraulich mit ihm sprach, bis sie in den Garten traten. In einem Wohlgeruch athmenden, schattigen Laubgewölbe saß die Königin, welche, wie man bemerkt haben wollte, diesen Morgen ihrer Toilette eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte, einen breiten Federnfächer in der Hand und von zahlreichen Hofdamen (alle stehend) umgeben. Hinter diesen im Gartenhause sah man andere weibliche Dienerschaft, beschäftigt mit Netzwerk, Lauten, Guitarren und Spielkarten, und ein reich eingelegtes Schachbrett lag auf einem Marmortische an ihrer Seite. Nachdem sich die Beiden der erhabenen Königin, welche so malerisch hier thronte, genähert, fiel der Graf auf seine Knie, ein Act der Huldigung, welchen Ihre Majestät immer, sogar von

ihren Ministern bei ihren Geschäftsaudienzen forderte, und Shakspeare, sich in einiger Entfernung haltend, ahmte fast unwillkürlich sein Beispiel nach. Essex fand eine nicht minder huldvolle Aufnahme, als er des Morgens erfahren hatte, denn die Erinnerung an seine Schmeichelei war noch nicht verklungen. Die Unterredung mit ihm dauerte einige Zeit, bis die Königin auf Shakspeare hinblickend, fragte, ob dieser Mann, welcher noch jung an Jahren schiene, seine Locken in den Händen der irländischen Rebellen gelassen habe, weil seine Stirn so kahl wäre? — „Ich befürchte sehr, unbescheiden und überkühn zu sein", sprach der Graf, indem er den Namen und das Anliegen seines Schützlings erwähnt hatte. — „Ich bin selbst nur ein um Gnade und Vergebung Flehender und werde nun ein Bittsteller für Andere, für Shakspeare. Aber seit Eurer Majestät Herablassung meine Beleidigungen so schnell vergessen hat, mag ich vielleicht in diesem Augenblicke besser, als zu einer anderen Zeit entschuldigt sein, wenn ich mich selbst vergesse."

„So, — das ist der dramatische Chronist"; sagte die Königin, welche an seinen historischen Stücken viel Interesse fand, „laßt ihn näher treten, ich will mit ihm sprechen; Ihr, Mylord, mögt indeß hier Platz nehmen, nach einer so langen und eilfertigen Reise dürfte eine kleine Rast nicht unnöthig sein!"

Essex verneigte sich für diese ihm gegebene Erlaubniß und winkte dem Dichter, welcher sich näherte und in der Meinung, er sei aufgefordert, seinem Gönner es nachzuthun, sich ebenfalls auf einen niederen Gartenstuhl neben dem Grafen, der Königin gerade gegenüber, setzte. Elisabeth war eben damals so ungewöhnlich gnädig gelaunt, daß sie über einen Mißgriff lächelte, welcher in einem anderen Augenblicke vielleicht ihren Unwillen erregt hätte und gab ihrer Dienerschaft mit der Hand einen Wink, sich in den Pavillon zurückzuziehen, welchem Winke diese

augenblicklich Folge leistete. Essex, den Ausdruck des Gesichtes der Königin mit der Lebhaftigkeit eines Hofmannes auffassend, lächelte ebenfalls, während Shakspeare, der sich von einer Verletzung der Hofetiquette nichts träumen ließ, sein Gesuch mit verehrungsvollem Anstande vorlas, welcher für sein kleines Versehen wol entschädigen mochte.

„Seht Ihr, Master Schauspielschreiber", sprach Ihre Majestät gnädig, als er geendet hatte, „Eure Schriften gefallen Uns recht gut, was aber die Erlaubniß, öfter zu spielen belangt, so hat Uns erst letztlich Unser Oberhetzmeister höchst bitter geklagt, daß Ihr sein ärgster Gegner geworden seid. Denn wenn vom Globe, Eurem Theater, die Flagge weht, so sei sein Pferch so verlassen vom Volke, daß sein bester Bär ihm kaum die Atzungskosten einbringt. Was sagt Ihr dazu?"

„Ich wage es nicht, seine Klage zu verachten, seit sie sogar an Eurer Majestät eine gnädige Vertreterin fand", versetzte der Sänger, „aber mit Eurer Majestät Gunst würde ich mich unterfangen zu behaupten, daß derjenige, welcher seine Landsleute von solcher Kurzweil abzieht, sie in den Annalen ihres Vaterlandes unterrichtet und ihre Bewunderung auf den Ruhm ihrer Herrscher hinlenkt (unter welchen wol Eurer Majestät unmittelbare Vorfahren die berühmtesten waren), das Volk zu bilden und zu veredeln kaum ermangeln dürfte, wenn es ihm gleich unmöglich ist, zum Glanze der Fürstengröße etwas hinzuzufügen!"

„Das heißt wol und weislich und redlich seine Sache betreiben", sprach die Königin, durch diese Rede augenscheinlich befriedigt, „und bei meiner Treue! es mag der Erlaubniß, um die Ihr bei Uns ansuchet, guten Vorschub leisten. Aber was führte Euch zu unseren morschen Chroniken, Herr Poet, wo Eure Schauspieldichterei doch wahrlich in den weiteren Lustgärten der Phantasie und Erfindung einen besseren Spielraum finden dürfte?"

„Mein Großvater focht nicht ohne guten Erfolg in der Schlacht bei Bosworth-Field mit", sagte Shakspeare, dem es nicht unlieb war, die Erwähnung dieses Umstandes auf solche Weise bemänteln zu können, „und war glücklich genug, bei Eurer Hoheit Vorfahren, dem tapferen König Heinrich VII., Gnade zu finden. Von ihm und meinem Vater hab' ich eine Liebe für Redlichkeit und meines Vaterlandes Ruhm ererbt und da ich mich unvermögend fühlte, so glänzende Thaten, wie die Vernichtung der Armada und die anderen Unternehmungen, welche Eurer Hoheit Regierung verherrlichten, sattsam zu preisen, so fühlte ich mich angespornt, die Annalen Eurer nicht so berühmten Vorfahren in Erinnerung zu bringen."

„In der That", sprach die Königin leise zu Essex, „ich hätte mir's nicht träumen lassen, daß solch' ein Schalk so anständig und körnig für seine Sache zu sprechen wisse. Und doch", fuhr sie fort, sich wieder zu Shakspeare wendend, „wenn Wir Uns recht besinnen, hast Du Dir irgendwo eine Anspielung auf Unsere königliche Person selbst erlaubt! Die Stelle ist Uns entfallen, aber Wir haben sie verziehen, wiewol sie, wenn Wir nicht irren, Unseren Namen mit irgend einer nichtigen Blume zusammenstellte!" Elisabeth erinnerte sich der Verse vollkommen; sie wollte nur nicht den Anschein haben, als ob sie so viel Gewicht darauf legte, um sie der Erinnerung werth zu erachten. Essex aber, welcher die wirklichen Gründe ihrer Zurückhaltung wol kannte und wußte, daß ihr die Citirung derselben nicht unangenehm wäre, rief aus: Eure Majestät mögen dem Dichter und mir verzeihen, wenn wir nur des „Sommernachttraumes" zu erwähnen wagen; und dann leidenschaftlich auf die Königin blickend, fuhr er fort:

„Zur selben Zeit sah ich (du konntest nicht)
Kupido zwischen Mond und Erde fliegen,

In voller Wehr; er zielt' auf eine holde
Vestal', im Westen thronend, scharfen Blick's,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten;
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Mond's verlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung liebefrei.
Doch merkt' ich auf dem Platz, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: „Lieb in Müssiggang."

„So lauteten sie, aber ich dachte nicht, Mylord, daß Ihr ein so getreues Gedächtniß habet!" versetzte die Königin.

„Meinem Gedächtnisse möchten die Verse leicht entfallen sein," erwiderte der Graf, „aber sie bezogen sich auf meine bewunderte Gebieterin, und deßhalb blieben sie aufbewahrt im Herzen meines Herzens." — Er legte seine Hand auf die Brust, als er dies sprach; Elisabeth sah freundlich, wiewol sie seine Rede nicht beachtete, sondern sich zu Shakspeare wendend, fortfuhr: „Wir haben Eurer Feder diese Freiheit längst vergeben, deßhalb rügen Wir es nicht weiter; und in Betreff der Erlaubniß, die Ihr ansucht, soll geschehen, was Ihr wünscht. Unser Secretär wird beauftragt werden, Euch das Patent auszufertigen."

„Ich werde mich immerdar für Eurer Majestät Huld zu beten verpflichtet fühlen!" sprach der Dichter, sich tief verneigend. — „Du lieber Gott! Herr, man sagt, daß ihr Schauspielschreiber nur karge Beter seid, und da Eure Gebete nun fürderhin Unserem eigenen Wohl und Heile gelten sollen, so sollt Ihr weder der Mittel, sie vorzubringen, noch eines Angedenkens an die entbehren, für welche Ihr betet!" — Mit diesen Worten nahm Elisabeth ein Buch von einem niederen Tische, welcher neben

ihr stand, und reichte es huldvoll dem Dichter mit dem Beisatze: „Die Königin schenkt Euch ihr Gebetbuch: Ihr seid entlassen!“

Shakspeare schloß aus dieser letzteren Weisung, daß man den Ausdruck seines Dankes nicht erwarten wolle, küßte den Band mit großer Ehrfurcht, preßte ihn an sein Herz und entfernte sich aus der Gegenwart der Königin unter wiederholten Verbeugungen, nicht minder entzückt durch den Erfolg seiner Bitte, als geschmeichelt durch einen so auffallenden Beweis von Ihrer Majestät Huld und Herablassung.

Nachdem die Unterredung noch eine Weile gedauert, in welcher Essex allen Grund fand, zu glauben, daß er sich in der Gunst der Königin vollkommen wieder festgesetzt, zog er sich ebenfalls zurück, stieg die Terrasse hinab, und ging quer durch den Park einer Hinterthüre zu. Unglücklicher Weise begegnete er auf diesem Wege der schönen Miß Bridges, einem der Hoffräulein, mit welcher das Gerücht ihn schon lange in ein Liebesverhältniß verwickelt wissen wollte, und welche um seinetwillen bereits der Wuth und sogar den Mißhandlungen ihrer königlichen Gebieterin ausgesetzt war. Da sich der verliebte Graf vor allen Lauschern geschützt glaubte, sprach er sie in so glühenden und hochfliegenden Ausdrücken der Galanterie an, wie sie damals im Schwunge waren, und schlang ihr eine kleine Halskette von Krystallen um ihren Nacken, mit dem Bemerken, daß er sie eigens für sie aus Irland mitgebracht habe. Er würde sie noch länger mit Tändeleien aufgehalten haben, hätte seine Angebetete nicht weggeeilt indem sie ihm die Nothwendigkeit, ihrem Dienste bei der Königin wieder nachzugehen begreiflich machte. Wiewol Ihre Majestät in der Sommerlaube so dicht umbüscht war, daß Essex sie nicht sehen konnte, so war sie doch, durch eine Oeffnung in der Blätterwand mit den Blicken zum Unglück ihm gefolgt

und hatte mit wuthvergiftetem Herzen die ganze Scene mit angesehen.

Es kostete ihr einen nicht geringen Kampf, einen unmittelbaren Ausbruch ihrer Wuth zu unterdrücken und eine erzwungene Fassung in Blick und Stimme anzunehmen, als sich die Frevlerin ihr näherte.

„Ei! wunderbar!“ begann sie, „Miß! daß Ihr doch Zeit finden könnt, Uns aufzuwarten, wenn Ihr eure verliebten Narrheiten mit dem Lord-Stellvertreter beendigt habt! Wenn es kein Verrath oder keine Unbescheidenheit ist, etwas auszuschwatzen, so wären wir in der That neugierig zu erfahren was zwischen Euch vorgegangen ist!“

„Wenn es Eurer Majestät beliebt,“ stotterte das verwirrte und erröthende Hoffräulein, „wir begrüßten uns nur freundlich; ich machte mich so schnell davon, als die Höflichkeit immer erlaubte, und beeilte mich nur“ —

„Wirklich? — und so sehr,“ unterbrach sie die Königin, daß Ihr Eure Halskrause ganz verschoben ließet.“

„Es half kein Sträuben,“ fuhr Miß Bridges fort, noch mehr erröthend, indem sie die Krause zurechtzog. — „Seine Lordschaft ließen es sich nicht wehren, dieses irländische Halsgeschmeide um meinen Nacken zu schlingen.“

Bei diesem Geständnisse konnte sich Elisabeth nicht länger zurückhalten. Rasch aufflammend riß sie ihr die Halskette vom Nacken, warf sie auf den Boden und rief mit einem Blick und einer Stimme, welche hinlänglich bewiesen, daß sie die Tochter Heinrichs VIII. sei:

„Alle Wetter! Du kecke, junge Kokette! Ist unser Hof und Unsere Gegenwart nur dazu vorhanden, um durch Vorfälle wie diese entweiht und geschändet zu werden? Hinweg! und laß mich nie wieder dein schamloses Antlitz schauen! Wie? hab' ich diesen

verrätherischen und kecken Knaben nach Irland gesendet, um Halsketten für seine Liebschaften zu holen, statt Ketten zu schmieden für das rebellische Tyrone. Beim Throne des Himmels! er soll's theuer büßen. Ich bin nicht Königin, um so unverschämt behandelt zu werden!"

Das erschrockene Hoffräulein schwankte fort, um seine Verunglimpfung zu verbergen.

Elisabeth erhob sich, und ging hastig gegen den Pallast. Sie brauchte einige Minuten um sich zu sammeln und da sie vermuthlich fühlte, daß sie sich weit heftiger benommen habe, als es sich für ihr Geschlecht und ihren Rang geziemte, wendete sie sich zu ihrem Gefolge und sprach mit dem Tone erzwungener Mäßigung:

„Was Uns selbst betrifft, Ladys, so berührt Uns solch ein Vorfall nicht; den ungehorsamen Liebesritter und das freche Püppchen würde man mit schweigender Verachtung vergessen haben; aber dulden können Wir es weder, daß Unser öffentlicher Dienst so vernachlässigt werde, noch daß man den Anstand an Unserem Hofe so verletze! — In Zukunft sei der Name dieser frechen Puppe aus der Liste Unserer Hofdamen gestrichen. Was aber den schlecht erprobten und ungehorsamen Lord-Stellvertreter betrifft, welcher seinen Posten zu verlassen und mit offener Hintansetzung Unserer Befehle aus Irland zurückzukehren sich erdreistete, so werden Wir sorgen, daß er augenblicklich dafür gedemüthigt werde. Wo ist mein Secretär? Ruft ihn Uns alsogleich in den Rathsaal!"

Noch an demselben Abend erhielt der Graf die Weisung, sein Zimmer zu hüten. Nach vielem Aufschub und häufigem Schwanken, veranlaßt durch die leidige Unentschlossenheit der Königin, welche zwischen Strenge und zurückkehrender Zärtlichkeit unentschieden zögerte, erklärte sie zuletzt öffentlich, daß er Ihre

Gnade verwirkt habe, entsetzte ihn aller seiner Hofämter, und entzog ihm sämmtliche Einkünfte. Immer noch hochmüthig und unnachgiebig an Gemüth eben so, als an Vermögen herabgekommen, ließ sich nun der unglückliche Graf in jene wahnwitzigen und wohlbekannten aufrührerischen Umtriebe ein, welche ihn in der Folge aufs Blutgerüst brachten.

Arabella von Byrnswack.

——— „Das sind die Fischer von Byrnswack", rief mein Coachmann auf mich zurück, als ich ihn um die Bedeutung der Töne fragte, die über einen waldigen Rücken der Lowther-Hills aus der Tiefe heraufklangen. Es war ein ziemlich nebelloser Abend, einer der schönsten, dessen ich mich seit meiner Entfernung von Edinburgh zu entsinnen wußte. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten hinter den hohen Wipfeln des Waldes hinab, den wir durchschneiden mußten, um zu irgend einer erträglichen Taverne zu gelangen, die uns ein annehmbares Nachtlager darböte. Der unebene Boden täuschte uns oft und machte uns glauben, daß wir das Flachfeld schon erreicht hätten; kaum waren wir aber in die Thalsohle hinabgekommen, als ein neuer Rücken vor uns aufstieg und unseren Irrthum uns erkennen ließ. Vier Stunden mochten wir so zwischen unerquicklichem Gestrüppe über kohlenhältiges Gestein hingerollt sein, als sich der stämmige Zerhau des alten Forstes wirklich lichtete, aber auch zugleich der erste Stern von der Spitze des nächsten Hügels uns entgegenblickte, den wir mit Recht für die letzte Scheidewand halten konnten, die uns noch von unserem heutigen Ziele trennte. Eben am Fuße dieser Anhöhe war es, wo die unterbrochenen Klänge eines nicht allzufernen, mehrstimmigen Gesanges meine

Aufmerksamkeit auf sich zogen und sie, in Folge des hingeworfenen Bescheides, den mir mein Wagenlenker gab, nur noch spannten. Immer gewöhnt, die Perle der Poesie lieber in der rauhen Muschel herzlicher Natürlichkeit, als in der verschnörkelten Fassung der sogenannten feinen Welt zu suchen, gab ich mich mit Leidenschaft jeder Aufregung hin, die meinem Hange nach dem Seltenen, Erhabenen und Kräftigen auch nur einige Befriedigung versprach. Die Hütte des Schafhirten, der Abendtisch des Grubenmannes, der Märchenkreis in der windumheulten Behausung eines grauen Ruinenwächters, das Reisegespräch eines abergläubischen Kutschers sprachen mich stets mehr an, als der Besuch im Palast eines Baronets, als das neugierig gedankenlose Hinschlendern durch die Höfe und Hallen des Register Office, als ein Ritt durch die mächtig langen Highstreet, oder als der ganze namenreiche Commentar eines redseligen Cicerone. So wuchs denn auch jetzt meine Neugier mit jeder Wegmeile, die wir zurücklegten, und ungeduldig über die nothgedrungene Langsamkeit meines Wagens, sprang ich aus, um der Aussicht in das Thal, das ich jenseits erwartete, wenigstens um ein Viertelstündchen früher zu genießen. Jetzt wichen die riesigen Stämme auseinander und gönnten dem kleineren Buschwerke Platz, das sich wuchernd in wilder Ordnungslosigkeit zwischen sie hineingedrängt hatte. Des Thaues nicht achtend, den der Abend in dicken Tropfen ausgespritzt, drang ich auf den erhabensten Punkt vor und fand meine Erwartung nicht getäuscht. Mir gerade gegenüber erhob sich wieder ein Berg, aus dessen dunklem Waldkranze die Ruinen eines Schlosses, hell und weiß, wie ausgebrannte, verkalkte Reste einer vom Feuer aufgezehrten Riesenbaute emporragten und ein ganz eigenes Widerspiel zu dem schwarzen, schauerlich düsteren Trümmerwerke bildeten, das aus dem Thale, in der Dämmerung kaum erkennbar

mehr, heraufsah. Die Niederung selbst war von dem Vorsprunge der Anhöhe, worauf ich stand, noch verdeckt; aber ein Rauschen wie ferner Ruderschlag und die Wiederholung jener Melodie, die mich eigentlich vorausgetrieben, bestätigten mir die Richtigkeit der Aussage meines Kutschers, daß es Fischer wären, die da sängen. Und heller, die rauhen Stimmen jetzt zu wehmüthigem Einklang ordnend, tönte es empor und schwoll an und trug mir, aufgenommen von den günstigen Schwingen der Abendluft, die aus dem Thale in das Antlitz wehte, ziemlich deutlich die Worte einer Ballade zu, deren Kehrzeilen beiläufig so klingen mochten:

Rüstig durch den See mein Boot!
Trank für Trank, und Tod für Tod!

Die getragene, ich möchte sagen, schaurigluſtige Tonweise dieses Liedes, durch die nordisch ernste Umgebung und die Ruhe des Abends zu einem Eindrucke gesteigert, wie ich nicht bald einen ähnlichen empfunden, trieb mich in vollster Eile hügelab. Jetzt breitete sich ein großes Thal vor mir aus, in dessen Mitte ein See zitterte und mit den Kähnen spielte, auf denen rüstige Fischer seinen Spiegel durchschnitten. Andere, und zwar die, deren Lied mich herabgezogen, saßen vor ihren kleinen Hütten, besserten Netze aus, verfertigten Fischergeräthe oder hatten sich's um den dampfenden Kessel bequem gemacht, dessen kargen Inhalt, ihr nationales Hafermus (Parich), sie durch Gesang sich würzten. Am nördlichen Ende des See's lag die düstere Ruine, die mir schon vom Hügel aus aufgefallen und vollendete das Malerische dieses Anblickes. Die Fischer ließen sich durch das Erscheinen eines Fremdlings nicht irre machen, sondern sangen weiter:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Faust,

„So geht es auf, so geht es ab,
„Daß alles sauf't und brauf't,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, singen:
„Rüstig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Als sie geendet hatten, näherte ich mich dem Aeltesten unter ihnen, einem rüstigen Greise, dem man die Vertrautheit mit Sturm und Wellen in den Augen ansah. Er bezeugte sich meiner Frage nach der Bedeutung und dem Entstehen der Ballade, die sie abgesungen, nicht unwillfährig.

„Beim St. Cuthbert", sprach er endlich, „ich habe mit dieser Geschichte schon manchem Wanderer seine Nachtrast verdorben. Aber Ihr, edler Herr, scheint mir Keiner von den Verzagten, die vor Angst die Decke über's Ohr ziehen, um eher einzuschlafen, als der Böse ihren Schlummer in Beschlag nehmen kann; und eben so wenig Einer von den Spöttern, die Alles für eitel erlogen und abgeschmackt halten, was ihren aufgeklärten Köpfen nicht eingeht. Nehmt Platz auf diesem Weidenstrunke; das Seil unserer Kähne hat ihn trotz einer Gartenbank gekerbt. — Ueberschaut Ihr den See in seiner ganzen Ausdehnung, der bis hinter jene Ruinen trichterförmig zuläuft, und in dem Bergstrome, dessen Rauschen Ihr wol ruckweise vernehmen mögt, seinen Abfluß zu haben scheint? — Dieser See heißt in der Landessprache der Byrnswack-See; wir Schiffer nennen ihn nur Dismal-Swamp, das Grauen-Moor, denn so gut und freundlich er jetzt scheint, so grauenvoll kann er aufbrausen zur Zeit, wo er sein Opfer haben will. Jene schwarzen Trümmer sind die Reste des Schlosses Byrnswack, wovon der See den Namen hat. Als vor fünfhundert Jahren unser König, David

Bruce, der Gefangene eines Weibes, der tollkühnen Margarethe wurde, trotzte dieses Bollwerk lange dem Feinde, und ward zuletzt auch wieder ein Sitz des Friedens, während sein Bergnachbar da drüben, Schloß Asborn, in wildem Brande zusammenstürzte. Gegen das Ende jener blutigen Tage soll sich die schauerliche Geschichte zugetragen haben, in welcher die drei Punkte, die ich Euch genannt, die Hauptrollen spielen und welche, wie wir Fischer es nur zu gut wissen, noch immer fortlebt in den Tiefen dieses Sees!"

Nach diesem Eingange, der mir zeigte, wie innig der Erzähler von der Wahrheit des geheimnißvollen Märchens überzeugt sei, das ich von ihm zu erwarten hatte, begann er seine Erzählung. Ich würde mich umsonst bemühen, den einfachen, körnigen, aber eben deswegen um so mächtiger ergreifenden Ton zu treffen, in welchem der alte Fischer seine Sage vortrug. So unwahrscheinlich sie an und für sich ist, in seinem Munde klang sie wie ernste Wahrheit. Seine Schilderung glich einem tiefblauen, düsteren Nachtgebilde, durch das nur ein Blitz als feurige Mahnung an den zuckt, der lebt, um zu schirmen und zu rächen. Ich erzähle ihm hier die Hauptmomente seiner Mittheilung in jener Färbung nach, welche sie durch die Eindrücke annahm, die sie auf mein Gemüth hervorgebracht hat.

1.

Zwei kräftige Hochlandsgestalten stiegen vom Rücken des Berges in das Thal hinab, in dessen Mitte der See wie Feuer flimmerte. Der Tag neigte sich schnell und schneller und schon breitete sich über die weite Landschaft lautloses Schweigen aus, von nichts unterbrochen als von wehmüthigen Zithertönen, die aus dem nahen Schlosse herabzuklingen schienen. Die beiden Jünglinge waren von den langentbehrten friedlichen Klängen so

angenehm überrascht, daß sie durch die lauschige Dämmerung vorsichtig näher schritten, um ja die liebliche Nachtigall dieser Einöde nicht zu verscheuchen. An einem Abhange des Ufers lagerten sie sich und schlürften mit gespanntem Ohre die Töne, die einen gar heiter-milden Gegensatz zu dem rauhen Trompetengeschmetter bildeten, das sie durch sieben Monde gehört hatten. Sie waren nämlich mit ausgezogen wider Eduard III. und seine heldenmüthige Gattin und trugen nun statt der erträumten Lorbeeren nichts nach Hause als ein verlorenes Halbjahr und den Ueberdruß einer mißglückten Unternehmung. Die Stimmung unterdrückten Trotzes, die traurigen Spuren eines ergrimmten Freiheitseifers, die rauchenden Denkmäler verübter Grausamkeiten waren ihnen bis hieher gefolgt und eine süße Ahnung einer möglichen Beruhigung, bestärkt von den farbigen Bildern jugendlicher Erinnerungen, ging in ihren Herzen auf, als sie wieder die ersten unkriegerischen Accorde einer friedsamen Zither von dem Söller einer verschonten Veste klingen hörten.

„O zeige Dich, Friedensengel dieses Thales," rief Arthur, der jüngere der beiden Wanderer aus, indem er seines Gefühles nicht länger mächtig, aufsprang, — „o zeige Dich und nimm den Dank eines Wanderers, dem Du an der Schwelle seiner Heimatberge Dein Lied als glückliche Vorbedeutung entgegenschickst!"

Richard, der Aeltere, belächelte die losbrechende Begeisterung seines Bruders, wiewol er selbst recht behaglich hingestreckt lag und den immer lauter rauschenden Tönen eben nicht zu zürnen schien. Endlich erhob er sich, schlug seinen dunkelblauen Plaid, mit dem er sich einen spitzen Kalkstein zum Sitze gepolstert hatte, wieder um die Schultern und mahnte seinen schwärmerischen Bruder, über den Klang der Saiten nicht des Klanges der Becher zu vergessen, der ihnen in der nächsten Nachtherberge denn doch wol ergötzlicher sein dürfte.

Zögernd gehorchte Arthur und folgte, die Augen unverwandt dem Theile des Schlosses zugekehrt, aus welchem die Zither klang, seinem rüstig voranschreitenden Bruder.

Der Mond war indeß im Osten gelb und leuchtend emporgestiegen und übertünchte mit einem Male die nordöstliche Wand des grauen Waldschlosses, daß jeder Ziegel daran deutlich zu unterscheiden war. Die beiden Wanderer schritten jetzt längs dem Ufergebüsche, ziemlich nahe am Schlosse fort, von dem sie nur ein Wildbach trennte, der weiter rückwärts in die Tiefe zu stürzen schien. Die Klänge, die eine Weile geschwiegen hatten, begannen nun lauter und vernehmlicher von Neuem.

„Siehst Du," rief Arthur plötzlich mit gewaltsam gedämpfter Stimme, „siehst Du, Richard? Dort am Erker, der über den Bach hinausragt! O hemme Deine Schritte. Laß' uns hinter jene stämmige Eiche treten! Der Gott der Liebe hat sie hier gepflegt, um lauschenden Wanderern zum Verstecke zu dienen. Siehst Du die Nymphe dieser Einöde? Die tonreiche Beleberin dieser Waldnacht? Bei dem großen Könige, dessen Namen ich führe, ich müßte mich desselben schämen, wenn mich dieser Ruf zu einem Abenteuer kalt vorüber ließe!"

Richard wollte seinen Bruder fortziehen, ohne ihm zu antworten, aber dieser beschwor ihn bei seinem Zorne empor zu blicken oder zu gestehen, daß kein ritterliches Blut der Ardoch in seinen Adern fließe, das doch Niemand der Kälte je geziehen hat! Wirklich lehnte sich über den Erker hinaus eine weibliche Gestalt, deren mondbeleuchtete Züge etwas Geisterhaftes an sich hatten. Ein Kranz brauner Lockenringe faßte das bleiche, leidende Antlitz ein. Ein leichter Sammthut bedeckte den Scheitel des feenartigen Wesens und die weißen Federn dieses Hutes flatterten luftig im Nachtwinde, der mit ihnen wie mit Lilien spielte.

„Laß immerhin die seltsame Erscheinung gewähren,“ fiel Richard, die Gestalt nur eines flüchtigen Blickes würdigend, ein, — „was kümmert sie uns? Du hast der schönen Frauen viele schon gesehen!“

„Aber keine so schöne, Bruder! Ich las die Schrift der Verzweiflung, die Schrift der Hoffnung, die Schrift des Dankes auf dem Antlitze mancher Schönheit, mit der uns das Schicksal des Krieges zusammen führte, aber so süße Hingebung, so überirdische Wehmuth fand mein Auge noch auf keiner Stirne! Wer weiß, welche Dornen an dem Kranze ihres Lebens haften. Wer weiß, ob sie nicht in den Fesseln herzloser Rohheit schmachtet. O blick' hinauf! Siehst Du, Bruder! Sie nickt! Sie winkt! Die einladende Bewegung ihrer Hand gilt uns! O laß uns dem Rufe der Schönheit, dem Rufe der Ehre folgen! Ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis ich von dem Lose dieses Wesens unterrichtet bin!“

„Nun meinethalben,“ entgegnete Sir Richard ungeduldig, — „ich aber theile Deine tolle Sucht nach Abenteuern nicht. Laß Dich immer von den blinden Eingebungen Deiner Leidenschaft leiten, mir räth die Vernunft, der hereingebrochenen Nacht wahrzunehmen und die Taverne zu suchen. Zum letzten Male komm' — oder ich übersteige den Bergrücken dort allein. Ich mag nicht länger der Narr Deiner unzeitigen Begeisterung sein. Lebe wol — morgen hoff' ich Dich kalt wieder zu sehen, die Nacht wird Deinen heißen Sinn, mein' ich, doch wol abkühlen!“

Mit diesen Worten hüllte er sich tiefer in seinen Plaid und wandte sich zu gehen. Das wirkte auf Sir Arthur doch. Im Kampfe, den seine aufgeregten Sinne mit dem Gefühle der Bruderliebe kämpften, siegte die letztere und schnell sich losreißend von dem bezaubernden Anblicke rief er seinem Bruder nach: „Halt ein, Richard, — ich folge Dir!“

Da kehrte Richard freudig um, streckte seinem Bruder die Hand entgegen und umarmte ihn mit den Worten: „Ich hab's ja doch gewußt, Arthur, — daß Dein Bruder Dir lieber sein würde als ein eitles Gaukelspiel."

Kaum aber waren sie eine Strecke Arm im Arme so fortgeschritten, als die Töne der Zither von Neuem noch süßer, noch schwellender erklangen und folgendes Lied, von düsteren Accorden begleitet, in die stille Nacht hinaustönte:

Ein Kranz ist wol mein Leben,
  Jedoch ein Dornenkranz;
Die Stunden, die es weben,
  Sind ohne Farb' und Glanz.
Und wenn der Tag zerstreuet,
  Was mir im Herzen glüht, —
Die düst're Nacht erneuet
  Mein altes Leid — und Lied!

Da war es um Arthur geschehen. Diese Worte, von einer so liebreichen Silberstimme gesungen, griffen ihm in die tiefsten Tiefen seines Herzens. Welchen Eindruck machte aber erst der Inhalt des Liedes auf ihn!? Jetzt war seine Ahnung, daß hier eine gequälte Unschuld schmachte, mit einem Male bestätigt. Stürmisch rief er seinem Bruder „gute Nacht!" zu und rannte durch Gestrüpp und Buschwerk zur Eiche zurück, welche ihre kräftigen Aeste über den Bach hin freundlich dem Söller entgegen streckte.

Die blasse Sängerin schien ihn nicht zu bemerken und fuhr mit wachsender Wehmuth fort:

Du bist mir, süße Freude,
  Bist mir ein fremdes Ding:
Ein Joch ist mein Geschmeide
  Und Fessel heißt mein Ring.

Kein rettend Plätzchen grünt mir,
Wohin mein Wunsch auch zieht,
Und zum Begleiter dient mir
Mein Leid nur — und mein Lied!

Arthur hatte sich indeß auf einen vorragenden Ast des Baumes geschwungen und erwiderte die Klage der schönen Unbekannten aus dem Stegreife mit Folgendem:

Was Deine Brust auch quäle,
Das schwerste Wetter flieht!
Darum ergeuß der Seele
Geheimes Leid im Lied.
Enträthsle die Verkettung:
Denn ewig ist kein Schmerz;
Noch wacht zu Deiner Rettung
Ein Ritter und sein Herz.

Erstaunt neigte sich jetzt die nächtliche Sängerin über das Geländer des Erkers hinaus, fuhr aber schnell wieder zurück und verschwand durch die offene Thür des Gemaches. Sie schien nur in demselben die Lichter verlöscht zu haben; denn plötzlich war es hinter den Scheiben, die erst noch hell funkelten, finster geworden.

Arthur dehnte sich auf seiner schwanken Warte so gut es gehen mochte, um ja keine Bewegung seiner wunderbaren Dame zu übersehen. Jetzt trat sie wieder heraus, und wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so lispelte sie „schönen Dank" für ihn herüber.

„O, wofür Dank?" rief er mit feurigem Entzücken, indeß seine Blicke unersättlich an dem reizenden, vom Monde magisch beleuchteten Bild hingen, — „wofür Dank? Daß Ihr mich durch Euer himmlisches Lied in eine Zauberwelt entrückt, — daß Ihr mir das Räthsel meines Daseins gelöst habt! Ich wollte, daß es mir gelänge, je den Dank so liebenswürdiger Lippen zu verdienen! Darum enträthselt mir die Verkettung Eures Schicksals. Nennt

mir die Dornen, die den Kranz Eures Lebens verunzieren; nennt mir, was Eure Stunden des Glanzes und der Farbe beraubt! Zerbrechen will ich das Joch, das Ihr Euer Geschmeide, zertrümmern die Fessel, die Ihr Euern Ring nennt! Ich will Euch die Freude nicht als Gast, nein, als ewige Gesellschafterin in die Hallen Eures Schlosses führen, will den Pfad wieder grünen machen unter Euren Schritten und Euch beweisen, daß der Ritter mit seinem Herzen zu Eurer Rettung nicht umsonst gewacht hat!"

In steigender Begeisterung würde der Liebesritter sein schweres Herz erleichtert haben, hätte ihn die holde Schöne nicht durch ein gebietendes „Gemach, Herr Ritter, gemach!" zur kälteren Ueberlegung zurückgebracht. — „Mäßigt doch den brausenden Strom Eurer Rede," sprach sie mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier nicht allein! Oder ist Euch der Ruf meines Geschlechtes so wenig heilig, daß Ihr ihn blind Eurer Leidenschaft aufopfern könntet! Schweigt, Fremdling, oder Ihr seht mich nimmer wieder!"

Wie angedonnert sank Arthur zurück und hielt sich mit Mühe an dem Aste fest, dessen Laub ihn bisher verborgen hatte. Alle seine Hoffnungen waren mit einem Male getäuscht. Er sah sich schon erhört, schon geweiht zum Verfechter unterdrückter Weiblichkeit — und plötzlich stieß ihn ein Wort zurück von der Schwelle des Paradieses. Er konnte diesen raschen Absprung von der höchsten Wonne zur kältesten Enttäuschung nicht schweigend ertragen: — „Willst Du nicht," begann er dringender, „willst Du nicht, Grausame, daß ich mich von dieser Höhe häuptlings in den schäumenden Strom hinabstürze, so entferne Dich ja nicht, wie Du es — wehe mir Armen! — zu thun gewillt scheinst; laß mich ein freundliches Wort hören! Sprich, wer Du bist? Welcher neidische Stern hat Dich, Schmuck der Städte, gebannt

in dieser Einöde düsteres Grauen, wo noch kaum die Brände des Krieges verraucht sind!"

„Nun so sprecht leiser," — entgegnete die Schöne, wieder vortretend. — „Bedenkt, wenn mich ein Diener belauscht, wenn — es wäre entsetzlich! Ihr könnt ja wol aus meiner Tracht, aus meinem Lied einen Theil meines Leides errathen. Euch mehr zu sagen, ist hier nicht die Zeit — hier nicht der Ort!"

„Hier nicht! Gott! wo sonst? — o redet, redet! — Wo sonst?! — Fordert mein Blut, mein Leben, nur nicht Scheiden, nicht Nimmerwiederseh'n!"

Die Geheimnißvolle schien zusammen zu schauern. Lange schwieg sie, das Haupt bald gesenkt, bald die krampfhaft geöffneten Augen starr zum Himmel aufschlagend. Endlich brach ein dumpfer Seufzer dieses Schweigen des Seelenkampfes und sie begann hastig: „Es sei, Ritter hört!"

„Sprecht, sprecht," entgegnete Arthur, „ich will lauschen, um ja keinen Laut zu verlieren!"

„An der Hinterseite des Schlosses, wo der See ausströmt in den Wildbach, der hier vorüber braust, findet ihr ein kleines eisernes Pförtlein. Macht es Euch möglich, dahin zu gelangen; Ihr werdet mich dort finden!"

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt vom Balkone.

2.

Nicht im Geringsten seines Bruders gedenkend, der längst schon den Bergpfad eingeschlagen, eilte Arthur über Stock und Stein dem bezeichneten Ziele zu. Schon war er nicht mehr zu fern. — Die Riegel klirrten und das Pförtchen öffnete sich knarrend im Mondscheine. Noch aber trennte der schäumende Waldstrom den Abenteurer vom jenseitigen Ufer. Kein Weg

führte hinüber; nur ein morscher Föhrenstamm streckte sich halb gebrochen quer hin und klapperte, bewegt von dem aufspritzenden Wellenschlage. In verzehrender Ungeduld rannte er längs dem Strome hinunter bis zu dem finsteren Kessel, in welchem er das Wasser des Sees aufnimmt. Aber auch hier wollte sich kein Mittel zu seinem Zwecke darbieten. Schon argwöhnte er, daß die Grausame ihr Spiel mit ihm getrieben, als er im Schilf ein kleines Boot bemerkte. Hastig sprang er hin, band die Barke los, warf sich hinein und zwang sie so rüstig durch die Fluth her, daß er in Kurzem das jenseitige Ufer erreichte. Mit welcher glühenden Eile flog er der Erscheinung entgegen, die starr wie eine Bildsäule im halboffenen Pförtchen lehnte. Von dem Scheitel, welcher früher ein Sammthut bedeckt hatte, floß nun ein schwarzer, wallender Schleier.

Arthur sank vor ihr auf das Knie nieder, sie schwieg; sah himmelan, fuhr bei seinem ersten Worte wie schmerzlich getroffen zusammen und reichte ihm dann die Hand, um ihn, wie es schien, in das Innere des Schlosses zu leiten. Aber so heiß des Ritters Hand war, so eisig war die der Dame, und weit entfernt zu erwärmen in den zuckenden Fingern des Begeisterten, starrte sie vielmehr immer krampfhafter, als ob sie keiner Lebenden gehörte. Arthur jedoch empfand das nicht und hätt' er's empfunden, so würde solch' ein Beweis zagender Schüchternheit seine Gluth nur gemehrt haben. Schon fühlte er sich leise fortgezogen, — aber plötzlich hält die Räthselhafte wieder an, läßt seine Hand sinken, seufzet tief auf und verzieht den schönen Mund, der allein noch unter dem Schleier hervorblickt, zu einem höhnischen Lächeln.

Jetzt faßt sie ihn wieder beherzter als vordem, um ihn noch schneller loszulassen. Ihr schlanker Leib neigt sich vorwärts, als ob es ihn fort in die Ferne zöge, ihre Füße aber wurzeln im Boden und versagen ihr treulos den Dienst. Wild wirft sie das

Haupt empor, daß der Schleier zurückrollt und seinen schwarzen Wellen die braunen des Gelockes in Fülle nachdringen. — „Unerklärbares Wesen,“ ruft Arthur aus, „wie schön macht Dich der Kampf, den Du kämpfest; wie unaussprechlich reizend der innere Sturm, der aus Deinen Zügen spricht! Was es auch sei, zögere nicht länger mir als Führerin zu dienen! Wohin kannst Du mich führen, wo es nicht gut wäre?!“

Mit einem stechenden Blicke durchbohrt jetzt die Bleiche seine Brust, daß er selbst befremdet zurückweicht und nicht umhin kann zu glauben, die Gefahr, die ihnen, wenn sie gesehen würden, im Schlosse drohe, sei denn doch größer als er wähne. Ein Seitenblick auf die Barke, die ihn eben herübergebracht, gibt ihm jedoch einen raschen Entschluß ein. — „Du zitterst,“ spricht er, „und vielleicht mit Recht! Drum laß uns lieber, bis droben Alles still geworden, der herrlichen Nacht hier unten genießen. Der Kahn, der mich zu Dir gebracht, schaukelt hier auf der Flut, besteig' ihn mit mir und schütte mir, während wir tändelnd den See durchschneiden, die Tiefen Deines Herzens aus!“

„Ja, das laß uns thun, holder Fremdling,“ ruft die liebliche Gestalt so freudig, als ob ein schweres Unglück dadurch verhütet würde, — „bis zum Morgen laß uns schiffen, — wenigstens bis sie vorüber ist, die böse grause Nacht, die uns auslacht mit ihrem mondfahlen Gesichte!“ — Und mit diesen Worten folgt sie dem Jünglinge, der voraneilt über die Stufen an den Rand des Sees, um das Boot zu besteigen.

Als ihr aber Arthur die Hand reicht, um sie stützend in den Raum des Bootes zu leiten, scheint die Unschlüssige mit einem Male gewaltsam wieder umgestimmt.

„Nicht doch,“ beginnt sie, „ich hab' Euch in mein Schloß eingeladen und Ihr sollt mir folgen. Die Diener ruhen nun wol Alle, der — hier fuhr sie fröstelnd zusammen — der, den Ihr

am meisten zu fürchten hättet, — ruht auch! Darum kommt! Nur Eines ist, womit Ihr Euch den Schritt über diese Schwelle erkaufen müßt. Schwört mir auf den Kreuzgriff Eures Schwertes eine Bitte mir zu erfüllen, von deren Gewährung mein Glück, mein Heil, mein Leben abhängt! Wollt Ihr mir diesen Schwur leisten?"

„Ich weihe mich Deinem Dienste, räthselhafte Schöne," entgegnete Arthur, einen feurigen Kuß auf ihre zitternde Hand drückend.

„Nicht küssen," entgegnet sie, die Hand zurückziehend, — „schwören sollt Ihr! Die Erfüllung einer Bitte, deren Inhalt ich in meinem Gemache Euch nennen werde, sollt Ihr mir beschwören!"

„Nun höre denn die verschwiegene Nacht den Schwur, jede Deiner Forderungen blindlings zu erfüllen! Jetzt aber zaudere auch nicht länger in Dein Gemach mich einzuführen."

Durch den Schwur beruhigt, führte ihn die Schloßfrau zurück zum Pförtchen und durch dasselbe, das sie sorglich hinterdrein wieder zuriegelte, in das Innere des Schlosses. Durch lange dunkle Gänge ging die Wanderung. Nur hin und wieder schimmerten rothe Ampeln, wie Blutstropfen, oder mattblaue, wie halbgebrochene Augen, durch die formlose Nacht. Altes Säulenwerk, mit seinen scharfabgegrenzten Schnörkeln wunderlich hervorstarrend, glich hier krampfhaft ausgestreckten Armen, dort garstigen Fratzengesichtern und vermehrte noch das Gespensterhafte des lautlosen Schweigens, welches selten nur das Geklapp lockerer Quadersteine oder der Fall eines Tropfens, in denen die Wand ihren hundertjährigen Moder ausschwitzte, eintönig unterbrach. Ja die verschleierte Führerin selbst, die mehr schwebte als ging, hatte etwas Geisterhaftes an sich. Ihre eisige Hand, ihr leise fortwischender Fuß, ihr gesenktes Haupt gemahnten ihn, als ob

er einer Botin aus dem Grabe folgte, bis ihn das Erwärmen ihrer Hand unter seinen Fingern, und als sie weiter glitten, der Schlag des Herzens und die entzückende Wärme des ungestüm wogenden Busens überzeugten, — daß sie wirklich lebe. Anfangs wagte er die leise Berührung seiner Leiterin nur mit einem zaghaften Drucke zu erwidern, bald aber widerstand er dem günstigen Dunkel nicht länger und drückte die Hand ihr kühner, preßte sie heftig an seine Lippen, heftiger an sein pochendes Herz und hielt nur dann wie um Verzeihung flehend ein, wenn sie, seiner Kühnheit zürnend, die Hand zurückzuziehen und eine Buße zu fordern schien, die, ehe sie noch gefordert wurde, schon erlassen war.

Jetzt ging eine hohe Flügelthür auf, die in einen geräumigen, von einer weißen Schwebelampe nur matt erleuchteten Vorsaal führte. Eine zweite Thür ging auf und Arthur sah sich in dem Gemache der Schloßfrau, vor demselben Fenster, demselben Erker, von welchem aus ihm die Wunderbare zuerst in das Herz gesungen. Seine ersten flüchtigen Blicke verschlangen die Umrisse des hohen, alterthümlichen Saales. Mächtig gewölbte Bogen kreuzten sich an der Decke mit laubartigen Gesimsen. Das marmorne Estrich war stellenweise von bunten Teppichen überspannt, die Wände behangen mit silberdurchwirkten Purpurdecken. An einem Schranke, auf dem nichts weiter stand als ein Paar goldene Becher und eine Phiole, lehnte noch die Zither, deren Klänge die beiden Wanderer in der Dämmerung verspätet hatten. Gepolsterte Lehnstühle, mit Damast und buntblumigem Brokat überkleidet, umherstehende Silbergefäße, reichgestickte Vorhänge, ein hohes, auf silbernen Stangen ruhendes Himmelbette, — kurz Alles zeigte von Wolstand, ja von Pracht. An der einen Seite des Zimmers ging eine Nische in die Wand, welche von einem schweren Seidenvorhange verdeckt war. Das Zimmer war von einem hohen, kostbar gearbeiteten Armleuchter, der auf dem Tische stand, hell genug

erleuchtet, um den nächtlichen Gast jeden Reiz seiner Wirthin erkennen zu lassen. Er stand, als sich zum ersten Male im klaren Lichte die ganze Anmuth der Schloßfrau vor ihm entfaltete, wie geblendet. Alle Erinnerungen aus den Träumen seiner Jugend, aus der Märchenwelt, in die er sich von redseligen Mägden oder Knechten so gern hinüber schwatzen ließ, aus den Phantasien seiner feurigsten Jünglingsgluth, schienen verkörpert vor ihm zu stehen. Ein langes, wortloses Anschauen, mit einem Blicke vom gelockten Haupte bis zum niedlichen Fuße und wieder zurück von der schlanken Schmäle des Leibes bis zur heiteren Breite der Stirne fliegend, war der erste Eindruck des ersten Näherns.

Aber auch die Wirthin war nicht minder ergriffen, als der Jüngling mit seinem golden um die Schultern fließenden Haare, seinem geraden Wuchse, seiner nordisch-kräftigen Gestalt so hold verschämt vor ihr stand und dem hellen, blauen Auge zu zürnen schien, das, ihm untreu, so kühn ihren Augen zu begegnen strebte. Und wie ungleich war sich dies Begegnen! — Arthur, mit seinem Blick gerade den Weg zum Herzen suchend und wol auch findend, überwuchs mit jedem Momente seine Schüchternheit mehr, während seine Wirthin den unsicheren Blick bald erhob, bald senkte, bald starr auf ihn heftete und alle Stufen des Seelenkampfes im stürmischen Fluge durcheilte. Sogar etwas Grauenerweckendes hatten ihre Züge, und nur in der Lieblichkeit ihrer Stimme, wenn sie sprach, glich sich der unerklärliche Zweifel, den jene rege machten, wieder aus.

„Ihr seid wol," begann sie, nachdem sich die erste Scheu verloren hatte, „seid wol ein Fremdling in diesem Lande?"

„Nicht so ganz als ihr meint," versetzte Arthur ruhiger, — „meine Eltern hausen auf Ihrem Schloß an der Nordostgrenze dieses Landes, wohin mich der Weg mit meinem Bruder führt, den Ihr wol an meiner Seite bemerkt habt!"

„Euer Bruder? Und er verließ Euch?“ — fügte sie fast ängstlich hinzu.

„Das heißt, ich verließ ihn, schöne Frau! denn er verläßt mich nicht so leicht! Er ist der ältere, ein wahrer Bruder, der dem Vater das ihm anvertraute Gut unversehrt nach Hause bringen will. Langen Kampf hat es mich gekostet, allein in Eurer Nähe zu bleiben; aber um so hohen Preises willen kann man ja wol dem Zorn eines allzuernsten Bruders trotzen!“

„Er harrt also wol Euer in der Nähe?“

„Wir wollten uns morgen wiedersehen; er schlug die Bergstraße über jenen Waldrücken ein, um in der nächsten Herberge zu übernachten. Nun ich Euch aber so freimüthig Rede gestanden und Euch zudem noch sage, daß mein Name Arthur von Andoch ist, so laßt auch mich wissen, wie ich Euch nennen soll!“

„Mein Name ist Arabella von Byrnswack; das mög' Euch einstweilen genügen. Als was Ihr mich in diesen Hallen zu betrachten habt, das hat Euch mein Lied, denk' ich, so gut verrathen, daß ich mehr Euch zu gestehen erröthen müßte. Nun wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen darf!“

„So grüß ich Euch denn als liebenswürdige Frau dieses Schlosses,“ entgegnete Arthur, durch diese Gewißheit nur noch gespannter —

„Als Frau,“ sprach sie tonlos nach, — und fügte aufstehend und zum Schranke tretend hinzu: „die Euch bittet, als ihr unverhoffter Gast die karge Bewirthung, die sie um solche Stunde bieten kann, nicht zu verschmähen!“

Ohne fremde Beihilfe war schnell der Tisch gedeckt, vor welchem sich Arabella mit ihrem Gaste niederließ. Doch seine Lippen sehnten sich nach anderer Kost und sehnten sich so heftig, daß sie die Beredtsamkeit als Bittwerberin brauchten und zuletzt lispelnd die Frage thaten: Ob Arabella dem nächtlichen Aben-

teurer nicht ganz abhold sei? Sie sah ihn mit einem tiefen Seufzer an und durchlief ihn mit einem Blicke, der ein Spiegel aller Leidenschaften war, wenn sie vereint ein Herz bewältigen. Ihr Haupt sank auf seine Schulter und ihre schwimmenden Augen schlugen sich auf zu ihm und schienen den Kuß zu fordern, um den er nicht zu bitten wagte. Erst als er sich herüberneigte, die süße Frucht zu brechen von ihren schwellenden Lippen, zog sie wieder mit weiblicher Schlauheit zurück und machte die Wiederholung des Schwures, den er vor'm Pförtchen schon geleistet, zum Bedinge.

„Du hast geschworen, mein Ritter," rief Arabella ruhigeren Tones, „zweimal geschworen und würdest ein zweifach Meineidiger, wenn Du den Schwur brächest! Aber die Zeit drängt und der Augenblick, wo Du Dein Wort lösen sollst, ist nahe! Wir müssen scheiden! Von Dir hängt es ab — wie?"

„Als der Deinige bis in den Tod!" rief Arthur feurig und ergriff mit Hast den Goldpokal, welchen Arabella fast unwillkürlich vom Schrank herübergelangt und auf den Tisch gestellt hatte.

„Nun so leere denn jetzt den Abschiedstrunk," sprach sie, Arthurs Mienen mit ängstlicher Gespanntheit beobachtend; — „die Mitternacht ist nicht mehr fern und Du hast, um Deinen Schwur zu erfüllen, noch weit zu pilgern!"

Arthur hatte den Becher hinuntergestürzt; Arabella betrachtete ihn einige Zeit schweigend und ließ seinen heftig pochenden Puls auf ihren Fingern ruhen. Fieberhafte Hitze durchzuckte ihn ein um das andere Mal, wozu wol die Neugierde, den Gegenstand seines Eides zu erfahren, das Ihrige beitrug. Jetzt sprang er auf.

„Nun, kühner Jüngling, zeige," rief sie, „zeige, wie sehr Du mir ergeben bist, und beweise durch die Erfüllung Deines Doppeleides, ob Dir daran liegt, mich je wieder zu sehen!"

Mit diesem Worte zog sie den Gast, der vor Neugierde und Erwartung glühte, zum Alkoven und riß krampfhaft abgewandt, als ob es ihr die peinlichste Ueberwindung kostete, an der schweren Vorhangquaste, daß die Gardinen rauschend zurückflogen. Arthur stürzte dem Ruhebette zu, das sich ihm zeigte und auf dem, eingehüllt in weiße Laken, eine Gestalt mit stark vorstechenden Umrissen ruhte. Arabella riß ihm zugleich das Schwert heraus und hielt es ihm, den Kreuzgriff voran, wie eine Mahnung an seinen Schwur, mit schweigendem Erstarren vor. Er näherte sich, von unwillkürlichem Schauer ergriffen, faßte den Laken und zog ihn, während der dumpfe Schlag der Schloßuhr jeden Ruck begleitete, langsam mit wachsendem Grauen zurück. Der zwölfte Hammerstreich zitterte eben gellend nach; da sank das weiße Tuch vom Bette nieder, — der Leichnam eines Mannes lag vor dem Entsetzten.

„Was soll ich," rief er aus, — „mit dem? Was hat das Leben mit dem Tode gemein? Fort! Laß mich diesen Anblick vergessen!"

„Vergiß diesen Anblick nicht, Meineidiger!" schrie Arabella verzweifelnd und hielt ihm nochmal sein Schwert vor: — „Entweder löse, was Du mir schwurst, — oder faß es an diesem Griff und stoße mir als Siegel Deines Meineids die Spitze durch die Brust!"

„Zurück, Du Schreckliche! Ich will nicht forschen, will nicht fragen! will nicht begreifen lernen, wie Du am Fenster eines Zimmers auf Ständchen sinnen konntest, auf dessen Bette der Tod schlief; wie Du mir einen Trank der Gastfreundschaft darbieten konntest, wo ihm ein umgestürzter Lebenskelch zur Seite lag; — wie Du —"

„O halt ein, Grausamer! Verdamme nicht, wo Du den Grund nicht weißt! Dieser Todte ist mein — Oheim. Er

besuchte mich und starb plötzlich bei mir, wir waren uns gram, — das weiß die Welt. Fände man ihn todt bei mir, so könnte mich ein entsetzlicher Verdacht treffen. Könnt' ich da wol einen Diener ins Geheimniß ziehen? Könnt' ich mein Leben in feile Hände legen? — Unentschlossen, was ich thun sollte, starrte ich heute zum Erker hinaus, da sah ich Dich von Weitem. Dein edler Anstand, Dein ritterliches Wesen, der Zug der Milde, der Deiner Kühnheit zum Schleier dient, — flößten mir Vertrauen zu Dir ein. „„Nur Rittertreue, Rittereid kann dich retten!““ so rief es laut in mir! Ich mußte mich zwingen, die Verzweiflung in Wehmuth umzuheucheln, denn diese zieht an, während jene, wie der Wahnsinn, schreckt. Es gelang mir; Dir galt mein Locken, — Dich hab' ich, — Du schwurst mir, — Du mußt mich retten! Du mußt mich vor mir selbst entschuldigen, denn nur dem Retter meines Lebens, meines Glückes darf ich Pflichten opfern, denen ich sonst Leben und Glück geopfert hätte."

„Was also forderst Du," spricht Arthur ruhiger, sein Schwert einsteckend und Arabellen fest ins Auge fassend.

„Nimm diesen Leichnam, trag ihn fort aus diesen Mauern, so weit Du kannst, — mindestens bis zu den Trümmern des Asborn-Schlosses, das abseit der Straße vom Bergrücken dort herübersieht. Findet man ihn dort, so kann auf mich hier kein Verdacht mehr fallen. Du aber eile deinem Bruder nach, — und wäre dir's möglich, je mich wieder zu sehen, so fordere jeden Preis von mir, den ich Dir im Stillen ja schon zugetrunken. — Doch eile jetzt, — Mitternacht ist vorüber! Noch einen Labetrunk auf den Weg, damit Du ihn recht bald zurücklegen mögest!"

Mit Schaudern stürzt Artur den Becher hastig aus, hüllt den Leichnam in das Tuch und schickt sich, die gräßliche Bürde auf der Schulter, zu seinem nächtlichen Grabgang an. Ihn ungeduldig ziehend, eilt Arabella voraus. An der Pforte drückt

sie ihm noch mit der Bitte, wenn es ihm möglich wäre wieder zu kommen, mit ihren eiskalten Lippen einen Kuß auf den Mund.

3.

Erst als Arthur mit seiner unheimlichen Bürde über den See gesetzt hatte, kehrte ihm die vollkommene Besinnung zurück. Sein düsteres Leichenamt kam ihm so schauerlich und zugleich so seltsam vor, daß er versucht war, Alles für einen Traum zu halten. Aber die immer drückendere Schwere des Leichnams, der einförmige Anschlag der herabhangenden Arme und die Gewalt, die es oft brauchte, um das Tuch, das im Dorngestrüppe hin und wieder hangen blieb, zurückzuhalten, — gemahnten ihn nur zu deutlich an die Wahrheit. Was wollte er auch thun? Mußte er nicht, im Nachklang einer so kriegerischen Zeit, seiner eigenen Sicherheit zu Liebe, so viel als möglich eilen, um des Todten los zu werden?

Mit angestrengten Kräften eilte er daher dem Ziele seines fürchterlichen Ganges zu. Aber oft drohte er seiner Bürde zu erliegen. Eine Ermattung, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, fesselte allmählich seine Glieder. Bald stieg ihm das Blut in betäubender Wallung zu Kopf und trieb ihm große Schweißperlen auf die Stirne; bald gerann es ihm eisig um das Herz und schnürte es ihm in widerlichem Krampfe zusammen. Seine Knie waren wie abgeschlagen, die Füße so gelähmt, daß sie mehr zurückglitten als vorstrebten. Seine eigene Empfindung Lügen strafend, raffte er sich noch einmal auf und klomm den Rücken des Waldberges hinan, auf dessen Höhe das ausgebrannte Trümmerwerk emporragte. Da ward der dumpfe Schmerz in seinem Innern plötzlich schneidend. Jetzt trennte ihn nur mehr ein schmaler Steig von der Ruine, welche sich seitwärts von der Straße aus

abgesengtem Zwergholz erhob; er konnte aber nicht mehr weiter. Kraftlos sank er nieder, daß die Leiche kollernd von seiner Schulter fiel, preßte die Hände heftig gegen den Leib, den es wie kreuzweis gelegte Messer durchzuckte, und schöpfte mit steigender Angst endlich die furchtbare Gewißheit — daß er vergiftet sein müsse.

Gejagt von dem Sturme der Verzweiflung, drängten sich an seinen Sinnen die Bilder alles dessen vorüber, was er seit Sonnenuntergange durchlebt hatte, und alles bestätigte seine Ahnung, daß er vergiftet sei. Arabella's Kampf, ihre Augen, ihre eisigen Hände, ihre Hast, ihre hingeworfenen Anspielungen, — kurz Alles erschien ihm jetzt als Vorbote des Schicksals, das seiner harrte. Und welches Schicksals? Darin lag das Entsetzliche. Er brauchte nicht erst seine Phantasie zu erschöpfen, daß sie ihm Bilder vorspiegelte, die trotz all ihrer Schrecken doch noch minder schrecklich waren, als der kalte, nackte, nüchterne Tod! Sein Schicksal lag vor ihm, er hatte sich den Spiegel mitgetragen, in welchem er sein eigenes Ich schauen konnte, wie es in wenigen Minuten sein würde! Mit der Neugierde der Verzweiflung raffte er die Linnen von dem Leichname weg, und faßte ihn und lehnte ihn an einen Baum sich gegenüber, und schaute ihm mit kreischendem Hohngelächter in das monderhellte Antlitz und in die glotzenden, weit aufgerissenen Augen, und rief ihm, die krampfige Hand schüttelnd, zu: „Hollah, Kamerade! So geht es dem, der seinem besseren Sterne den Rücken kehrt und der Lockung seiner Sinne folgt! So geht es dem, der den klaren Trank der Vernunft verschüttet, um vom Taumeltranke der Leidenschaft zu schlürfen. Sie hat mir den rechten Trank zu geben gewußt, mit dem wir uns Bruderschaft zutranken, weil ich meinen lebendigen Bruder von mir gestoßen! O Richard, o mein Richard!"

Mit diesem Jammergeschrei fiel er sinnlos zu Boden und blieb, von dem glühendsten Schmerz in seinen Eingeweiden

gefoltert, eine Weile liegen. Als ihm die Besinnung wiederkehrte, sah er einen Mann vor sich stehen, der ihn warm bei der Hand hielt und ihn mit ängstlicher Besorglichkeit, des todten Rastgenossen, wie es schien, gar nicht achtend, ein um das andere Mal beim Namen nannte.

„Großer Gott, was ist Dir, Bruder?" fragt ihn Richard, denn er war jener Mann. — „So sprach meine Ahnung recht? Eine folternde Bangigkeit hieß mich, eh' ich noch die Taverne erreicht hatte, umkehren. Ich bereute, Dich so schnell aufgegeben zu haben, denn das ganze finstere Schloß mit seinen Zinnen schien mir unheimlich, um wie viel mehr noch jene singende Sirene, die es recht darauf abgelegt zu haben schien, Dich zu locken und zu umgarnen! Was ist Dir aber? Wie bring ich Dich unsern Eltern wieder?"

„Als einen stummen Mann, Richard!"

„O scherze nicht, Arthur! Ein kaltes Entsetzen faßt mich an, Du siehst so todtenblaß, Deine Augen rollen im Kreise, Deine Beine schlottern, Deine Finger zucken krampfhaft. Was soll aus Dir werden?"

„Was dieser ist," — schreit Arthur auf, hinweisend nach dem Leichname, den Richard erst jetzt bemerkt, — „ich bin vergiftet!"

Angedonnert wankt Richard zurück, er kann es nicht glauben, aber des Bruders Antlitz spiegelt den durch die Adern schleichenden Tod nur zu deutlich.

„Gräßlich, gräßlich!" bricht nun Richard los, „wie werd' ich heimkehren! Wie den Blick der Eltern ertragen, wenn sie das anvertraute Kleinod des Bruderlebens von mir zurück fordern! Wie Teuker vor Telamon floh und ein neues Salamis suchte, wird es mich forttreiben, aber ich werde kein Asyl auf dieser Erde finden! Denn ich bin schuld an meines Bruders Tode! Warum

ließ ich Dich von mir! Warum konnt' ich mich durch das Wort des Bruders erzürnen lassen! Warum unterdrückt' ich, aus falscher Scham, den ersten Ahnungslaut, der in meinem Innern rief: Kehr' um, suche du ihn, weil er dich nicht sucht! Doch halte Deine fluchtbereite Seele noch zurück! Sage mir, wie, wo, warum es geschah! Sage mir, wer dieser Todte ist! Sage mir mit der letzten Kraft Deiner Stimme Alles, damit ich Dich, mich, unsere Eltern an Deinem Mörder, — oder (ja mein Inneres sagt es mir) — an Deiner Mörderin räche, — und vielleicht auch den hier!"

Noch einmal rafft Arthur alle Lebenskraft zusammen, um der Herold seines eigenen Unglückes zu werden.

„Also mit dem Abschiedstranke hat sie Dich vergiftet!" ruft Richard wie wahnsinnig, den zurücksinkenden Bruder mit Mühe stützend!

„Ja mit dem Abschiedstranke!" röchelt Arthur, — „räche mich!"

Mit diesen Worten sinkt er und verhaucht in wildem Krampfe sein Leben.

Jetzt erst bricht Richards Jammer ohne Rückhalt los. Seine Klage hallt fernhin durch den schweigenden Wald und prallt schauerlich zurück von dem Trümmerwerke des Schlosses Asborn. Wie ein Rasender wirft er sich ein um das andere Mal auf den vielgeliebten Leichnam nieder, zieht bald sein Schwert, entschlossen seinem Leiden schnell ein Ende zu machen, bald hebt er die Hand zum Wolkenhimmel empor und schwört den tödtlichen Trank sie furchtbar entgelten zu lassen. Von diesem heißen Triebe nach Rache beseelt, brütet er über einem entsetz-lichen Plane, der auch in wenigen Augenblicken schon zur Reife gediehen ist. Mit gewaltsam verhaltenem Schmerze entkleidet er seinen todten Bruder, tauscht Wamms, Mantel, Schwert und

Barett mit ihm, hüllt dann die theueren Glieder in sein eigenes Kleid, bedeckt beide Körper mit Reisern und eilt im hastigen Laufe durch Busch und Dornen von hinnen.

4.

Etwas westlich abwärts hinter den Ruinen von Asborn lag eine kleine Hütte, welche in der kriegerischen Zeit Wegelagerern zum Schlupfwinkel diente. Deswegen blieb sie auch von ihnen, ihres eigenen Vortheiles willen, verschont. Jetzt bewohnte dieselbe ein alter Grubenmann, der einen wiederaufgefundenen Kohlenschacht im Gebirge mit seinen Knechten bearbeitete. In der Hütte dieses Grubenmannes spricht Richard ein und bringt bei demselben, der sich wenig um den Gemüthszustand seines Gastes bekümmert, den Tag in düstrem Sinne hin.

Auch mehrere Briefe schreibt er allda und übergibt sie dem Grubenmann, als er Abends von der Arbeit heimkehrt, mit der Bitte, selbe, falls er am kommenden Morgen nicht zurückkehrte, unten auf dem Schlosse Byrnswack erbrechen zu lassen. Zugleich drückt er ihm eine Börse in die Hand, um der Vollziehung dessen, was er wünscht, gewiß zu sein.

Als es zu nachten begann, macht er sich auf den Weg und erreicht nach einer kurzen Stunde Schloß Byrnswack. Eine unfreundliche, stürmische Nacht scheint zu seinem stürmischen Innern recht wol zu passen. Er benützt genau die Angaben, die ihm sein sterbender Bruder gleichsam als Vermächtniß zurückgelassen; hüllt sich tief in Arthurs Mantel, drückt seine blaue, roth und weiß geränderte Mütze weit in die Stirne herab und schleicht sich unter das verhängnißvolle Erkerfenster.

Aber im Schlosse ist heute Alles still und finster, nur in einem entlegenen Flügel schimmert ein matter Schein durch die

Fenster. In Arabella's Gemache zeigt sich wol ein Licht, aber kein lebendes Wesen läßt sich durch die Scheiben gewahren. Richard macht Geräusch, ahmt in Haltung und Geberde seinen armen Bruder nach und harrt mit ungestüm klopfendem Herzen, ob sich denn nicht jemand zeigen würde.

In der That klingt das Fenster wieder wie gestern und Arabella neigt sich, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herab. Mit einem Schreie des Entsetzens aber fährt sie zurück, da sie die Gestalt des Jünglings erblickt, den sie längst schon für erkaltet hielt. Hatte sie sich in der Phiole vergriffen, oder war das Gift zu schwach für eine kräftige Jünglingsnatur, oder schwebte über ihm sichtbar Gottes Finger; — kurz, ihr staunendes Gemüth findet keinen anderen Ausweg, als sich zu fassen und was gestern mißglückte heute sicherer zu versuchen. Der Mitwisser ihres Verbrechens lebt, sie sieht sich verrathen, sieht sich den Gerichten des Landes überliefert und vielleicht bald in ihren eigenen Netzen gefangen. Fassung ist also vor Allem nöthig und sie gibt in ihrer schrecklichen Lage wieder einen Beweis, wie sehr das Weib Meisterin des Augenblickes ist. Das Staunen des Entsetzens in Ueberraschung der Freude umlügend, neigt sie sich zum Erker hinab und überzeugt sich nun vollends von der Wahrheit dessen, was sie noch immer nicht recht zu fassen weiß.

„Ich habe das Kleinod, das Du mir anvertrautest, auf Asborn abgesetzt und komme nun meinen Lohn zu holen!" lispelt Richard mit verstellter Stimme empor, — „bist Du's zufrieden?"

„Also wirklich, Arthur!" stöhnt Arabella, während sie ihm „Schönen Dank!" hinablispelt. Die Macht des Giftes ward an ihm zu Schanden, aber er darf nicht leben, wenn sie leben soll. Ihr Herz, in dem ein Funke Menschlichkeit, wenn auch gewaltsam unterdrückt noch glimmt, regt sich zwar und sträubt sich wie

von Mitleid, oder vielleicht von mehr als Mitleid erfaßt, — aber sie muß jede Neigung zurückpressen, wenn sie nicht zur Feindin des eigenen Lebens werden will. Er muß noch einmal einen Trunk thun, muß noch einmal auf die Ruine, muß neben jener Leiche zur Leiche werden; nur wenn man die beiden Körper neben einander findet, ist jeder Verdacht aufgehoben.

„Willst Du nicht herauf,“ ruft sie so sanft und lieblich als es der schwarze Plan in ihrer Seele zuläßt.

„Nein, komm lieber Du zu mir, schöne Arabella,“ flüstert er empor. — „Der Sturm hat sich gelegt, der Himmel klärt sich und der Mond tritt aus den Wolken. Wir wollen zuerst der nächtlichen Stille genießen und dann in deinem Gemache wie gestern mit einem erquickenden Trank uns laben.“

„So harre denn, — ich komme,“ entgegnet sie und schließt das Fenster. Ehe sie aber hinabeilt, mischt sie noch zweifach so viel Gift als gestern in den Goldbecher und stellt ihn, seiner Wirkung gewiß, auf den Schrank.

Richard erwartet Arabellen schon am Nachen, den er am Ufer des Sees bereit hielt. Sie öffnet das bewußte Pförtlein und eilt mit erlogener Fröhlichkeit auf ihn zu. Der Mond, soeben hinter dichteres Gewölk zurückgetreten, begünstigt Richards Vermummung. Die schuldbewußte Schöne zögert anfänglich das Boot zu besteigen. Als aber Richard dringend darauf besteht und auf die einzelnen Lichter im Schlosse weist, deren Verlöschen er zu erwarten vorgibt, eh' er die Schwelle desselben zu betreten wagte, sträubt sie sich nicht länger seinem Wunsche nachzugeben.

In langen Ringen fallen ihr die braunen Haare über Nacken und Schultern; ein leichtes Nachtkleid umhüllt die feenartige Gestalt und in ihrem leidenden, vom blassen Mondsilber übergossenen Antlitze mochte selbst für den noch Reiz liegen, der

wußte, daß es der Seelenspiegel einer Giftmischerin sei. — — Mit banger Zudringlichkeit schmiegt sie sich, als sie kaum den Nachen bestiegen, dem schweigenden Schiffer an, der, abgewandt von ihr, lässig mit dem Ruder die Fluth theilt.

„Was bist Du doch so still, Arthur von Andoch," schmeichelte ihm Arabella, sich fester an seinen Arm drängend. — „Was hast Du, Stiller, Geheimnißvoller?"

Keine Antwort. Nur sein Arm zuckt krampfhaft zurück, daß ihre Hand, ohne Erwiederung gefunden zu haben, niedergleitet. Die Nacht ist indessen dunkler geworden. Ein plötzlicher Wind fängt aus dem Berggeklüft hervorzublasen an und stört die Ruhe des Sees. Sie haben nun seine Mitte erreicht, er wird unruhiger, gährt, ruckweise murrend, auf und legt sich wieder, wie ein Raubthier, das auf einen Fang lauert und manchmal lüstern auffährt, aber seine Stimme wieder dämpft, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen.

Ein heftiger Windstoß schaukelt jetzt den Nachen, daß Arabella, ängstlich den Fährmann umklammernd, bittet: „O zurück, Arthur, zurück!"

„Zurück?" lacht Richard, mit kaltem Hohn, in die Nacht hinaus.

„Was hast Du, Räthselhafter! — Siehst Du nicht, der See geht hoch — willst Du, daß wir ertrinken?"

„Ertrinken! das ist das Losungswort!" schreit Richard, seinen Mantel zurückschlagend, indeß ihm der Sturm die Mütze vom Haupte reißt, — „kennst Du mich, Mörderin meines Bruders?"

Ein lauter Schrei ist Alles, was Arabella, wie vom Donner niedergeschmettert, hervorbringen kann.

„Erbarmen," wimmert sie, als sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, „Erbarmen! Verdamme nicht, ehe Du gehört."

„Ich hab's gehört, Entsetzliche; hab's aus meines sterbenden Bruders Munde gehört, Dein Trank hat ihm den Tod gegeben. — „„Räche mich!““ war sein letztes Wort!“

Dies donnert er auf die Knieende nieder, windet ihre flatternden Locken um seine Faust und zerrt sie mit sinnloser Wuth an den Rand des schwankenden Nachens. Umsonst hängt sie sich an seine Knie, umsonst schwört sie Reue, umsonst verspricht sie sclavische Genugthuung; er ist taub für alle Bitten, blind für die Ströme von Thränen, die über die verzerrten Spuren jugendlicher Schönheit herabquellen, ehern für jedes Umfangen, jede Berührung, jedes lebenfordernde Drücken und Pressen, wodurch sie Arthurn selbst in seiner Sterbestunde noch Verzeihung abgeschmeichelt hätte.

„Trank für Trank,“ knirscht er, im Ausbruche der glühendsten Rachsucht; — trinke Du nun im See den Tod, den er aus Deinem Becher getrunken! — Und sollt' ich in alle Ewigkeit an Dich gekettet die Tiefe dieses Sees bewohnen müssen, — Dich rettet kein Gott mehr aus meinen Händen! Trank für Trank und Blut für Blut!“

Hinunter drückt er ihr nun das Haupt, daß die Lippen den tödtlichen Wellentrank in röchelnden Zügen einschlürfen müssen. Da verliert der Kahn das Gleichgewicht; er selbst, ihr Haar noch um die Faust gewunden, stürzt mit ihr in die Flut hinab und der schwarze Mund des Sees hat beide verschlungen. 'Ein Blitz zischt ihnen nach, — und kräuselnd schließt sich über ihnen die rächende Flut.

5.

Am andern Morgen bewegte sich im Schlosse Byrnswack Alles hin und wieder. Die Nachricht des alten Grubenmannes aus dem Asborn-Walde, der den Junker Richard umsonst

zurück erwartete, und seine Briefe hatten diese Bewegung hervorgebracht. Man wollte ihm Anfangs gar nicht glauben. Die Schloßfrau ganze Tage lang nicht zu sehen, war man bereits gewöhnt, indem es dann gewöhnlich eine etwas strenge, auf Kerker und Ausgangsverbot hinausgehende Abrechnung mit ihrem alten Gemahle galt. — Von einem Oheim Arabellens wollte man nichts wissen. Da man aber Arabellens Zimmer offen, des Lords Gemach leer und im ganzen Schlosse, trotz alles Nachsuchens und Rufens, nicht die geringste Spur von Beiden fand, so sendete man wirklich Boten nach den Stellen aus, die in den erbrochenen Briefen bezeichnet waren. Bald kehrten auch die Boten zurück und brachten aus dem Asborn-Walde die Leichname des Lords und des fremden Jünglings, vom See aber die Mütze eines Ritters und den Gürtel Arabella's, so daß über die Wahrheit dessen, was der Grubenmann aussagte und die von ihm vorgezeigten Briefe bestätigten, kein Zweifel mehr blieb.

Was man aus letzteren, aus dem Geständnisse des Castellans, der des harten Schloßherrn eben so harter Knecht war, und aus den höchst wahrscheinlichen Muthmaßungen der übrigen Schloßbewohner rücksichtlich des Beweggrundes entnehmen konnte, der Arabellen zu zweifachem Giftmorde getrieben haben mochte, war Folgendes:

Arabella war das Kind armer Aeltern, nach deren Tode sie ein reicher aber geiziger Oheim, weil sie schön und darum auch für eine Wucherseele wie die seinige einträglich zu werden versprach, zu sich in das Haus nahm. In einem Alter von siebzehn Jahren lernte sie einen Jüngling kennen, der ihr ganzes Wesen so sehr einnahm, daß sie nichts empfand, nichts dachte, nichts begehrte als ihn. Dem planreichen Onkel kam das, wie leicht denkbar, in die Quere. Der Gegenstand eines Gefühles, das ihr die Freiheit über sich und ihm die Freiheit über sie zu nehmen drohte,

mußte für lange, womöglich für immer entfernt werden. Bruce, der unglückliche Schottenkönig, brauchte Leute; Arabella's Oheim wußte den schönen kriegerischen Abgott seiner Nichte unter die Zahl der ersten Schaaren zu bringen, die für Fürst und Vaterland ein Opfer wurden, ohne mit ihrem Blute den Baum der Freiheit zu begießen. Nicht genug aber: an des verlornen Geliebten Stelle suchte der hartherzige Mann seiner halbverzweifelten Ziehtochter einen gefühllosen, tyrannischen Gemal, den Lord Byrnswack, aufzudringen, der im ganzen Hochlande der Devil von Byrnswack hieß. Arabella bot alle Mittel auf, welche dem weiblichen Herzen zu Gebote stehen, um zu rühren, zu schrecken oder abzustumpfen, — — aber der Preis des Bündnisses war reicher Lohn für den Oheim der schönen Braut und dieser Oheim war reich, also wol auch lüstern, noch reicher zu werden. Zweimal entfloh die arme Gepeinigte und irrte in den Wäldern um Edinburgh, mitten im Getümmel des Krieges umher, — aber Krieg, Wuth der Wegelagerer und Beschwerde des Umherirrens rieb sie nicht auf, um sie einem herberen Schicksale zu überlassen. Beide Male wurde sie zurückgebracht und nur noch härter als vordem gehalten. Noch ein drittes Mal gelang es ihr zu entkommen, aber auch diesmal griff man sie auf und schleppte sie nun nicht mehr zu ihrem Oheim, sondern geraden Weges auf Schloß Byrnswack, wo sie mit dem Lord vermählt wurde. Getrennt von allen Verwandten, selbst von ihrem Oheim, der ihr gegen den Devil von Byrnswack jetzt noch ein Engel schien, im Herzen kein anderes Gefühl als Liebe zu ihrem hingeopferten Geliebten, Schmerz um ihn, Haß gegen seinen Mörder, Abscheu vor ihrem aufgedrungenen Gatten, lebte sie durch dreißig Monden das Qualleben einer Gefangenen. Ihr Gatte sah sie nur an, um sie zu schrecken, sprach nur mit ihr, um sie zu verwunden, gönnte ihr die geringste Freude nur als Folie, auf

welcher eine nachfolgende Entbehrung um so greller abstäche. Kurz, er verstand vom Grund aus die Kunst, sich einem Herzen ganz verhaßt zu machen, um es desto peinlicher zu quälen, wenn er es zur Liebe zwänge.

Lange trug sie dieses eherne Joch mit stiller Hingebung. Als aber der Lord sich nicht mehr damit begnügte, sie nur zu quälen, sondern auch mit frecher Hand in die heiligsten, unantastbarsten Seiten der Weiblichkeit zu greifen versuchte; da keimte ein gräßlicher Gedanke mit einem Worte, das sie zuerst von seinen Lippen gehört, in ihrem Innern auf, der Gedanke: — Mord. Und dieser Gedanke ist — Kind im ersten Augenblicke seines Lebens, im zweiten — Riese. Riesig stand es mit einem Male vor ihr: „Nur sein Tod bricht deine Ketten!“ — Was kann ein schönes Weib, selbst wenn es ein Drache bewacht, sich nicht durch List erschleichen, wenn es gilt, ihre Leidenschaft ans Ziel zu bringen. So hat sich wahrscheinlich auch Arabella Gift zu verschaffen gewußt, mit welchem sie den Lord, als sie ihn auf ihr Zimmer gelockt, tödtete. Aber Blut gleicht jenem unverlöschlichen Feuer, das, einmal entzündet, selbst unter dem Wasser der Reue fortbrennt, bis es Alles ringsum aufgezehrt. Den Lord zu vergiften — war leicht; den Leichnam des Lords wegzuschaffen — aber schwer, fast unmöglich. Einen Diener ins Vertrauen zu ziehen war zu gefährlich. Sie mochte daher einen Fremden in das Netz zu locken gesucht haben, der, wenn er den Leichnam weggeschafft, mit ihrem Gatten ein gleiches Loos theilen müßte. Daß dieses Arthur'n traf, war gewiß ihr selbst am schmerzlichsten: aber wer einen Schritt zur bösen That gethan, muß auch den letzten thun. Wenn man im tiefen Walde, nahe der Ruine von Asborn, von der man ohnedies so Manches sich erzählte, neben dem Leichnam ihres Gatten einen zweiten fände, so wäre — dachte sie — jeder Verdacht von ihr entfernt. Die Trümmer des

Schlosses Asborn hatte sie höchst wahrscheinlich darum gewählt, weil bis dahin das Gift seine Wirkung gethan haben mochte und die Gegend umher zu einsam war, als daß dem Sterbenden Jemand hätte zu Hilfe kommen können. Doch Gottes Gerechtigkeit hatte es anders gefügt. — So viel ergab sich aus den vorliegenden Documenten, den genaueren Hergang mußten Vermuthungen ersetzen.

Das ist beiläufig die Erzählung, die mir in ihren Umrissen und Grundlinien der alte Fischer als den Stoff der Ballade angab, deren Absingung mich herabgelockt hatte; — aus meiner Feder floß sie vielleicht zusammenhängender und wahrscheinlicher; erschütternder aber und kräftiger klang sie gewiß im Munde des rauhen und kräftigen Naturmenschen. Er hielt sich, ohne es zu wissen, streng an die Idee der göttlichen Nemesis, welche wie ein schwarzer Faden durch die ganze Sage läuft, und stempelte jede Unwahrscheinlichkeit durch den Beisatz: „Beim St. Cuthbert! so war's!“ zur unläugbaren Gewißheit.

„Beim St. Cuthbert, so sagt es der Vater dem Sohn und der Sohn dem Enkel!“ waren auch die Schlußworte seiner Erzählung, und mit ausgestrecktem Finger auf die Mitte des Sees weisend, in welchem es sich allmählich wie ein kleiner Wirbel zu drehen begann, fügte er hinzu: „Seht Ihr, dort drinnen war's, wo sie untersanken, und wenn der See stürmt, so soll man noch unter der Oberfläche, wie unter einem Glase, den Junker Richard sehen, wie er, Arabellens Haar um die Faust gewunden, auf schwankem Boote die Wellen durchfliegt. Sah ich es auch selbst nicht, so sah es doch mein Großvater, und der wird meinen Vater so wenig belogen haben als dieser mich!“

Mit warmem Danke drückt' ich dem Alten ein Goldstück in die Hand und bat ihn, mir den kürzesten und bequemsten Weg zur nächsten Herberge anzugeben.

„Dieser ist noch immer derselbe," entgegnete er, welchen Richard gewandelt, vorüber an jenem weißlichten Trümmerwerk über den Asborn-Bühel. Seht Euch droben nur nicht um, der Anblick hat selbst für Unsereins etwas Eigenes, um wie viel mehr für einen so gefühlvollen Gentleman, als Ihr seid: die schwarze Ruine dort — die Sünde, die weiße hier — die Rache, und der See in der Mitte — die Sühnung! Sagt noch einmal, daß ein roher Schotte, dessen Element das Wasser ist, so ganz sinn- und herzlos sei."

Mit diesen Worten schüttelte er mir zum Abschiede die Hand und setzte sich wieder zu seinen Kameraden, während ich in meine Kutsche einstieg, die mir längst schon nachgekommen war und, erfüllt von der Bedeutung der Punkte, die mich umgaben, den Asborner Bergrücken langsam hinanfuhr. Ich war kaum zur Anhöhe gekommen, als es wieder vernehmlich, wie früher, zu mir emporklang:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
Ihr Haar in grimmer Faust,
So geht es auf, so geht es ab,
Daß alles saust und braust,
Sie tauchen nieder, —
Kommen wieder;
Schlürfen, ringen,
Klagen, singen:
Rüstig durch den See, mein Boot,
Trank für Trank, und Tod für Tod!"



Das Schloß des Liebenden.



1.

Nicht weit von den Ufern der Seine erhob sich vor langen Jahren ein schauriges Schloß, von hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben. Vier spitze Thürme mit knarrenden Wetterfahnen ragten an den Ecken der Ringmauer ernst und düster empor. Dunkler Epheu kroch an den Wänden hinan und drängte sich wuchernd in die Steinspalten, als wollte er einen lebendigen Kitt für die Ewigkeit bilden.

In diesem Schlosse wohnte vor mehr als fünfthalb Jahrhunderten ein unglücklicher Burgherr, dessen traurige Geschichte ein Gegenstand rührender Sagen und herzergreifender Lieder geworden ist. Seit seinem Tode blieb das Schloß unbewohnt und unbetreten. Nur Eulen nisteten in den hochgewölbten Sälen; der Wind pfiff unheimlich durch die zerbrochenen Scheiben der modernden Fensterrahmen; widerlich knarrten die faulenden Thürpfosten und das eintönige Geklapper losgerissener Dielen stimmte gespensterhaft in das Geächze und Gekrächze der Raubvögel, welche die Zinnen und Warten zum Tummelplatze erwählt hatten. Nur Schlangen und Molche hausten in den unterirdischen Gängen und Gemächern, wo ihnen der Schlamm, den die überströmende Seine zurückließ, einen erwünschten Aufenthalt

darbot. Selbst der unerschrockenste Mann würde es nicht gewagt haben, eine Nacht auf diesem Schlosse zuzubringen. Man erzählte sich nämlich, daß mit dem zwölften Glockenschlage ein ganz eigenes, unheimliches Treiben in den öden Wänden beginne. Ein feuchter Moderduft erfülle die Hallen; wie Waffenklirren rausche es durch die Gänge. Die Gestalt eines alten weißlockigen Siedlers schleppe sich, unter langgedehnten Seufzern, die Brust sich schlagend und den Bart sich raufend, über den Hof, und den Beschluß des Spukes mache der Geist des Burgherrn selbst. Schweigend trage er ein blasses Mädchen, schmerzlich stöhnend, die ausgebrochenen Stufen empor und sinke, wenn die Thurmuhr Eins brummt, mit ihr wieder in das Schuttgewölbe hinab.

2.

Der Burgherr nannte sich Windal. Er war an den Ufern der Themse geboren. Da er aber in seinem düsteren, nebeldumpfen Vaterlande beständig krank und traurig war, so schiffte er sich, noch ziemlich jung, nach Frankreich ein, um unter dem reinen Himmel dieses Landes seine Gesundheit und Heiterkeit wieder zu gewinnen. Nachdem er manche Städte besucht, manche Gegenden durchreiset hatte, so dachte er daran, sich auf einem Punkte, der ihm besonders zusagte, niederzulassen. Seine Wahl fiel auf die Umgebung der alten Lutetia, welche dem heutigen Paris zur Grundlage diente. Damals war diese Stadt freilich noch nicht so ungeheuer, als sie es in unseren Tagen ist. Sie bedeckte noch kaum eine winzige Insel des Stromes; aber berühmt war sie auch damals schon durch die Herrlichkeit einiger Gebäude, mit welchen die römischen Cäsaren sie geschmückt hatten, und durch die Güte des Weines und der Feigen, welche die benachbarten Gegenden darboten.

Das Gehölze, welches sich noch jetzt vom Marsberge*) bis an den Fluß ausbreitet, lief zu jener Zeit bis an die beiden Brücken hin, welche nach Paris führen. Es war aber damals weit dichter, stammreicher und majestätischer.

Windal war ein leidenschaftlicher Jäger und brachte ganze Tage in diesem Walde zu. Wiewol er an der Seite des Valerischen Berges bedeutende Besitzungen hatte, so besuchte er sie doch immer seltener und ließ sich zuletzt sogar eine Hütte an den Ufern der Seine bauen, um sich vor Gewitterstürmen hinzuflüchten und sein Waidwerk von dort aus recht nach Herzenslust betreiben zu können. Zur Wache dienten ihm einige wilde englische Hunde, deren er sich zugleich auf der Jagd mit bestem Erfolge bediente.

Nicht ferne von Windals Hütte, unter dem Schatten der ältesten Eiche des ganzen Waldes, erhob sich neben einem ärmlichen Häuschen eine kleine Capelle. Ein Siedler, in der Gegend nicht anders als Bruder Germain von Auxerre genannt, verrichtete den Dienst in derselben. Dieser würdige Greis genoß in der ganzen Umgegend des größten Ansehens und der aufrichtigsten Achtung. Er stand im Rufe großer Weisheit und man kam sogar aus der Ferne, um seinen auf langjährige Erfahrung begründeten Rath einzuholen. Jeder Pilgrim, der ihn besuchte, ließ ihm eine kleine Gabe zurück, welche entweder mehr oder minder kostbar war. Der Eine gab Obst, der Andere Milch, ein Dritter Eier oder Geflügel, Mancher sogar ein Goldstück. Die alte Eiche, welche die Capelle beschattete, war ebenfalls sehr berühmt. In ihrem hundertjährigen Stamme nahm man das Bild der heiligen Jungfrau mit ihrem göttlichen Säuglinge deutlich wahr. Man soll viele vergebliche Versuche gemacht haben, das

*) Montmartre.

Bild von dem Stamme zu trennen; so oft man es auch weghob, war es über Nacht immer wieder an seine vorige Stelle zurückgekommen. Wegen dieses wundervollen Begebnisses wurde auch die Capelle daselbst errichtet.

3.

An einem Frühlingsmorgen, als kaum der Tag zu grauen begann, befand sich Windal wieder auf der Jagd und verfolgte eben einen jungen Hirsch, der ihn durch Dorn und Gestrüpp neckend, hin und her lockte. Eine gute Weile war er dem flüchtigen Wilde also gefolgt, als es plötzlich in dem schlängelnden Waldpfade, der zur Capelle führte, sich verlor und seinen spähenden Blicken entschwand. Von dem Hirsche war nun freilich keine Rede mehr; aber ein anderes Abenteuer nahm Windal's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er erblickte nämlich ein junges Mädchen, weiß gekleidet und barfuß, welches in der einen Hand einen Blumenstrauß, in der anderen ein Körbchen mit allerlei Früchten trug. Ihr Gang war langsam, ihr Blick gesenkt; bald seufzte sie, bald schlug sie die thränenfeuchten Augen empor, bald lispelte sie klagende Gebete vor sich hin. Windal blieb stehen und weidete sich erstaunt an dem Anblicke der blühenden, durch ihre Trauer doppelt reizenden Jungfrau. Lange Zeit folgte er ihr, ohne sie anzusprechen, ohne bemerkt zu werden. Endlich nahm er sich ein Herz, — als ihm der holden Jungfrau großes Auge begegnete.

„Schöne Unbekannte," stammelte er verlegen, — „welcher Beweggrund führt Euch am frühen Morgen in den Wald heraus? Was bedrückt Euer Herz, daß Ihr so seufzet? Was wollt Ihr mit Euren klagenden Gebeten vom Himmel erflehen? O redet! verhehlt mir nichts!"

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens. „Edler Ritter!“ erwiderte sie, indem sie die Augen züchtig zu Boden schlug, „seit drei Tagen duldete meine Mutter die bittersten Schmerzen. Der Tod schien sein strenges Recht auf sie geltend machen zu wollen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, wenn meine Mutter gesund würde, neun Tage nacheinander, in der Gestalt, in welcher Ihr mich jetzt erblickt, zum Siedlerhäuschen bei der alten Eiche zu wandeln und mein inbrünstiges Gebet darzubringen. Gott hat mich erhört und ich erfülle nunmehr mein Gelübde. Darum haltet mich nicht auf und laßt mich ruhig meines Weges ziehen.“

„Verehrungswürdige Jungfrau!“ rief der Ritter aus, „zieht in des Himmels Namen, wohin Euer Gelübde Euch ruft. Fern sei es von mir, solch' eine fromme Pilgrimschaft zu hindern!“

Sie ging; er aber verfolgte sie noch lange mit seinen Blicken.

Am andern Morgen fand er sich wieder auf dem Pfade ein, welchen, wie er wußte, das junge Mädchen aus Paris zu machen hatte. Diesmal war er so glücklich, ihren Namen zu erfahren. Sie hieß Ethelinde.

Am nächsten Tage darauf begleitete er sie bis zu des Siedlers Häuschen und belauschte ihr Gebet. Sie ließ ihn gewähren und schien ihm nicht mehr so ängstlich auszuweichen, als sie es noch vorgestern gethan hatte.

4.

An einem der nächstfolgenden Morgen erzählte Ethelinde dem Ritter die kleinen Abenteuer, die sie in ihrem kurzen Leben bereits zu bestehen hatte. Sie hatte noch nie geliebt. Aber ihr Bruder, der unter dem Geschwader der Bogenschützen diente,

wollte sie einem seiner Waffenbrüder zur Frau geben, dessen Anblick sie nicht einmal ertragen konnte.

Als Windal dies Geständniß hörte, gerieth er in heftige Aufwallung. — „Schöne Ethelinde!“ begann er mit leidenschaftlichem Feuer, „verliere ja keinen Augenblick! Nur die Flucht kann Dich vor einem Bande retten, das, ich fühl' es nur zu tief, Dein Tod sein müßte. Theile lieber mein Schicksal! Ich habe weitläufige Besitzungen. Ich kann, ich will Dich schützen. Reiche mir Deine Hand und fliehe einen Aufenthalt, wo Dir — —“

„Wie?“ fiel ihm Ethelinde ins Wort, — „wie? ich sollte meine arme Mutter verlassen, deren einzige Stütze, deren einziger Trost ich bin, seit mein rauher Bruder ihr entfremdet worden? — Und dann, — ich schaudere es zu denken, — wer verbürgt mir, daß ich Eure Gattin und nicht blos Eure Dienerin, der Gegenstand einer flüchtigen Zuneigung werde, der für Euch den Werth verliert, sobald Eure erste Glut verglommen ist! Nein, — nimmermehr! Ich fühl' es, Ritter, daß ich an Eurem süßen, einschmeichelnden Gespräche nur zu lebhaften Antheil genommen habe. Mein Herz ist Euch verfallen; ich kann es Euch nicht mehr entziehen, selbst wenn ich wollte. Aber wir werden uns nicht wiedersehen. Die Wanderung, die ich angelobt habe, geht mit dem heutigen Morgen zu Ende. Es ist das letzte Mal, daß ich mit Euch spreche. Meine Pflicht, — die Ehre gebeut es mir! Lebt wol für ewig! — Vergeßt mich!“

Windal bot umsonst alle seine Beredsamkeit auf, um sie zurückzuhalten; sie entschwand mit der Leichtigkeit eines Rehes. Noch lange streckte er die Arme ihr sehnsuchtsvoll nach: aber sie wandelte bereits auf der alten Brücke der Stadt.*) Ein Schritt noch und sie war verschwunden.

*) Jetzt Pont-au-change.

5.

Windals Ruhe war dahin. Eine düstere Schwermuth wie sie selbst Englands feuchte Nebel nicht über sein Inneres verbreitet hatten, bemeisterte sich seines ganzen Wesens. Ohne Rast und Ruh' durchirrte er den Waldpfad, auf welchem er Ethelindens holde Gestalt erblickt hatte. Es war ihm, als ob er die Hälfte seines eigenen Lebens verloren hätte. — Trauernd gestand er es sich: „Sie liebt mich; sie hat mir es ja selbst bekannt! Und ich soll sie verlieren, soll sie der Rohheit eines fühllosen Bruders preisgeben? Nein, ich schwör' es bei meinem Degen! sie muß die Meinige werden und wenn Himmel und Erde sich dagegen stemmten!"

An tausend Mittel dachte er nun sie den Augen der Mutter und ihres Bruders zu entziehen, als der Zufall ihm den alten Siedler in den Weg führte, welcher eben im Walde auf und nieder wandelte und in seinen heiligen Büchern las. Ein glückliches Zusammentreffen der Umstände schien diese Begegnung gefügt zu haben. Windal hielt den einsamen Waller auf und begann, nachdem er ihn freundlich angesprochen und ihn über Manches gefragt hatte: „Aber Euer Häuschen, lieber Siedler, ist denn doch zu klein und die dabei stehende Kapelle zu einfach. Ihr vermögt ja kaum die frommen Spenden mehr unterzubringen, durch die Euch mancher Pilger seine Verehrung bezeugte. Ich bin mit meinem Hüttchen Euer Nachbar; erlaubt mir, daß ich Euch eine bessere Wohnung baue und den heiligen Ort, an welchem Ihr Eure Gebete zum Himmel emporsendet, auf eine seines Zweckes würdigere Weise herstelle!"

Der fromme Siedler war höchlich verwundert über Windals edlen Entschluß und meinte, daß dieser Antrag eben zur rechten Zeit käme, da sowol sein Häuschen als die Kapelle bereits dem

Zahne der Zeit als Opfer zu fallen drohte und dem Einsturze nahe wäre.

„Ich will beide herstellen!“ rief Windal aus, „und zwar schöner und herrlicher als den Tempel, in welchem einst die Heiden an dieser Stelle der Isis*) opferten, und dessen Reste Ihr an dem anderen Ufer des Flusses erblickt. Aber ich fordere für diese Gabe einen Gegendienst von Euch, der das Glück meines Lebens begründen soll!“

„Und dieser wäre?“ entgegnete Germain mit forschender Miene.

„Ihr müßt mir helfen,“ fuhr Windal fort, „ein Band knüpfen, das mich allein an dieses Leben fesseln kann. Ich liebe ein Mädchen, das Ihr kennt. Es ist aber von niederer Geburt. Meine Verwandten würden sich weigern sie mir angetraut zu sehen. Aber ich meine es redlich. Segnet Ihr unseren Bund und setzt Ihr mich in den Stand meinen stolzen Verwandten siegreich zuzurufen: Was Gott vereinte, soll der Mensch nicht trennen!“

Germain war hoch erstaunt. Er machte manche Einwendung und erhob manchen Zweifel über Windals redliche Absichten. Als er aber aus des Ritters Gefühl abnahm, daß er das Band einer wahren, reinen Liebe gegen die Angriffe verblendeten Uebermuthes und unlauterer Vorurtheile zu beschützen hätte, da weigerte er sich nicht länger, sondern beschloß selbst Alles beizutragen, um das liebende Paar ja recht bald dem ersehnten, löblichen Ziele zuzuführen. Er ließ sich den Namen des Mädchens nennen und erinnerte sich alsbald, daß es dasselbe sei, welches er oft in der Kapelle so eifrig beten gesehen und welches unserer

*) Auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Issy liegt, soll einst der Isistempel gestanden sein.

lieben Frau bei der alten Eiche manches fromme Opfer dargebracht hatte.

„Kommt morgen wieder um dieselbe Stunde!" sprach er zu Windal, „vielleicht kann ich Euch etwas Näheres berichten."

6.

Windal hatte sich um die bestimmte Stunde mit ängstlicher Ungeduld eingefunden. Germain erschien und berichtete ihm, daß Ethelinde kommen würde. Des edlen Siedlers Absicht ging aber auch dahin, für Ethelindens Mutter gesorgt zu wissen. Die Frau war durch einen plötzlichen Rückfall wieder an den Rand des Grabes gebracht worden. Windal mußte daher früher das feierliche Versprechen ablegen, daß er für die unglückliche Kranke, welche in völliger Bewußtlosigkeit darniederlag, noch besser sorgen lassen wolle, als es ihre Tochter mit ihren schwachen Kräften könnte. Falls sie aber genäse, so sollte er sie zu sich nehmen und durch Liebe ihr vergelten, was er ihr durch die Entfernung ihrer Tochter für einen Augenblick scheinbar entziehen würde.

Windal ging das Alles mit vieler Bereitwilligkeit ein und sah mit liebendem Ungestüme dem Augenblick entgegen, welcher ihn mit der Geliebten seines Herzens auf eine Gott wolgefällige Art vereinigen würde.

Dieser Augenblick rückte immer näher. Ethelinde, vielleicht die Ursache des Ganges ahnend, zu welchem sie sich entschlossen hatte, sah tiefbeklommen in die mondhelle Nacht hinaus, während eine emsige Wärterin, die von unbekannter Hand gesendet und besoldet war, ihrer Mutter die treuesten Dienste leistete. Ein fröstelnder Schauer fuhr ihr durch die Glieder, als sie auf der Wetterfahne des gegenüberstehenden Hauses im fahlen Mondenschimmer einen Raben gewahrte, der seine Augen fest auf sie zu

heften schien. Zwei spitze Töne kreischte der Unglücksvogel durch die nächtliche Ruhe, die ihr in die Seele schnitten. Die Mitternacht ertönte. Sie warf einen schmerzlichen Blick auf ihre Mutter, von der sie sich gewiß nicht getrennt haben würde, wenn sie selbe nicht so gut versorgt gewußt hätte. Die Kranke schlief und ein verklärtes Lächeln schwebte um ihren Mund. Ethelinden fiel es unendlich schwer zu gehen; aber sie hatte dem Siedler das Wort gegeben und ging. Mit ängstlicher Behutsamkeit öffnete sie die Thüre, um so ihren Bruder nicht zu wecken — und trat auf die Straße.

Der Mond verbarg sich hinter den Wolken und sein matter Schimmer übergoß alle Gegenstände mit einem täuschenden Lichte.

Als sie zur Brücke gekommen war, welche gegen den Wald führte, gewahrte sie zu ihrem Entsetzen Bewaffnete, welche als Wächen an der Pforte des Thurmes, der den Eingang auf die Brücke deckt, aufgestellt waren. Sie wußte nämlich eben so wenig als der Siedler, daß die Obrigkeit, welche für die öffentliche Sicherheit zu sorgen hatte, seit einigen Tagen an verschiedenen Stellen Schildwachen ausstellte, um die Räuber anzuhalten, von deren Vorhaben sie unterrichtet worden war. Ethelinde hielt es eine Zeit lang für unmöglich aus der Stadt zu kommen, als sie zufällig die Bemerkung machte, daß man die Soldaten ungehindert aus- und eingehen ließ.

Schleunigst eilte sie daher nach Hause zurück, schlich sich leise in die Kammer, in welcher ihr Bruder schlief, vertauschte ihre weiblichen Gewänder mit seinen Soldatenkleidern, nahm sogar seine Lanze zur Hand und ging dann wieder zur Brücke.

Als sie hinkam, zog eben eine Schaar Soldaten darüber, um sich auf einen benachbarten Posten zu begeben. Sie mischte sich unter die Reihen derselben, verzögerte dann ihren Schritt, verlor

sich unbemerkt und schlich sich, nachdem sie sich entfernt hatten, auf den Pfad, welcher zu des Siedlers Wohnung führte.

7.

Windal erwartete hinter einem Gebüsche mit unbeschreiblicher Angst die Ankunft der Heißgeliebten. Jetzt sah er einen Krieger mit blitzendem Helme heraneilen. Er verfluchte das Schicksal, welches ihm, selbst in dieser Nacht, einen Krieger im einsamen Walde entgegenführte. Zwei Stunden verrannen so und Ethelinde erschien noch nicht. Tausend schmerzliche Gefühle durchwühlten des Harrenden Brust.

Er kam zuletzt auf den Gedanken, daß sie seinen Plan errathen und etwa mit plötzlich veränderter Gesinnung jenen Krieger herangeschickt habe, um ihren Bewerber zu züchtigen. „Wolan!“ rief er sich selbst in dieser Ahnung bestärkend aus — „wenn sie so treulos zu handeln fähig war, so soll der Diener ihrer Fühllosigkeit büßen! Ich will ihn aufsuchen, den Abgesandten ihrer Verblendung, und mein Schwert soll ihn lehren, daß Englands Söhne getäuschte Liebe zu rächen wissen!“

Wie ein Wüthender riß er den Degen aus der Scheide und durchstürmte das dichte Gehölz. Als er sich der Kapelle näherte, bemerkte er im Mondscheine einen Krieger, welcher wie lauernd unter der alten Eiche saß. Es war niemand Anderer als Ethelinde, welche vor Ermattung und Herzensangst unter dem Baume niedergesunken war.

Als sie ein Geräusch hörte, sprang sie schnell auf und streckte fast unwillkürlich dem Heranstürmenden die Spitze ihrer Lanze entgegen. Windal stieß dieselbe mit rascher Wendung leicht zurück und bohrte eben so schnell seinen Degen in die Brust des unbekannten Gegners.

Ein Schmerzensschrei, der aus einer weiblichen Kehle gedrungen zu sein schien, verkündete ihm seinen traurigen Sieg. — Zusammenschaudernd fuhr er zurück.

Da kam auch der Siedler aus seinem Häuschen herbeigeeilt. Im stummen Entsetzen trugen beide den bluttriefenden Leichnam in die Wohnung des letzteren und zogen ihm den Helm ab.

Windal erkannte das holde Gesicht Ethelindens — und stand wie angedonnert. Der Siedler aber zerschlug sich die Brust, raufte sich den Bart und warf sich verzweifelt vor dem Heiligenbilde nieder, das seiner Kammer einzige Zierde war.

„Todt!" schrie endlich Windal schmerzlich auf, indem er seine Hand an Ethelindens Herz preßte, — „todt, — für ewig todt! Mein Glück dahin für immer! Arme Ethelinde! so möge denn deine Mutter erfahren, wie innig und wahr ich dich liebte. Euch aber, Unglücksbruder, Euch will ich mein Wort gewissenhaft lösen! Ihr sollt eine Kirche haben, schöner als der Tempel, der einst da drüben stand. Betet indeß für mich! Fleht um Verzeihung für mein Verbrechen und für Euren Irrthum! Ich aber schwör' es, nie mehr von dieser verhängnißvollen Stätte mich zu entfernen. Ich will hier leben, bis der Tod als ein willkommener Freund mit meiner Ethelinde mich wieder vereinigt. Das sei die Buße, die ich mir auferlege."

Tags darauf verkaufte er seine weitläufigen Besitzungen. Er wollte Ethelindens Mutter mit einer bedeutenden Summe betreuen. Aber sie hatte in eben dem Augenblicke, wie es hieß, verhaucht, als Windals Degen ihrer Tochter Herz durchbohrte. Von dem Erlöse für seine Güter ließ er eine Kirche*) bauen, und zwar auf derselben Stelle, wo bisher die Kapelle stand. Ethelindens Leichnam aber ließ er daselbst in einem silbernen Sarge beisetzen.

---

*) Saint-Germain-l'Auxerre.

Aus der Hütte, welche ihm sonst zum Zufluchtsorte vor Gewittern gedient hatte, wurde ein festes Schloß.

Düstere Thürme, durch breite Gallerien verbunden, umfingen den traurigen Aufenthalt. Zwanzig Jahre lebte er noch in diesem Schlosse. Ein einziger Diener durfte ihm unter die Augen treten. Ueber seine Lippen aber kam kein Wort mehr, und die Gruft, in welcher Ethelindens Gebeine ruheten, war der einzige Ort, den er außerhalb der Ringmauern seines Schlosses besuchte.

Nach seinem Tode wurde er seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß in dasselbe Grab gelegt, in welchem seine unglückliche Geliebte schlummerte.

Der Siedler brachte den Rest seiner Tage mit frommer Betrachtung und erbaulicher Buße zu. Man sah ihn nie mehr lächeln.

Ohne Zweifel hat ihm der Himmel vergeben, denn jetzt verehrt ihn das ganze Land mit gläubiger Andacht.

Windal, nicht zufrieden damit, mehrere dauernde Denkmäler seiner Liebe errichtet zu haben, wollte das Andenken an dieselbe auch durch Inschriften verewigen.

In dem Innern des Schlosses las man nämlich einige Verse, welche auf sein trauriges Schicksal Bezug hatten.

Sie waren alle in der Sprache seines Landes abgefaßt. Außerhalb, über dem Hauptthore, stand mit goldenen Lettern:

Lovers Castle.

(Das Schloß des Liebenden.)



Sie ist versorgt!

1.

An dem langen, glattgebohnten Eichentische in der grauen, rauchdurchqualmten Gaststube des Adlerwirthshauses zu N. ging es gewöhnlich recht lebhaft zu. Lebenslustige Officiere und eifrige Beamte saßen mit wolhabenden Bürgern und Honoratioren aller Farben in trauter Eintracht beisammen und unterhielten das mannigfaltigste Gespräch, das man sich nur wünschen kann. Was der Eine nicht wußte, gab der Andere zum Besten. Kriegsabenteuer und Marschfatalitäten wechselten mit Bureau-Anecdoten und Stadtneuigkeiten ab; manches Wort über Landwirthschaft, Obstbaumzucht, Viehhandel, Güterverkauf und Wetterschaden scholl dazwischen; manchmal stahl sich sogar eine geistreiche Kunstansicht, ein guter Witz, oder ein picantes Quid pro quo mit ein, und mitunter gab es wol auch Momente, wo ein Anflug von einer poetischen Stimmung die verschiedenartigsten Köpfe unter einen Hut brachte.

Eine stereotype Figur in diesem bunten Menschenquodlibet bildete der Postmeister Droschke, ein starker Fünfziger, mit mehr Leben in Sprechweise und Benehmen, als man seinem altjungen, verwitterten Gesicht und seinen wehmüthigen Beinchen, welchen man die eindringlichen Mahnungen des Podagra von Weitem ansah, beim ersten Anblicke zugetraut hätte. Er legte

viel Gewicht auf seine hohen Steifstiefel mit den gewaltigen Klirrsporen, auf seinen blankgeknöpften, nach Uniformart geschnittenen Ueberrock, auf seine sammtene reichlich mit Gold verbrämte Kappe, und that überhaupt gar sehr militärisch. In seinem Hause ging es schmal her, er besaß die Post erst im zweiten Jahre, und, wie Viele wissen wollten, nicht schuldenfrei. Droschke war, was man einen herumgehetzten Hasen nennt, der in seinem Leben gar Manches versucht, erfahren, unternommen und theils aus Unbeständigkeit, theils durch Verhältnisse gezwungen, wieder aufgegeben hatte. Das letzte Geschäft, welches er betrieben, war eine Krämerei in einer Grenzstadt, welche erst durch die letzten Friedensbestimmungen dem Nachbarlande bleibend zugesprochen wurde. Sein Unternehmen hätte ihm vielleicht dort Conto tournirt, wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, den Banquier zu spielen, und wenn nicht die Chancen des Kriegsglückes, welches von den verbündeten Heeren ganz in der Nähe versucht wurde, für ihn die Quelle mancher verunglückten Speculation und manches freiwilligen Opfers geworden wäre. Die Trümmer seines schiffbrüchigen Vermögens, von einigen mitleidigen Freunden zu einem mäßigen Sümmchen arrondirt, bildeten das Fundament, auf welchem er das Gebäude seiner Postmeisterschaft aufführte, welches jedoch auch nicht fest genug stand, um ihm nicht allerlei bedenkliche Sorgen für die Zukunft zu erwecken. Allein er besaß die Tugend des Hineinlebens in den Tag in hohem Grade, nahm jeden Thaler als baren Gewinn hin und kümmerte sich eben um nicht viel mehr, als wie er behaglich auskommen, und etwa seiner liebenswürdigen neunzehnjährigen Tochter Adolphine vor dem Eintritt in ihr zweites Lebensdecennium eine annehmbare Partie verschaffen könnte. Dem Vater schien es übrigens weit mehr darum zu thun, als der Tochter selbst, welche zu still und eingezogen war, um ihm

die Schritte zu diesem Ziele zu erleichtern. Adolphine lebte nur für das Haus, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter weit ersprießlicher leitete, als es je bisher der Fall war. Nur selten zeigte sie sich in der sogenannten großen Welt des kleinen Städtchens, in deren Freuden und Zerstreuungen sie wenig Befriedigung zu finden schien. Sie that nicht mehr dazu, als was hinreichte, um sich von dem Rufe einer Sonderlingsnatur zu bewahren, hinter welchem sich gar oft nur die Eitelkeit versteckt, und wußte selbst bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie in größeren Kreisen auftrat, einen so würdigen Ernst, eine so sanftmüthige Ruhe zu bewahren, daß ihr nicht nur alle Männer, sondern sogar alle Frauen und Mädchen der Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ohne abstoßend zu sein, verbreitete sie durch den Adel ihrer Mienen und durch den Anstand ihrer Reden und Handlungen einen solchen Nimbus um sich her, daß selbst die frivolsten Dandy's sie mit ihren zweideutigen Galanterien verschonten, und sich, um in ihrer Nähe weilen zu dürfen, anstrengten, doch bisweilen etwas Vernünftiges zu denken und zu sprechen. So viele Männer daher sich auch bewarben, bei einem so liebenswürdigen weiblichen Wesen etwas zu gelten, so wußte die allzeitfertige Combinationsgabe der Kaffeeplauderinnen, trotz aller Anstrengung, doch nicht Einen Mann in der Stadt zu bezeichnen, auf welchen sich die beliebte Redensart: „Dem gehört sie zu!“ hätte anwenden lassen.

Ein einziger Mann, und dazu eben nicht der liebenswürdigste, rühmte sich, die schöne Adolphine doch einmal noch als Braut nach Hause zu führen. Es war der allbekannte Rittmeister Starinsky, ein wilder Haudegen, dem alle Philosophie und alles Studium in den Sarraß gefahren zu sein schien, indem er ihn als letzte Instanz in allen Gesprächen und Situationen betrachtete. Er besaß etwas Vermögen, und konnte auf die nächst erledigte Stelle eines Escadron-Chefs mit Sicherheit rechnen;

zudem stand er in dem Rufe eines tüchtigen Fechters, und auch sein Aeußeres hatte zwar viel Martialisches, aber eben nichts Widerliches oder Abschreckendes an sich; Gründe genug, um ihm Muth zur kühnsten Bewerbung zu geben, wofür er den Antrag, eine wenig bemittelte Postmeisters-Tochter zu heiraten, denn doch nicht hielt. Als guter Taktiker sah er es aber zuerst auf den Vater ab, — und diesen zu gewinnen, war eben nicht schwer. Ein paar Abende bei Champagner und Karten, eine fidele Bruderschaft, durch einen kleinen Geldvorschuß bethätigt, — und Droschke kannte nun keinen herzlicheren, solideren, achtungswertheren und liebenswürdigeren Menschen mehr, als den Rittmeister.

„Mädchen, Mädchen," sprach er oft hingeworfen zu seiner Tochter, „wenn Du nicht meine rechte Hand im Hause wärest, — so wüßte ich Dir einen Bräutigam, einen Bräutigam, der für Dich wie geschaffen ist!"

Adolphine lächelte wehmüthig zu solchen Reden und suchte sie als Scherz auszulegen, wiewol sie wenig Grund hatte, der Charakterstärke ihres Vaters etwas zuzutrauen. Dieser rückte auch immer näher und näher und wiederholte seine Anspielungen immer eindringlicher, bis er zuletzt gar einen Namen nannte, welchen Adolphine lange schon zu hören gefürchtet hatte.

„Nun Mädchen, was sagst Du zu diesem Namen?" sprach Droschke wolgefällig schmunzelnd. „Frau Rittmeisterin, bald ohne Zweifel Frau eines Escadron-Chefs! — Wie manchem Mädchen würde das Herz bei diesen Titeln hüpfen! Ich denke, Du könntest Dir keine vortheilhaftere Partie wünschen!"

„Lieber Vater!" wiederholte das Mädchen, „das ist alles wol nur Ihr Scherz! Das Schicksal hat mich zu Ihrer Haushälterin gemacht; so traurig der Umstand war, welcher mir diese Verpflichtung übertrug, so sehr fühle ich mich durch das Bewußtsein

befriedigt, Ihnen gewisser Maßen unentbehrlich geworden zu sein. Nicht als ob ich meine geringen Dienste so hoch anschlüge; — aber die Gewohnheit dürfte sie vielleicht in Ihren Augen höher stellen, als sie es verdienen! Ich kenne Ihre Bedürfnisse, Ihre Neigungen und Antipathien, Ihre Stimmungen und Launen, und fühle mich glücklich durch den Gedanken, Ihnen doch Manches besser thun und leisten zu können, als es eine Fremde vermöchte. Ich müßte glauben, daß Sie mit meinem Bestreben nicht mehr zufrieden seien, daß Sie mich aus dem Hause haben wollen, oder daß Ihnen eine Tochter unmöglich die Stelle einer Gattin ersetzen könne, — wenn das Ihr Ernst wäre, was Sie mir seit einiger Zeit schon zu verstehen geben —!"

„Ei nicht doch, nicht doch, Töchterlein!" versetzte Droschke mit lebhafter Rührung, in welche sein bewegliches Gemüth gar leicht gerieth, so war es nicht gemeint! Du bist mein Alles, und Alles, was Du mir thust und machst, könnte mir kein Engel aus dem Himmel besser nach Wunsch und Willen thun. Gott wolle verhüten, daß ich Dich je von meiner Seite ließe, oder Dir von der Seite ginge! — Dafür müßte vor Allen gesorgt sein! — Aber sieh! Ich bin nicht mehr jung, die leidige Gicht fährt mir manchmal ganz unsanft in die Beine; — über kurz und lang würdest du allein in der Welt stehen!"

„Ich bin nie allein," seufzte Adolphine halb laut, „der liebe Gott wird wol dafür sorgen, daß es nie dahin komme!"

„Das sind schwärmerische Ideen," fuhr Droschke fort, „die nicht ins praktische Leben passen! Freilich wird der liebe Gott dafür sorgen, aber durch wen? Durch Deinen Vater! So ist es der Welt Lauf. Was das Wohl der Kinder betrifft, so sind die Eltern die Vollstrecker des göttlichen Willens, und als solcher muß ich, so schwer es mir auch fällt, gegen Deine Neigung zu sprechen, Dir rund heraus sagen, daß ich ernstlich daran denke,

Dir einen braven Mann zuzuführen. Wäre Dein Herz nicht mehr frei, könntest Du mir Einen nennen, — eh bien! — mit Freuden gäb ich meinen Segen dazu, überzeugt, daß Du eine gute Wahl trafest. Aber da Du frei bist, und mir keinen nennen kannst, so nenne ich ihn Dir, — meinen wackeren Freund und Bruder Starinsky!"

Adolphine verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl zurück. „Fasse Dich, Töchterlein!" tröstete sie der Vater, zärtlich mit ihr beschäftigt, „das ist Gewitterregen, Streifhagel! Geht bald vorüber, — ist bei Euch allen so! Auch Deine selige Mutter fiel in Ohnmacht, als mich ihre Mama ihr als Bräutigam vorstellte, und doch war sie in vierzehn Tagen darauf meine Frau, lebte zwanzig Jahre mit mir in gutem Einvernehmen, und brachte mir zwar nur Ein Pfand der Liebe, aber ein köstliches, unvergleichliches, Dich — Adolphine! Ueberlege die Sache ruhig, erwäge Alles dafür und dawider, und Du wirst sehen, daß Dein Vater nichts von Dir fordert, wozu er nicht das Recht und die Pflicht hätte!"

Adolphine hatte sich erholt, und hörte die Worte ihres Vaters schweigend und gedankenvoll an. Lange saß sie noch, wie eine Statue mit thränenlosen Augen vor sich hinstarrend, als der Alte schon fort war, und schien in ihrem Geiste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtend zu durchwandern.

2.

„Sie ist versorgt!" rief Droschke eines Abends mit ungewöhnlicher Begeisterung aus, stürzte seinen perlenden Champagner hastig hinunter, und forderte die ganze Gesellschaft an dem langen, glatt gebohnten Eichentische, die er heute bewirthete, zur Nagelprobe auf.

„Ja, sie ist versorgt!“ wiederholte er freudig, „und ich wünsche jedem Vater, der eine Tochter hat, wie meine Adolphine, daß er recht bald auch seine Freunde so um sich versammeln und mit ihnen auf das Wohl eines lieben Bräutchens anstoßen könne!“

„Also wirklich? Ihre Adolphine ist Braut?“ scholl es aus zehn Kehlen zugleich, und Niemand wollte recht glauben, daß eine Sache wahr sein könne, von welcher nicht schon wenigstens ein halbes Jahr vorher in der ganzen Stadt geplaudert worden. Mit gesteigerter Neugierde fragte man um den Namen des vielbeneideten Bräutigams.

„Rathen Sie, meine Herren,“ erwiederte Droschke, seelenfroh die Hände reibend, „rathen Sie, Sie kennen ihn Alle! Er ist oft in unserer Gesellschaft und wäre auch heute hier, wenn er nicht wegen Familienangelegenheiten eilends bei Nacht und Nebel hätte abreisen müssen.“

„Rittmeister Starinsky?“ scholl es von allen Seiten.

„Getroffen!“ versetzte Droschke lachend. „Wenigstens hab' ich Ihnen das Räthsel nicht allzu schwer gemacht; man weiß hier so gut, wer abreist, als wer ankommt, und wenn's um Mitternacht geschähe. Der martialische Herr Rittmeister streckte vor meiner Tochter die Waffen und will jetzt in den Armen der Liebe sein wildes Heldenfeuer zu sanfteren Trieben ermäßigen! Nun, meine Herren, hab' ich die Sache nicht gut gemacht?“

Die Acclamationen der Gesellschaft auf diese Frage waren weder einstimmig, noch lebhaft. Aber Droschke war so sehr in seine Freude versunken, daß er, alle mangelnden Stimmen ersetzend, ausrief: „Trefflich hab' ich's gemacht, trefflich! — Ja, wenn ein Postmeister nicht wüßte, wie man vorwärts kommt, das wär' übel! Anfangs wollt' es freilich nicht vom Flecke; das Mädchen legte manches Wenn und Aber als Radschuh an; allein ich rief die Vorspann der väterlichen Autorität zu Hilfe, und

nun ging's im gestreckten Galopp an's Ziel! Wie gesagt, eine Hauptaufgabe meines Lebens ist gelöst, Starinsky ist mein Schwiegersohn, meine Adolphine ist versorgt!"

Man wollte den guten Mann nicht aus seinem Himmel herabwerfen, zumal da man wußte, wie hartnäckig er, trotz seines Wankelmuthes im Allgemeinen, auf Lieblingsideen bestand, sobald man sie ihm anfocht. Einige wünschten ihm daher höflichkeitshalber Glück zu seiner Wahl, Andere fragten ihn aus Neugierde um das Wie und Wann, die meisten aber steckten die Köpfe zusammen, und wählten das aufgeworfene Hochzeitsthema zum Gegenstande ihrer Privatunterhaltung. Hätte er diese mit belauscht, so würde ihm vielleicht mancher Scrupel in Betreff der Wahl seines Schwiegersohnes aufgefahren sein. Wenigstens lautete das allgemeine Urtheil über den Rittmeister nicht am günstigsten. Daß er ein guter Soldat sei, konnte Niemand läugnen, allein im Ganzen galt er für einen raschen, rauhen Mann ohne feinere Bildung, ohne feste Grundsätze, gewöhnt an ein vielbewegtes Abenteuererleben, welches sich in der Regel nur schwer gegen das stille, einförmige Treiben der Häuslichkeit vertauschen läßt. Selbst Starinsky's Cameraden wußten wol viele Beispiele von seiner Unerschrockenheit, seiner Keckheit und seiner Bravour, aber wenige oder keine Züge von Herzlichkeit, Edelmuth und Zartgefühl herzuzählen. — „Für einen solchen Eisenfresser hätte eher," hieß es, „eine Amazone gepaßt, als so ein gemüthliches, stilles Wesen, wie Adolphine! Nun, — die Liebe wirkt ja Wunder," — so setzte der fromme Wunsch hinzu, — vielleicht kann eine Frau von so sanftmüthigem Charakter auch dem Rittmeister einige Sanftmuth beibringen, und sich eben in diesem Bewußtsein glücklich fühlen!

Droschke nahm von allen diesen Bemerkungen, die ihm wenigstens bruchstückweise zu Ohren kamen, keine Notiz, denn

vor seinen Augen schimmerten nur die Worte: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!“ — Er selbst konnte kaum begreifen, wie schnell das gegangen war, und wie bald sich das Mädchen, trotz seines anfänglichen Weigerns, gefügt hatte. Allein er sah, wie alle eigensinnigen Menschen, nur auf das Resultat, und forschte nicht nach den schweren Kämpfen, die es seiner armen Tochter kostete, bis der Entschluß, sich blind dem väterlichen Willen zu fügen, zur Reife kam.

Es waren die bittersten Stunden ihres Lebens, welche sie nach jenem Tage zubrachte, an welchem sich ihr Vater hinsichtlich des Rittmeisters entschieden geäußert hatte. In der Einsamkeit ihres Stübchens, im Laubdunkel des Gartens, in der Stille der Nacht hielt sie mit ihrem Herzen nnd mit ihrem Kopfe Rath, und unterzog ihre ganze Gefühlswelt der gewissenhaftesten Musterung; — aber wo sie auch immer anfragte, überall klang es zurück: „Lieber sterben, als ohne Neigung heiraten!“ — Ein eisiger Schauder, wofür sie keinen hinreichenden Grund fand, durchrieselte sie bei dem Gedanken, ihre Tage, so kurz auch deren Zahl wäre, in Zukunft an des Rittmeisters Seite zubringen zu müssen. Ihr Entschluß schien gefaßt, er lautete: „Nie, nie!“ — Allein der Wille ihres Vaters sprach ja entschieden dagegen, und ihr Vater liebte sie innig, das wußte sie, und ein Kind, das man innig liebt, wird man ja doch nicht absichtlich zu Grunde richten wollen! — Dieser Zweifel drängte sich ihrem edlen Gemüthe zu ungestüm auf, als daß sie ihn geradezu hätte abweisen können. — „Wolan,“ sprach sie zu sich selbst, „mein eigenes Herz hab' ich gehört, ich will auch noch die Stimme der Freundschaft hören!“

Die achtbare Frau des Stadtarztes, eine wackere Hausfrau und zärtliche Mutter, war das einzige Wesen, welchem sich Adolphine näher angeschlossen hatte. In der Angst ihres Herzens eilte sie daher zu ihrer guten Amalie, fest entschlossen,

sich unbedingt den Aussprüchen derselben zu unterwerfen, indem sie als gewiß voraussetzte, daß er mit dem ihres eigenen Herzens harmonieren werde. Mit inniger Offenheit legte sie das rückhaltslose Bekenntniß ihrer Seele ab.

„Und was gedenkst Du nun zu thun?“ fragte Amalie, nachdem sie mit großer Aufmerksamkeit dem Geständnisse zugehört hatte.

„Ich will ledig bleiben!“ versetzte Adolphine fest. „Lieber sterben, als ein Verhältniß eingehen, welches dem Drange des Herzens widerstrebt!“

Amalie faßte ihre Freundin zutraulich bei der Hand, sah ihr forschend in's Auge, und sprach: „Liebe Freundin, bedenke wol, was Du sprichst. Man soll auf einen Schritt, der zur Erreichung eines Lebenszweckes führt, nicht so leicht verzichten, wie auf eine Einladung zu einem Balle, oder zu einer andern gleichgiltigen Handlung. Du bist ein Mädchen; Gattin und Mutter zu werden, ist deine Bestimmung hienieden. Tausende, die es wünschen, können sie nicht erreichen, Dir führt der eigene Vater den Mann zu, an dessen Seite Du den Anforderungen des Lebens an Dich entsprechen kannst; einen Mann, welcher seine Fehler und Schwächen hat, wie jeder Mensch, aber einem ehrenvollen Stande angehört, männlichen Sinn mit gereifter Erfahrung verbindet und auch die Mittel besitzt, um Dich anständig zu erhalten. Für seinen moralischen Werth mag Dir der Umstand bürgen, daß ihn ein Vater wählte, der in jedem Falle an seiner Tochter mehr verliert, als er an seinem Eidam gewinnen kann. Er bringt ein Opfer, um Dich zur Frau zu machen, und das thut er sicherlich nicht ohne Grund. Ich an deiner Stelle schlüge ein!

„Aber ich liebe ihn nicht, kenne ihn ja kaum!“ schluchzte Adolphine, durch den unerwarteten Rath ihrer Freundin schmerzlich überrascht.

„Vielleicht liebtest Du ihn, wenn Du ihn näher kenntest!“ fuhr jene fort. „Ach! Liebe, Liebe, vieldeutiges Wort, und eben in seinem unhaltbarsten Sinne am leidenschaftlichsten gesucht und gepriesen! Und wenn uns nun die Liebe zur Ehe geführt hat, da müssen wir uns durch manches lange Jahr erst gewöhnen, es mit einem andern Wort und Gefühle zu vertauschen, welches besser ins Leben paßt. Warum sollte eine Ehe, die schon da beginnt, wohin es Andere erst bringen müssen, schlechterdings unglücklich sein? Ich lebe fünfzehn Jahre mit meinem Gatten, ich liebe ihn inniger als je, er ist mein wahrer Freund; — aber jene schwärmerische Liebe, welche man fast ausschließend zur Bedingung einer glücklichen Ehe macht, ist längst vorüber. Hältst Du es denn für unumgänglich nothwendig, früher zu träumen, um dann zu erwachen? — Ich denke, man könne ja auch wach vom ersten Augenblicke an in ein Verhältniß treten, in welchem Wachsein so nöthig ist. Der Mann, den Dir Dein Vater gewählt, ist nicht mehr zu jung, desto ernster wird er das Leben nehmen; — ein großer Vortheil! Er hat nichts Abstoßendes in seinem Aeußeren; — was braucht es mehr? — Schönheit ist vergänglich und verführerisch. Für seine Herzensgüte und alles Uebrige ist, wie gesagt, die Sorgfalt eines Vaters hinreichende Bürgschaft. Hat er Mängel an sich, so bleibt Dir das befriedigende Bewußtsein vorbehalten, Dir einmal sagen zu können: „Mein Mann ist durch mich besser geworden!“ — Und heiratet man denn nur, um eine Frau zu sein? Sieh' her, liebe Adolphine, — hier mein Karl, hier mein Heinrich, dort meine Cölestine, — wo wären sie, wenn ich einst so gesprochen hätte wie Du? — Gleiche Früchte hofft die Welt von Jeder unseres Geschlechtes; wie willst Du es nennen, wenn wir Gelegenheit haben, dieser Forderung der Welt an unser Herz zu entsprechen, und wir sie täuschen? — Ich möchte es Sünde nennen; wo nicht einen

Raub, doch wenigstens ein sträfliches Versäumniß! — Obwol ich manche trübe Stunde, manchen Tag der Angst und der Entbehrung verlebt habe, so bereue ich es doch nie, geheiratet zu haben! — Die Sache ist so klar, so offen, so ohne alle Hinderniß, daß ich nicht begreife, warum Du zögern solltest. — Wir sind keine Engel, und haben auch daher keine Ansprüche auf Engel; wir leben auf einer Erde, wo man sich mit seinen Wünschen fein bescheiden muß, wenn man nicht bitter enttäuscht werden will. Wenn Du von diesem Gesichtspunkte ausgehest, so sehe ich nicht ein, wie Du mit der Wahl Deines Vaters unzufrieden sein könntest; — es wäre denn, daß Du mir nicht Alles gestanden hättest, was Dir auf der Seele liegt."

Adolphine erröthete; tiefe Bewegung malte sich in ihrem sprechenden Auge; allein ihre Zunge sträubte sich, ein Geständniß zu thun, welches sie noch keiner sterblichen Seele gemacht hatte.

„Du bist vielleicht nicht mehr frei?" forschte Amalie, in den Herzenstiefen ihrer Freundin lesend. — „Du liebst schon? Hast Du schon gewählt?"

Adolphine sank weinend ihrer Freundin um den Hals.

„Hier?" fragte Amalie.

„Dort!" — erwiederte Adolphine, gegen Himmel deutend, indem ihr thränenumflortes Auge der Bewegung ihrer Hand nachfolgte.

„Dort?" wiederholte Amalie überrascht. „Du hast also schon geliebt, und Deine Liebe folgte dem entrissenen Gegenstande nach Jenseits?"

Adolphine nickte schweigend, und lag lange schluchzend in Amaliens Armen. Erst nach einer feierlichen Pause wechselseitiger Rührung gestand sie ihrer Freundin Folgendes. — Vor drei Jahren, als noch feindliche Invasionen die Grenze beunruhigten, und ihr Vater im äußersten Orte der Provinz seine

Krämerei betrieb, gab es Truppendurchzüge ohne Ende. Eine Seltenheit war es, wenn ein Militärkörper länger als einige Tage in der Grenzstadt lag. Unter die Ausnahmen dieser Art gehörte der Aufenthalt eines Jäger-Bataillons von der befreundeten Armee des Nachbarlandes, welches mit einem heimischen Artillerie-Train einige Monate hindurch die stabile Besatzung des nicht unwichtigen Punktes bildete. Ein Hauptmann des Jäger-Bataillons, welches größtentheils aus Freiwilligen gebildet war und viele Studenten unter seinen Führern zählte, war bei Droschke einquartirt. Das Erscheinen des jungen, liebenswürdigen Officiers, welcher ebenfalls erst durch den Drang der neuesten Ereignisse bewogen, das Banner der Minerva mit der Fahne des Mars vertauscht hatte, fiel eben in Adolphinens ersten Lebensfestmond, wo ihr erwachendes Gefühl nach Idealen haschte. Sie schien es an dem männlich schönen Ernest Heim, dem muthvollen Vorkämpfer seiner patriotischen Kriegerschaar, gefunden zu haben. Kurze Wochen reichten hin, um einen Bund für die Ewigkeit zu knüpfen. Die Macht der ersten Liebe wirkte in zwei Herzen gleich gewaltig, und nach beendigtem Kriege versprach Ernest, als der einzige Sohn wolhabender Eltern, seiner schönen Adolphine, sie als Braut nach Hause zu führen. Damals lebte noch Adolphinens Mutter; sie wußte allein um diese Liebe, für welche Droschke, in Speculationen aller Art bis über die Ohren vertieft, zu jener Zeit wenig Interesse gehabt haben würde. Aber ein Ereigniß der traurigsten Art zerstörte diesen innigen Verein. Eines Morgens war der Hauptmann aus seinem Zimmer verschwunden; ein Zettel, den er zurückgelassen, meldete, daß er durch das Los bestimmt worden sei, die Ehre des Bataillons gegen die kecken Anmaßungen eines gereizten Herausforderers zu vertheidigen. Zugleich enthielt der Zettel die Bitte, was zu geschehen habe, wenn das Duell mit seinem Tode

enden sollte, nebst einer kurzen, überaus herzlichen Zeile an Adolphine, welche seinen Abschied und den Schwur ewiger Liebe aussprach. In verzweifelter Angst erwartete diese den Ausgang des Tages. Aber noch war es nicht Mittag, als man den Hauptmann tödtlich verwundet zurückbrachte. Der Stich seines Gegners, eines Officiers von dem Corps der Feuerwerker, war ihm durch die Brust gegangen; er war wol noch der Sinne, aber nicht der Stimme mehr mächtig. Adolphine sah ihn verscheiden; sein letzter Blick drang ihr unvergeßlich in das Innerste der Seele.

„Und diesen Blick," schloß Adolphine, „kann ich nicht vergessen; er band mich fester, als der lauteste Schwur. In Ernest hab' ich mein Ideal gefunden; ich weiß, ich werde keinen Mann je finden, der mir das sein könnte, was er mir war. Meine Liebe ist mit ihm gestorben für diese Welt; sie lebt jenseits in der Erinnerung an ihn!"

„Wol Dir, liebe Freundin!" versetzte Amalie, „Du hast Deine Jugendliebe, rein und heilig, für alle Zeit bewahrt und gesichert! Sie bleibt als ein abgeschlossenes Ganzes, unangetastet und unentweiht, ein schönes Eigenthum Deiner Seele. So unglücklich Du warst, so beneidenswerth stehst Du in dieser Beziehung vor Tausenden, deren erste Liebe abglimmt und verflackert, wie Kerzenlicht, oder durch nachfolgende Enttäuschungen getrübt und ihres ätherischen Lichtglanzes beraubt wird. Du hast in der Erinnerung an den Verklärten einen Trost für alle Fälle des Lebens, ein Asyl in Leiden, einen Stern in jeder Nacht. Aber um so sträflicher wär' es dem Leben ganz entsagen, jede Anforderung der Welt an Dich zurückweisen, jede Pflicht von Dir abschütteln zu wollen. Was Du Deinen Ernest warst, ist übertragen auf ein anderes Gebiet, auf das Gebiet geistiger Erhebung; er ist der Schutzgeist, der Dich hiernieden umschweben wird, wo Du weilest; — was er Dir im Leben hätte werden können, hat

er durch seinen Tod auf Jenen vererbt, der bestimmt ist, Dein Gatte zu werden, der durch Deines Vaters Mund Dir angezeigt ist. Darum, Adolphine, rath' ich Dir nochmals, schlag' ein! Der Schatten Deines verblichenen Ernest wird Dir gewiß nicht zürnen, wenn Du ihm beweisest, wie schön Du die Rolle des Schauspieles zu Ende führen kannst, dessen Vorspiel Du mit ihm durchlebtest!"

Lange sträubte sich Adolphine gegen Amaliens Vorstellungen; aber diese war zu sehr Meisterin des Wortes, um ein so schwärmerisches Gemüth nicht gänzlich zu bewältigen.

Adolphinens Worte, als sie kam, waren: „Nie, nie! Lieber sterben, als heirathen!" — Als sie ging, umarmte sie ihre Freundin mit dem Ausrufe: „Da hast Du mein Wort, Amalie, — der Rittmeister wird mein Gatte; — aber Du hast es auf Deinem Gewissen!"

Amalie war in ihrer Ehe als Gattin und Mutter zu glücklich, um zu fürchten, daß ein braves Mädchen als Gattin und Mutter unglücklich werden könnte.

3.

Vierzehn Tage nach dieser Unterredung läuteten eines Abends die Glocken des Pfarrthurmes zur Trauung. So wenig man es auch darauf abgesehen hatte, so war doch die Kirche gedrängt voll, denn Alles nahm an der schönen braven Braut innigen Antheil, und vielleicht hatte sich mancher junge Mann, der jetzt einen unbemerkten Zuseher abgab, vor Kurzem noch mit der Hoffnung geschmeichelt, einmal an der Stelle zu stehen, welche jetzt der Rittmeister im stolzen Bewußtsein des errungenen Sieges einnahm.

Einfach und anspruchlos, in nettem, weißen Kleide, eine weiße Rose in ihren dunklen Locken, schritt Adolphine an der

Seite ihres Bräutigams durch das Spalier der Neugierigen. Manche wollten behaupten, daß sie eher einem Schlachtopfer gliche, als einer Braut: denn nur Wenige waren der Meinung, daß sie sich als Gattin des Rittmeisters glücklich fühlen würde. Ihr Blick war ernst und ruhig, allein es war mehr die gleichgiltige Ruhe entschiedener Resignation, als jene ungetrübte heitere Spiegelung erfüllter Sehnsucht, welche über das Antlitz glücklicher Bräute solch' einen ätherischen Schimmer haucht. Wie ein Werkzeug fremder Willkür ließ sie Alles mit sich geschehen, was die Ceremonie erforderte. Sie verrieth weder eine Spur von Freude, noch von Leid, und selbst das Jawort, diese verhängnißvolle Silbe, welcher das Ohr aller Neugierigen, als einem truglosen Prognosticum der Zukunft, mit reger Spannung lauscht, klang weder rasch, in ungeduldiger Freude sich überstürzend, noch weinerlich zitternd vor banger Ahnung, sondern deutlich und bestimmt, wie der Ausdruck der besonnensten Ueberlegung. Nur der Blick schien der Scene untreu und blieb, während des ganzen Trauungsactes, starr zur Gottesmutter emporgeheftet, welche von dem Altarblatte lächelnd auf die Geopferte herabsah.

So ruhig aber die Tochter blieb, so bewegt geberdete sich der Vater. Aus dem seligsten Lachen in das lauteste Schluchzen der Rührung überspringend, streifte er mehr als einmal ans Lächerliche, und machte endlich nach vollzogener Feierlichkeit seinem Entzücken mit dem wiederholten Ausrufe: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!“ in verschwenderischen Küssen und Umarmungen Luft.

Der Rittmeister war in Bezug auf das weibliche Geschlecht kein Neuling. Er mochte es daher gar wol eingesehen haben, daß ihn Adolphine nicht aus Liebe heirate, sondern nur, weil es ihr Vater wünschte, und weil sie eben nichts gegen die Person ihres Bräutigams einwenden konnte. Er begnügte sich vor der

Hand mit dieser negativen Haltung, und gedachte sich durch nachgiebige Aufmerksamkeit gerechte Ansprüche auf eine gleiche Begegnung von Seite seiner Gattin zu begründen. Ohne daher mit ungestümer Zudringlichkeit gleich im ersten Augenblicke Alles geltend machen zu wollen, was der Ehering in seinem goldenen Reifen einschließt, ließ er sie ohne Widerrede gewähren, um sie nach und nach an ihren Stand zu gewöhnen. Der günstige Eindruck konnte nicht fehlen. — Adolphine, welche in des Rittmeisters Wohnung mit dem Gefühle einer Sklavin einzog, die das Harem ihres neuen Herrn betritt, erkannte diese zarte Schonung ihrer Freiheit mit Dank an und erwiderte sie mit Beweisen herzlicher Achtung. Als der Rittmeister sah, daß die Behandlung wirke, setzte er sie mit lobenswerther Geduld fort, und dachte sich: „Die Weiber muß man selbst kommen lassen. Sie gewähren uns nach und nach Alles, was wir wollen, wenn wir nur thun, als ob uns nichts daran läge. Ein Fabius manöverirt gegen sie wirksamer, als ein Hannibal!"

Wenn ihm etwas an ihr unangenehm auffiel, so war es ihr momentanes Versinken in sich selbst, ein unerklärbarer Tiefsinn, der oft in völlige Verlorenheit überging. — „Dagegen hilft nur Zerstreuung, — und eine Reise zerstreut am besten!" — Er machte ihr daher den Vorschlag, mit ihm einen Ausflug zu seinen Verwandten zu unternehmen, welchen er ohnehin versprochen habe seine liebe junge Frau ihnen vorzustellen. Es war das erste Mal, daß sie sich auf länger von ihrem Vater trennen sollte; es war aber auch das erste Mal, daß sie ihr Gatte um etwas bat. Er hatte ihr in so vielen Dingen bis jetzt nachgegeben; das Gefühl der Billigkeit forderte es von ihr, dieses Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch ankäme. Starinsky stellte sich entzückt über Adolphinens Einwilligung, und in wenigen Tagen darauf rollte der Reisewagen über die Grenze der Nachbarprovinz.

Bei des Rittmeisters Verwandten fand Adolphine eine überaus herzliche Aufnahme, welche ganz geeignet war, sie heiterer zu stimmen. Unterhaltungen, Spazierfahrten, Besuche in der Residenz, wo Schauspiel, Oper, militärische Aufzüge und Merkwürdigkeiten aller Art die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, wechselten mit häuslichen Festen und traulichen Familien-Cirkeln, und jenes herzliche Sichgehen lassen, jene ungezwungene Behaglichkeit, welcher sich jeder Mensch im Schoße der Heimat und im Kreise der Seinigen rückhaltloser hingibt, ließen Adolphinen auch an ihrem Gatten manchen Zug entdecken, der sie ihm geneigter machte und näher rückte, als es sonst vielleicht in Monaten geschehen wäre. Sie fing allmälig an, sich in ihr Verhältniß leichter und zwangloser zu finden, und gestand sich mehr als einmal selbst, daß sie es denn doch nicht so schlimm getroffen habe, als sie fürchtete. Nur wenn an manchem stillen Abende sich das Bild des armen Ernest vor ihre Seele drängte, da stieg es ihr heiß in die Wangen und unruhiger rang sie dann mit dem quälenden Zweifel, ob es Untreue gegen ihren Gatten sei, wenn sie an Ernest denke, oder Frevel an Ernest's Schatten, wenn sie jenem hielte, was sie ihm doch vor dem Altare zugelobt. Nur die Erinnerung an Amaliens Reden konnte sie dann beschwichtigen, und das Pflichtgefühl zu jener Stärke steigern, mit welcher es in einem unverdorbenen Herzen den Sieg über alle andern Empfindungen davonzutragen im Stande ist.

Adolphinens Rückkehr verursachte sowol ihrem Vater, als Amalien die innigste Freude. Sie fanden sie viel heiterer, viel lebhafter, viel zufriedener, als vor ihrer Abreise, und wenn Droschke nun um so freudiger sich schmeichelte, seine Tochter gut versorgt zu haben, so fühlte sich Amalie getröstet durch das Bewußtsein, daß sie ihrer Freundin wenigstens nicht allzu übel gerathen. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt, durch ein

kleines Festmahl im Freien mit guten Freunden und Bekannten die Zurückkunft des Ehepaares herzlich zu feiern.

4.

Auf einem schattigen Hügel vor der Stadt war der Tisch gedeckt, an welchem sich Droschke mit Adolphinen, deren Gatte, und einer gewählten Anzahl frohgestimmter Herren und Frauen ungezwungener Heiterkeit hingab. Im üppigsten Schmucke des Frühlings dehnte sich die Ebene mit ihren Saatfeldern, Dörfern, Wäldchen und Gehöften bis an den Fuß der nördlichen Hügelreihen hin, über welche das Hochgebirge, vom Höhenrauche des Mittags bläulich umduftet, in undeutlichen Umrissen hereinragte. In hundert und abermal hundert Krümmungen wand sich das bläuliche Flüßchen von dem westlichen Fichtengehölze her über die buntgeschachte Fläche des Thales. Seinen Windungen bald sich nähernd, bald sie fliehend, lief die Heerstraße wie ein braunes, straffgezogenes Band dem fernen Süden zu. Ein erquickliches Lüftchen wehte bisweilen durch die säuselnden Buchenwipfel, die der Gesellschaft zum grünen Schirmdache dienten, und lüstern äugelte der Sonnenstrahl durch das bewegte Laub auf die Krystallflaschen herab, deren würziger Inhalt bald dazu dienen sollte, die Zungen der Männer gesprächiger zu machen, als sie bis nun schon waren. Droschke war in seinem Seelenvergnügen, und blickte auf sein Töchterlein, welches zwischen einem Kameraden Starinsky's und Amalien saß, oft so zärtlich hinüber, als ob er seinen Tischnachbar, den Rittmeister, zum Wettstreite auffordern wollte. Aber je lustiger die Tischgesellschaft wurde, desto sinnender blickte Adolphine vor sich hin, und Amalie hatte viele Mühe, ihrer Freundin Theilnahme an einem Vergnügen einzuflößen, wofür sie von jeher nur wenig Interesse zeigte.

Erst mehrmaliger Aufforderung, über Dieses oder Jenes, was sie auf ihrer Reise gesehen, sich zu äußern, gab sie endlich nach, und entfaltete, einmal ins Gespräch verflochten, eine solche Fülle gemüthlicher Züge und treffender Bemerkungen, daß Starinsky selbst gestehen mußte, es sei gar Vieles von dem, was er jetzt höre, spurlos an ihm vorübergegangen.

Das Thema war nun gegeben und wurde im mannigfaltigsten Wechsel durchgeführt. Reiseabenteuer aller Art kamen an die Reihe, und da mehrere Herren vom Militärstande an der Tafel saßen, so sprang das Gespräch gar bald vom Reisen aufs Marschiren und vom Gebiete des Friedens auf das des Krieges über. Gleichzeitig ging es auch an die Toaste, und je öfter die Gläser klangen und je lauter die auf Ordre der Herren Officiere herbei gekommene Bataillonsbande ihre lieblichen Tonstücke anstimmte, desto lebhafter wurde erzählt und geschildert und mitunter auch — extemporirt.

Adolphine war indeß wieder in sich selbst zurückgesunken, und gab ihrer Nachbarin, der es nicht entging, nur halbe, wol gar ironische Antworten, womit sie nicht verwunden, sondern einem verwandten Herzen nur andeuten wollte, wie sehr sie selbst verwundet sei. Den übrigen Gästen fiel es weniger auf, da jetzt die militärische Partei die Oberhand in der Conversation behauptete, und Vater Droschke meinte, seine Tochter horche der Musik so aufmerksam zu, für welche sie immer eine besondere Vorliebe hatte. Das war wol auch der Fall, aber was für Empfindungen mit den Klängen in Adolphinens Herz einzogen, wie mancher Ton durch alle ihre Nerven schmerzlich nachzitterte, davon hatte vielleicht Niemand außer Amalien eine Ahnung.

Eben wurde wieder ein lustiges Jägerstückchen aufgespielt, in welchem die Waldhörner die Hauptstimme führten, als dem

Rittmeister, dem der Champagner schon ziemlich feurig aus den Augen leuchtete, eine Erinnerung zündend durch den Kopf zu fliegen schien. Adolphine bildete ihm gegenüber den völligen Contrast. Regungslos und starr saß sie, als ob die Töne der Melodie sie ganz umstrickt und gefesselt hätten, während Starinsky einen kräftigen Schluck that und sich den Schnurrbart strich, was so viel hieß, als daß er das Wort verlange.

„Kameraden," begann er, „weil wir denn eben so fröhlich beisammen sitzen, so muß ich Euch doch auch etwas aus meinem Leben zum Besten geben, was ich nicht nur Euch, sondern auch meinem wackern Herrn Schwiegerpapa und meiner herzliebsten Adolphine längst schon schuldig war."

„Heraus damit!" scholl es aus dem Munde aller Männer, indeß Amalie Miene machte, als ob sie etwas für weibliche Ohren Unliebsames befürchtete.

„Nu, nu," rief der Rittmeister, — „es ist nicht so, wie die Gnädige vielleicht glaubt! Freilich ists kein Kinderscherz, — aber ich meine, deutschen Frauen bringt's keine Unehre zu hören, daß deutschen Männern das Herz auf dem rechten Flecke sitzt!"

Adolphine zuckte unwillkürlich zusammen. Gerne wäre sie aufgestanden, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen; allein ein Blick auf Starinsky's erhitztes Antlitz benahm ihr wieder alle Kraft, etwas zu wagen, was ihr vielleicht in diesem Augenblicke das erste rauhe Wort hätte zuziehen können.

„Ich bin Euch noch Allen den Bericht schuldig," fuhr Starinsky fort, „wie ich denn eigentlich zu meiner dermaligen Charge gekommen bin. Ich habe die Sache immer als eine Art von Geheimniß betrachtet, aber da ich hier unter guten Freunden bin, welche sie nehmen werden, wie sie zu nehmen ist, so glaub' ich frei von der Leber sprechen zu können. Vor kaum vier Jahren war ich noch an der Militärschule der Hauptstadt als Fechtmeister

placirt. Mein Fach verstand ich wie Keiner weit und breit, und wer aus meiner Schule hervorging, hatte keinen wackern Gegner zu scheuen. Das Arcanum meiner Kunst bestand, außer all' den gewöhnlichen Handgriffen und Fertigkeiten, namentlich in dem Studium des menschlichen Auges. Nur den Blick meines Widerparts brauchte ich zu fixiren, und ich wußte genau, wohin sein nächster Stoß oder Hieb berechnet war, während ich ihn theils durch meine Ruhe, theils durch kühne Ausfälle decontenancirte und unfehlbar — desarmirte, wenn ihm nichts Aergeres widerfuhr. Der Ruf meiner Schüler, welche gewöhnlich die besten Raufer ihres Corps wurden, verschaffte mir ein ausgebreitetes Renommée. Gewiß Jeder meiner jetzigen Kameraden wird von dem Meister Furioso gehört haben, unter welchem Namen ich damals in der Armee besser bekannt war, als unter meinem wahren Namen. Als der Krieg ausbrach, gab es vollauf zu thun. Alles wollte sich von mir hieb- und stichfest machen lassen, um dem Feinde kühn die Stirne bieten zu können. Uebrigens stand ich damals noch bescheiden im Hintergrunde, und schickte nur meine Schüler in die Welt hinaus, welche rechts und links die glatten Muttersöhnchen zeichneten, daß ihnen die Gesichter aus dem Leime gingen. Um diese Zeit war's, wo in den Grenzorten Truppen verschiedener Nationen, welche mit uns alliirt waren, zusammen garnisonirten. Da gab es denn gar manche Reibung. Jeder wollte seine Nationalität auf Kosten der Uebrigen geltend machen, und so war's denn kein Wunder, daß oft mancher arme Teufel das Bad ausgießen mußte. So lag denn auch in einer dieser Ortschaften durch längere Zeit ein Artillerie-Train, welchem ein Bataillon Freiwilliger aus dem uns verbündeten Nachbarstaate zur Verstärkung beigegeben wurde. Diese beiden Truppenkörper wollten durchaus nicht zusammensehen. Unsere Bombardiers, tüchtig gebildete, ruhige Männer, von mehr

Studium, als Agilität, bedienten ihre Geschütze, daß es eine Freude war, führten aber ihre Degen mehr zur Zierde, als zum Gebrauch, und bildeten eine geschlossene Gesellschaft, welche sich um die Uebrigen wenig kümmerte. Die fremden Jäger hingegen, blutjunge Feuerteufel, welche kaum den Hörsälen der Universität entschlüpft, ihre Hieber eben mit dem Säbel vertauscht hatten, und nun vor Uebermuth nicht wo aus, wo ein wußten, ärgerten sich gar gewaltig über unsere gesetzten Herren, und spöttelten und neckten sie, wann und wo sie konnten. Trotz aller Mäßigung von Seite der Unsrigen kam's nur allzubald zu ärgerlichen Auftritten, welche mehrere Herausforderungen zur Folge hatten. Daß die Unsrigen dabei im Nachtheile blieben, ist natürlich; sie waren an etwas Ernsteres gewöhnt, als an renommistische Fuchteleien. Ein paar tüchtige Officiere kamen mit bedeutenden Schmarren davon. Einer, ein Familienvater, nebstdem ein trefflicher Mann vom Fache, blieb auf dem Platze. Die jungen Raufbolde wurden dadurch nur kühner, und erlaubten sich die empörendsten Insolenzen. Da wendeten sich die Officiere des schwer gekränkten Corps unmittelbar an den Commandanten, und eine List gab der ganzen Sache eine andere Wendung. Der Commandant, der mich wol kannte und mir in diesem Punkte viel zutraute, schrieb mir zu und machte mir den Antrag: „Ob ich nicht die Ehre jenes Corps retten, und wenn es mir gelänge, eine Lieutenantsstelle in einem beliebigen Truppenkörper als Lohn für meine Dienste annehmen wolle.“ — Das war mir ein gefundener Handel. Ich sage ihm vorläufig zu, mache mich eilends auf den Weg, komme bei Nacht und Nebel an, und sitze bereits am nächsten Mittag, verkappt in die Uniform eines Bombardiers, an der table d'hôte so breit und keck, als ob ich mein Lebtag nichts Anderes gewesen wäre. Schon am Abende des ersten Tages gab es einen kleinen Auftritt; allein der

ausländische Zungenfechter, auf den es abgesehen war, befand es für gut, das Feld zu räumen, eh' ich mit dem schweren Geschütz anrückte. Die Sturmglocke mochte er gewaltig gezogen haben, denn des andern Tages wimmelte an den Nebentischen Alles von grünen Herrchen, welche so trotzige Reden führten, als ob sie die ganze Welt par force jagen wollten. Mir juckte und zuckte es in den Fingern, daß ich mehr als einmal nach der Klinge fuhr, aber meine Quasi-Kameraden wollten nicht der angreifende Theil sein, und hielten mich gewaltsam zurück. Das kitzelte die Herren neben an zur Uebergebühr, und von Seitenblicken kam es zu Stichreden, von Stichreden zu Anspielungen, bis endlich ein zwanzigjähriger Enkel Teuts, welcher vielleicht kaum vor einigen Monaten aus dem Flausrocke gekrochen war, sich ganz breit und vierschrötig auf einen Stuhl neben uns hinwarf, und den vor ihm liegenden Degen eines unserer Officiere, mit den Worten: „Weg mit der Nadel da!" unsanft bei Seite schob.

„Die Nadel bleibt da!" schrie ich auf, und schob den Degen auf seine vorige Stelle zurück. — „Es könnte noch eine Fliege zu spießen geben! —"

„Seht mal! Das ist doch gar zu drollig!" scholl es unter wildem, ungeberdigen Gelächter durcheinander.

„Wenn's beliebt, so können es die Herren noch drolliger haben!" rief ich drohend. „Unser Spiel ist ohnedieß noch nicht im Reinen; vielleicht schlägt dießmal unsere Karte!"

„Va banque!" spöttelte der Keckste unter ihnen. „Es gilt, gilt!" lärmten Alle zusammen, als ob sie uns sammt Haut und Haaren fressen wollten.

„Wie's beliebt, meine Herren!" entgegnete ich. „Wollen Sie mir ein Jeder einzeln die Ehre geben, oder wollen Sie lieber Ihren besten Mann stellen, — mir ist es gleich! Aber das sag' ich Ihnen, daß wir uns nicht eher wieder in dieser Stube finden,

als bis Sie uns eingestehen, daß auch wir den Degen zu führen wissen!"

Mit diesen Worten stand ich auf; alle meine Scheinkameraden folgten mir; ruhig schnallten wir unsere Degen um und verließen das Zimmer und die staunenden Großsprecher, welche nun wahrscheinlich gar furchtbar erbittert die Köpfe zusammensteckten und Rath hielten.

Ich schlief ganz ruhig; denn ich war meiner Sache gewiß. Am andern Morgen weckte mich mein Bursche und übergab mir einen Zettel mit dem Bedeuten, daß es Eile damit habe. Er enthielt die Antwort auf meine Herausforderung. — „Um 6 Uhr werden Sie im Eichenwäldchen Ihren Gegner finden. Es gilt die Ehre des Degens. Wir scheuen keine Zeugen." — Unterschrieben war das sämmtliche Officierscorps des fremden Jägerbataillons. Ich sprang in aller Hast aus dem Bette, ließ in der Eile unsere Officire zusammenholen, und schnallte meinen Degen in der vollen Ueberzeugung um, daß ich es mit all' den Eisenfressern der Reihe nach zu thun haben würde. Aber sei es, daß sie gelost oder daß sie die ganze Sache ihrem anerkannt besten Fechter übertragen hatten, kurz, ich fand, als ich auf den Platz kam, nur einen einzigen Gegner, welcher für die übrigen Anwesenden den Gang thun zu wollen erklärte. Mich dauerte fast der junge, hübsche Mann, welcher nicht ganz unbefangen schien, und daher um so gewisser ein Opfer des gefährlichen Spieles zu werden versprach. Die Stellung wurde genommen; erblassend bis ins Innerste trat der bildschöne Junge mir gegenüber. Als aber die Degen klirrten und Aller Augen auf unsere Klingen gerichtet waren, da wuchs er plötzlich empor, rollte ganz wild die Augen, als ob ihm die Courage mit einem Male in die Glieder gefahren wäre, und drang so wüthend auf mich ein, daß ich in der That Mühe hatte mich zu decken. Allein eben in

seinem übertriebenen Feuer gab er manche Blößen, die ich anfangs nicht benützte, um ihn irre zu führen. Mein Auge scheinbar gegen seine Kehle richtend, auf die er es daher zunächst abgesehen wähnte, erwartete ich nur den Augenblick, wo er bei einem Ausfalle die Brust bloß gäbe. Meine Berechnung war gut, der hitzige Neuling ging dem Meister Furioso in die Falle. Eben glaubte er mich kalt zu machen, als er, wie eine Leipziger Lerche gespießt, auf meiner Nadel stak. Der Stich war ihm durch die Brust gegangen, nach wenigen Stunden ging er zu unserem getödteten Kameraden hinüber, um ihm zu sagen, wie die Herren von der Kanone die Ehre des Degens gerächt hatten. Von dieser Zeit an ließen uns die jungen Raufbolde Ruhe, und bald darauf marschirten wir vereint der Schlacht entgegen. Der Commandant hielt getreulich Wort; als Lieutenant einrangirt, zog ich aus, nach der ersten Schlacht war ich Capitän, und ein Jahr darauf trat ich in Folge eines vortheilhaften Tausches zu der Husaren-Escadron über, welche ich bald als Chef zu commandiren gedenke.

Starinsky hatte geendet und Alles wünschte ihm Glück zu seiner glänzenden Carriere, als plötzlich ein Schreckensruf Amaliens die Aufmerksamkeit unterbrach, mit welcher man bisher des Rittmeisters Berichte gefolgt war. Adolphine lag ohnmächtig in den Armen ihrer Freundin.

„Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht?“ rief Amalie, welche die Fortsetzung einer Erzählung, deren Beginn sie schon mit der ängstlichen Besorgniß vernommen, nicht mehr zu hindern vermocht hatte. Adolphine gewann mit jedem Worte, das aus dem Munde ihres Gatten kam, die volle Gewißheit, daß er der Mörder ihres unvergeßlichen Ernest Heim war. In höchster Aufregung, mit athemloser Spannung lauschte sie seinen Reden, bis bei der traurigen Katastrophe ihre ganze Kraft mit einem

Male zusammenbrach, und sie leblos, wie eine geknickte Blume, zurücksank.

„Herr Schwiegersohn,“ stotterte Droschke, seiner Tochter beispringend, „das ist eine fatale Geschichte! Wir haben vergessen, daß wir's mit zarten Nerven zu thun haben!“

„Wird sich geben!“ entgegnete Starinsky, ebenfalls mit Adolphinen beschäftigt, „als Frau eines Kriegers muß sie sich an dergleichen Abenteuer gewöhnen!“

„Ach! Sie verstehen sie Alle nicht!“ seufzte Amalie und suchte die Leichenblasse durch stärkende Mittel zur Besinnung zurückzubringen. „Gehen Sie, gehen Sie,“ sprach sie zu dem Rittmeister, „lassen Sie mich mit ihr allein. In solchen Fällen wissen wir Frauen besser, was frommt!“

„Was?“ versetzte Starinsky mit einiger Heftigkeit, welche die Wirkungen des Champagners zu verrathen schien. „Ich sollte meine Frau verlassen, wenn sie der Hilfe bedarf? — Potz Blitz, so wenig als meine Standarte!“

Mit diesen Worten faßte er sie ganz kräftig um die Mitte und hob sie vom Stuhle auf, um sie in das nahe Gartenhaus zu tragen.

Adolphine öffnete langsam die Augen, aber ein lauter Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, als sie ihres Gatten Blicken begegnete und sich von seinen Armen umschlungen fühlte. — „Fort, fort!“ ächzte sie mit sterbender Stimme und verfiel in einen Starrkrampf, der ihr zum zweiten Male Wärme und Besinnung raubte.

Das fröhliche Festmahl endigte mit einer Scene allgemeiner Bestürzung. Trotz aller angewendeten Versuche war Adolphine nicht zu erwecken. Zum Glücke war Amaliens Gatte, der Stadtarzt, auch mit an der Tafel; allein selbst dieser konnte dem besorgten Vater keine andere Beruhigung gewähren, als daß eben

nichts versäumt worden sei. Uebrigens schüttelte er bedächtig den Kopf und erklärte den Zustand für so bedenklich, daß es durchaus unzulässig wäre, sie in die Stadt zu bringen. Nur auf sein Zureden entfernte sich der Rittmeister, und auch die übrige Gesellschaft zerstreute sich, um der Erkrankten die nöthige Ruhe zu gönnen.

5.

Erst spät in der Nacht kam Adolphine zu sich. Ihre Nerven waren so sehr angegriffen, daß eine schwere Krankheit zu befürchten stand. Am frühen Morgen wurde sie in einer Sänfte in die Stadt zurückgebracht.

Jetzt ließ sich Starinsky durch die Vorstellungen des Arztes nicht länger abhalten, an Adolphinens Lager zu treten. Die Wirkung seines Erscheinens war die nämliche, wie gestern. Wie Espenlaub zitterte sie am ganzen Leibe, schlug die Hände krampfhaft vor's Gesicht, und erwiderte die Frage ihres Gatten, wie sie sich fühle, mit einem noch ängstlicheren: „Zurück, zurück!"

Weder Amalie, noch ihr Gemahl, welchem sie das Geheimniß der Unglücklichen mitgetheilt hatte, wollten schon jetzt, wo noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war, den sonderbar Ergriffenen von dem Grunde dieser ihm unerklärlichen Erscheinung unterrichten. — „Wenn sich das Uebel wieder gibt, dachten sie, so ist es ja zur Erhaltung des häuslichen Friedens unumgänglich nothwendig, Adolphinens Seelenleid einem Gatten geheim zu halten, welcher weder Bildung, noch Gefühl genug besäße, um solch' ein tiefgewurzeltes Wehe schonend zu entschuldigen. Sollte sie aber — was leider nur zu wahrscheinlich war — dem Ueberreiz ihres Nervensystems erliegen, wozu ein Geheimniß profaniren, in welchem die Unglückliche den einzigen Trost für ein zerstörtes Dasein fand?" — Starinsky und Droschke wurden

daher mit der Erklärung hingehalten, daß in Adolphinens Organismus lange schon eine Störung vorbereitet gewesen sein müsse, zu deren Ausbruch zufällig jene grelle Schilderung Anlaß gab, worüber man sich jedoch damit vertrösten könne, daß wahrscheinlich jedes andere ähnliche Begebniß, etwa ein Unglücksfall auf offener Straße, oder ein Leichenzug, oder eine ergreifende Lectüre u. dgl. eine gleiche Wirkung gehabt haben würde. Der Rittmeister ließ sich bald überreden, und wußte sich auch im Kreise seiner Kameraden bei Wein und Kartenspiel möglichst zu beruhigen. Aber Vater Droschke fand keine Ruhe; fast stündlich eilte er zu seiner kranken Tochter, und belauschte jeden Athemzug der Dahinsiechenden und erinnerte sich wol mehr als hundertmal mit immer lauterer Selbstanklage an seinen voreiligen Jubelruf: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!“

Am meisten litt Amalie, welche sich den Vorwurf, zu einer so unglücklichen Verbindung gerathen zu haben, mit jedem Besuche schmerzlicher erneuern mußte. Selbst von ihrem eigenen Gatten fand sie sich dießfalls wenig beschwichtigt, denn er konnte es nicht verhehlen, daß an des Rittmeisters Seite für Adolphinen keine Genesung möglich sei.

Nach wiederholten Anfällen, welche in der höchsten Potenz nahe an Wahnsinn gränzten, verfiel die Unglückliche in ein deutlich ausgesprochenes Nervenfieber, welches von dem Arzte für höchst bedenklich erklärt wurde. Amalie fürchtete nun mehr als je, daß die Kranke in den Phantasien ihrer Fieberhitze an sich selbst zur Verrätherin werden und ihrem Gatten, den man nun nicht länger fern halten konnte, einen offenen Blick in ihr unbewachtes Innere gönnen würde; allein wunderbarer Weise blieb sie sich selbst in diesem Zustande getreu, und äußerte wol unverholen ihren Abscheu gegen Ernest's Mörder, ohne jedoch im geringsten den Grund davon ahnen zu lassen. Droschke war in

Verzweiflung, und bat seinen Eidam dringend, Adolphinens Ruhe nicht mehr zu stören. Immer schwächer wurde die Leidende: ihre Züge veränderten sich auffallend, und eben als der Arzt sie für unrettbar verloren erklärte, äußerte sie zum ersten Male wieder, daß sie sich ganz wol fühle, und nun keine Schmerzen mehr empfinde. Eine überirdische Ruhe schien über ihr blasses, eingefallenes Antlitz ausgegossen, als sie eines Tages nach Amalien verlangte, um ihr, wie sie sagte, etwas Wichtiges mitzutheilen.

Nur ungern ließ der Arzt seine Frau zu ihr, da er nicht nur die Krankheit selbst für ansteckend erklären mußte, sondern Amalien so sehr angegriffen sah, daß er nicht wenig Grund hatte, für die Mutter seiner Kinder auch in geistiger Hinsicht besorgt zu sein. Allein dem Wunsche der Todtkranken konnte er diese, vielleicht letzte Bitte nicht abschlagen.

Als Amalie kam, und hingerissen vom Gefühle, ihre Freundin umarmen wollte, winkte ihr diese fern zu bleiben und sprach mit leiser Stimme: „Tritt nicht näher, liebe, einzige Vertraute meines Herzens! Auf meiner Zunge sitzt der Tod. Ich wollte Dich nur bitten, daß Du Dir meinetwegen keinen Vorwurf machst! Ich danke Dir vielmehr, danke Dir innig; denn ich fühle es klar, nur auf diesem Wege konnte ich eher dahin kommen, wohin ich mich sehne. Schon winkt mir ein bekanntes Antlitz; — ich komme, Ernest, — ich komme! Lebe wol, Amalie! Tröste meinen Vater, und sag' ihm: Jetzt erst ist seine Tochter — versorgt!"

Es waren ihre letzten Worte. In einer Stunde darauf, während sie, ruhig lächelnd, mit emporgeschlagenen Augen dalag, — war sie nicht mehr. —

„Ihr unglückliches Duell hat Ihnen Ihre Frau gekostet!" rief Amalie mit schneidender Ironie dem Rittmeister zu, welcher

mit mehr Rührung, als man ihm zugetraut hätte, an das Lager der Verklärten trat.

„Weiß Gott!" schwor er, sich eine Thräne aus dem Auge wischend, „ich duellire nicht mehr in meinem Leben. Der junge Jäger muß mir's angethan haben!"

Droschke stand vernichtet, und fand weder Worte noch Thränen, aber seinen starren Mienen merkte man es an, daß der Tod seiner Adolphine auch ihm das Herz gebrochen habe.

Amalie aber gelobte es sich stillschweigend in die Hände ihrer verklärten Freundin, nie mehr zu einer Verbindung zu rathen, wobei ein Herz sich Zwang anthun soll.

Die ganze Stadt sprach theilnehmend von dem unglücklichen Schicksale des liebenswürdigen Geschöpfes, dessen sie sich seit Langem zu rühmen hatte; aber Niemand als der Arzt und seine Frau wußten um den eigentlichen Grund dieses betrübenden Ereignisses. Sie bewahrten das Geheimniß, das ohnedies Niemanden zur Beruhigung dienen konnte, getreulich, bis durch dessen Enthüllung Niemand mehr zu kränken war. Doch dieser Zeitpunkt trat gar bald ein, denn der Rittmeister ging, ehe er noch zum Escadrons-Chef vorrückte, in Pension, und übersiedelte in eine andere Provinz. Droschke aber lag schon im nächsten Jahre auf dem Friedhofe neben seiner Tochter, welcher er einen einfachen Grabstein hatte setzen lassen, worauf als Inschrift der Ausdruck seines voreiligen Jubels eingegraben war, nämlich die drei Worte: „Sie ist versorgt!"



Die Blaue.

Wieder blickten zwei feurige Schwarzaugen durch das blecherne Siebfensterchen an der Thüre, als ich kaum vor meines Freundes, des jungen Doctors J., Wohnung die Klingel gezogen, und wieder fragte mich ein helles Stimmchen: „Wer wünscht Einlaß?“ — Und wieder ging, als ich meinen Namen nannte, die Thüre auf, und ein niedliches Wesen äußerte mit Bedauern: „Ach! lieber Herr, heute haben Sie sich leider umsonst bemüht; der Doctor sind in der Stadt zu Gaste.“

Wie verschieden ist eine solche Abfertigung von dem dummdreisten Begegnen übermüthiger Kammerdiener, von den groben nichtssagenden Antworten achselzuckender Thürsteher, welchen man sich an dem Grenzzollamte mancher Antichambre auszusetzen hat. Nicht selten, ich muß es gestehen, war ich sogar mit jener höflichen Abweisung nicht begnügt, sondern ich fragte um das Detail der Einladung, um den Ort, um die Stunde der Rückkehr, um Dieses und Jenes, was eben interessant genug war, um keine uninteressante Antwort zu veranlassen. Mir kam es dann immer vor, als ob ich nicht vor einer Magd, sondern vor einem Fräulein stände; mit leiser Scheu betrachtete ich das liebe, blasse Gesicht mit dem leidenden Zug über dem Auge; bemerkte mit schonender Neugier, wie sie meinen Fragen um ihr früheres Schicksal

auswich, und konnt' es nicht über das Herz bringen, den Hut auf den Kopf zu setzen, so lange ich auf der Thürschwelle mit der angenehmen Pförtnerin zaudernd sprach und sprechend zauderte.

Längst schon hatte ich den Doctor selbst über dieses Mädchen aus der Fremde (denn dafür bürgten Tracht und Mundart) fragen wollen; aber trotz des Vertrauens, das ich sowol auf ihn, als auf das liebe Kind setzte, wagte ich es doch nicht; denn es gibt gewisse Verhältnisse, die erst dann verletzend werden, wenn man auf sie anspielt, und als eine solche Anspielung wollte ich meine Frage um das Mädchen durchaus nicht gedeutet wissen. Endlich in einer Stunde froheren Beisammenseins, wo ich über die Langweiligkeit und Unbestimmtheit des Junggesellenlebens, das ich damals noch führte, mich ausließ, gab sich die Gelegenheit von selbst.

„Was mein Garçon-Leben betrifft," meinte der Doctor, „so bin ich recht gut daran; ich fühle alle Bequemlichkeiten desselben, und vor dem Unbequemen, worin man als ein Ungeübter, Eckiger, Ungefügiger, kurz als ein Mann oft geräth, bewahrt mich meine — Jette!"

„Ihre Jette?" begann ich, „das feine sittige Wesen, das mir immer öffnet? Es mag wol ein recht gutmüthiges, häusliches Geschöpf sein: man merkt es ihr in Allem an."

„Und für mich ginge sie denn gar durch's Feuer," erwiderte der Doctor; „ich sollte es nicht sagen, aber ich verdanke die aufrichtige Zuneigung des Mädchens meiner Gutmüthigkeit und meinen unbefangenen Ansichten über gewisse Gegenstände des gewöhnlichen Vorurtheiles. Sie ist eine Rheinländerin — der Zufall führte sie mir auf meiner letzten Reise durch Deutschland entgegen."

„Das dacht' ich mir wol gleich, daß sie jener Gegend angehöre. Sie ist wol eine Waise? — Ich merkte längst, daß es

mit ihr ganz besondere Bewandtniß haben möge, und ihre ganze Erscheinung spricht mich seltsam an."

„Ich will Ihnen die Geschichte des armen Kindes erzählen unter der Bedingung, daß sie meinen redlichen Absichten keine unlauteren Motive unterschieben. Hören Sie denn:

„Auf meiner Reise kam ich in ein Dorf am Rhein, welches von drei Seiten Berge, von der vierten den majestätischen Strom zu natürlichen Grenzen hat. Es war eben Sonntag; die Glocken leierten in lieblicher Harmonie das Landvolk aus allen Richtungen zusammen. Bursche und Dirnen wandelten in ihren Festtagskleidern der Kirche zu. Recht anmuthige Gesichter sahen mir entgegen, und nickten mir freundliche Grüße. Wohlhabenheit und besonders Reinlichkeit spiegelte sich in Tracht und Haltung. Auffallend waren mir die blendend weißen Schürzen der Dirnen, auf welche sie sich nicht wenig einzubilden schienen, wiewol sie nur eine geringe Zugabe zu dem einfachen, geschmackvollen Staate bildeten, welcher ihre schlanken Gestalten umschloß. Um so befremdender war es daher für mich, als ich eben um die Kirchenecke bog, ein hübsches, blasses Mädchen — es war Jette — ganz allein mit einer blauen Schürze zu bemerken. Mit frohem Gruße eilte sie auf die übrigen zu, aber, als ob eine Verpestete unter sie träte, wichen alle zurück, und ließen sie mit dem verächtlichen Rufe: „Eine Blaue" seitwärts stehen. Weinend wankte sie zurück, lehnte sich an die Dorflinde — hinter welche ich mich stellte, um sie näher zu beobachten — und rang laut schluchzend die Hände. Die Unglückliche flößte mir Theilnahme ein. Ich sah, wie die Mädchen flüsternd und spöttelnd im Vorübergehen sich von ihr abwendeten, wie sie wohlgefällig und stolz an ihren weißen Schürzen tändelten und zupften, während auf Jette's blaue Schürze die Thränen trostloser Verzweiflung niederrollten. Daß die Farbe der Schürze etwas zu bedeuten habe,

vermuthete ich nun wol, ohne jedoch den Zusammenhang derselben mit der öffentlichen Meinung einzusehen. Einer der Bursche, welche sie im Vorbeischlendern mit frechen Witzreden neckten, ließ mich beiläufig den Grund ahnen. Das arme Mädchen ertrug allen Hohn gelassen und starrte lange regungslos vor sich hin. Plötzlich, wie von einem raschen Entschlusse durchzuckt, wankte sie, fast versagenden Fußes, durch ein Seitengäßchen fort. Ich ihr nach. Am Ufer des Rheins hielt sie an. Ich hinter ihr; sie sah mich nicht. Jetzt faltete sie die Hände, betete stumm und inbrünstig, riß sich dann die blaue Schürze vom Leibe, erhob sich zum Sprung in die Wellen — und erwachte von einer langen todtähnlichen Ohnmacht erst auf meinem Zimmer, auf welches ich sie bringen ließ, unbekümmert um die Bemerkungen des Dorfvolkes, welche mir gleichgiltig sein konnten. Als sie zu sich gekommen, entdeckte ich ihr meinen Stand, und bat sie ruhig und unbesorgt zu sein, und in mir einstweilen nichts als den Arzt zu sehen.

„Sie fügte sich meinen Bitten willenlos, als ob sie Befehle wären, und versank zu meiner großen Freude in einen erquickenden Schlummer, während dessen ich Zeit fand, mich von ihrem Schicksal näher zu unterrichten. Mein Gastwirth, zu dessen Hausleuten Jette bis heute gehört hatte, ermangelte nicht, mir ihre Leidensgeschichte ausführlich, mit manchen unliebsamen Glossen und spöttischen Derbheiten entstellt, mitzutheilen. Es war eben keine Kunst, das Wahre von der Zuthat gemeinen Vorurtheils zu unterscheiden, und so gestaltete sich denn folgende Erzählung als treuer Bericht über Jette's Schicksal.

„Das Dorf, in welchem ich ihr Lebensretter geworden, war ihr Geburtsort, ein Ort, welcher wegen seiner Abgeschiedenheit auch in den Sitten der Einwohner etwas Abgegrenztes, Eigenthümliches hatte, so zwar, daß — wie es leicht geschieht, gewisse

Sprichwörter, Gewohnheiten und Witze nur innerhalb des Kesselthales, in welchem das nette Dörfchen lag, gangbare Münze waren. Ihrer Eltern, armer Pächtersleute, frühzeitig beraubt, wurde sie von der Besitzerin eines benachbarten Schlosses, einer alten, lesesüchtigen, aber guten und herzlichen Dame, aufgenommen und wie eine Tochter des Hauses gehalten. Die Geistesrichtung ihrer Erzieherin blieb nicht ohne Nachwirkung. Auch Jette hatte bald aus bunter, ungewählter und tendenzloser Lektüre, in romantischer Einsamkeit, das Gift der Ueberspanntheit und Schwärmerei eingesogen. Strenge Abgeschiedenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und Mangel an einer festeren und geistigen Stütze zogen diesen Auswuchs einer lebhaften Phantasie groß. Da starb plötzlich ihre Wolthäterin eher, als sie für Jettens Los noch gesetzliche Fürsorge getroffen hatte. Jette war zum zweiten Male verwaist, im Augenblicke der thätigsten Entwicklung ihres Innern. Ihrem Schicksale nunmehr allein überlassen, an eine zartere Behandlung gewöhnt, als man bei einer ungebildeten Dorfbewohnerin erwarten kann, verdung sie sich in dem kleinen, aber wolbestellten Gasthofe des Dorfes, wo ich eingekehrt war, als Aufwärterin. Hier, wo Reisende, welche längs dem alten Rhein hinabziehen, häufig einsprechen, fand sie Gelegenheit genug, sich durch ihre ungewöhnliche Bildung bei den Reisenden, und dadurch auch anfänglich bei ihren Wirtsleuten beliebt zu machen.

„Einmal kam — so gestand sie mir in der Folge auch selbst, als ihr meine Versicherung, daß ich von ihrem Schicksale bereits genau unterrichtet sei, den Mund geöffnet hatte — ein reisender Maler an, ein junger Mann, braungelockt, mit Spitz- und Kinnbart, feurigen Augen, hoher Stirne, in welche der breite Hut, mit vorquellenden Locken, tief hinabgedrückt war; lebhaft in seinen Wendungen, treuherzig in seinen Reden — ein Wiener. Jette machte nicht minderen Eindruck auf ihn, als er auf sie. Als

Gesellschafter eines reichen Cavaliers konnte er sich die Zeit seines Bleibens nicht selbst bemessen. Uebrigens war sie lang genug, um zwei Portraits zu malen, zwei Ringe zu wechseln, und voreilig ein süßes Band zu knüpfen, dessen bittere Frucht Jettens Lebensglück vergiftete. Der Maler reiste ab — ungern, mit gebrochenem Herzen, wie er vorgab — aber er reiste ab — und war schon fern, weithin über alle Berge, als das Gerücht die Schuld der armen, betrogenen Jette der Welt kund gab. Bald begannen nun die wahren Foltern ihrer Seele. Nachdem sie schwächlich längere Zeit im Hause umhergeschlichen, manchen schmerzenden Seitenblick der Hausleute, manches harte Wort der Nachbarn geduldig hinabgedrückt hatte, sollte sie — es war am Sonntage, wo ich ankam — zum ersten Male ins Freie. Schon rief aus der nahen Kirche die Orgel. Ein süßer Drang, alle Sündenlast abzuwälzen von ihrem Herzen, trieb sie an, ihren ersten Schritt auf geweihten Boden zu thun, um zu bereuen, zu büßen. Sie bat um ihren Sonntagsstaat. Schweigend schob ihr die zweite Magd des Hauses ihn auf den Stuhl hin. Schon schloß sich das faltige Röckchen um die schlanken Hüften; schon saß das nette Häubchen auf dem schön gescheitelten Haare; schon wollte sie die blanke Schürze umbinden — da bemerkte sie — und fuhr entsetzt zurück — daß man ihr statt der weißen Schürze eine blaue hingelegt hatte. Jetzt erst sah sie die Bedeutung eines Ausdruckes ein, dessen sie wol öfter schon als eines argen Schimpfes erwähnen gehört hatte, ohne jedoch seinen Sinn zu ahnen.

„In ihrem Geburtsorte nämlich, so wie auch in Baiern und anderen deutschen Provinzen, herrscht seit alter Zeit die Gewohnheit, daß Mädchen, welche sich einen gleichen Fehltritt, wie Jette, hatten zu Schulden kommen lassen, keine weiße Schürze mehr, sondern nur eine blaue tragen dürfen. Es wird ihnen

dadurch ihr Vergehen, so zu sagen, immer unter die Augen gehalten; in der Kirche läßt sie Niemand in den Stuhl; bei feierlichen Aufzügen finden sie keine Begleiterin; auf Kirchweihfesten keinen Tänzer; jeden freieren Scherz müssen sie sich gefallen lassen, und wagen sie irgendwo über ihr trauriges Loos eine Klage anzubringen, so heißt es nur: „Laßt sie, 's ist eine Blaue!"

„Nur zu schmerzlich erfuhr auch Jette, wie schrecklich ein Fehltritt durch die sonst gleichgiltige Farbe eines werthlosen Kleidungsstückes werden könne; wie der Vergeltung nichts zu unbedeutend sei, um ihr Opfer damit zu züchtigen. Nothgedrungen, ja fast unwillkürlich (denn ihrem Bitten und Flehen um die älteste, abgetragenste Schürze, wenn sie nur weiß wäre, gab Niemand Gehör) band sie den blauen Laken um; nahm sich ein Herz, trat ins Freie, mitten unter die Dirnen, die zur Kirche schritten, um sich gleichsam unter den Reinen zur Stätte der Buße einzuschwärzen. Schön geschmückt mit schneeweißen Schürzen zogen die Dorfmädchen einher, großentheils ihre Gespielinnen in frühester Jugend, zu fröhlichen Paaren, traulich geschlossen, feiertäglich erbaut. Sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen; das Bewußtsein der Genesung nach schmerzlichem Ringen mit dem Tode; die Hoffnung, des Wiedersehens Freude werde keinem Vorwurfe Raum geben, ließen für einen Augenblick auf ihr schimpfliches Wahrzeichen vergessen. Wie schmerzlich sie daran erinnert wurde — davon war ich selbst Zeuge.

„Noch kämpfte die Arme im Wachen und in Fieberträumen mit den qualvollen Nachwehen ihrer zwar verdienten, aber harten Züchtigung, als ich ihr entdeckte, daß ich im Begriffe stehe, nach Wien zurückzukehren, daß ich sie mitnehmen, und ihr in allen Ehren die Führung meines Hauswesens überlassen wolle.

„Mein schlichtes Wesen, mein unbefangenes Mitleid, mein rascher Antrag, — kurz Alles bestimmte sie, mir zu folgen. Ich hielt ihr redlich Wort, das muß ich mir selbst nachrühmen; sie vermißt nichts bei mir — nichts — als —“

„Vielleicht die Möglichkeit, den zu sehen,“ fiel ich ein, „der ihres Leidens Urheber war —?“

„Diese Möglichkeit ist ja hier in größerem Grade, als irgendwo vorhanden,“ versetzte der Doctor. „Der Maler war ein Wiener, und sein Herz, sie schwört darauf noch jetzt, nicht schlecht. Wenn mir mehr gelingen sollte, Freund, als ich im ersten Augenblicke beabsichtigte! Was sagen Sie dazu —?“

„Daß dies eine Ihrer herrlichsten Kuren wäre. — Ein gebrochenes Herz heilen, Doctor, welch' schöner Triumph! — Ich habe mich zwar nie mit Steckbriefen befaßt, aber wenn ich den jungen, braungelockten Maler mit dem Spitz- und Kinnbarte und den feurigen Augen wo fände, ich würde seine Freundschaft suchen, in einer Stunde gemüthlichen Beisammenseins sein Herz ausholen und die weichste Seite seines Innern berühren, um die Schuld der Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückzurufen. Wenn er sich dann wünschte, seinen Fehler gut machen zu können, wie wollt' ich ihn freundlich am Arme fassen, und ihn zu Ihnen führen, lieber Doctor! Solch' ein Ausgleich des Schicksals mag eine himmlische Stunde geben!“

Der Doctor schüttelte mir die Hand; Jette trat eben ein. Sie mochte wol bemerken, daß uns die Augen naß wurden, als wir sie ansahen.

Juana.



„Nun, was sagt Ihr zu diesem Stimmchen, Sennor? — Ist es nicht glockenrein? nicht ein Stimmchen zum Küssen, zum Verlieben, zum Rasendwerden?“ fragte der wolbeleibte Marquis von Villa-Marinquez, Contador des Rathes de hazienda zu Madrid, seinen Begleiter, den Musikdirector der königlichen Garde, Joseph Melchior Gomis.

„St! St!“ winkte ihm dieser, um ja keinen Ton der Wunderkehle zu verlieren, welche wie eine unbelauschte Nachtigall das Schweigen der Nacht mit ihren schwellenden Klängen belebte. Kalt rieselte es dem jungen Meister vom Wirbel bis zur Zehe nieder; es war der süße Schauer des Entzückens. Seine Augen, in welche sich unwillkürlich Thränen schlichen, verbarg er in der hohlen Hand, um ja durch nichts im Genusse gestört zu werden. Der wolbeleibte Contador hingegen war ein Enthusiast ganz anderer Art. Seine schwarzen, stechenden Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanze aus dem braunrothen Gesichte hervor. Um die aufgezogene Adlernase, welcher seine Rechte verschwenderische Prisen Spaniols zuführte, spielte ein lüsternes Lächeln, und sein ganzes Wesen schien zu verrathen, daß seine Begeisterung nicht sowol dem Gesange, als der Sängerin gelte.

Die herrliche Stimme, welche zwar nur ein einfaches castilianisches Volksliedchen vortrug, aber dabei einen solchen Aufwand von Kraft, Klarheit und Schmelz kund gab, wie man es nur selten im Leben zu hören pflegt, scholl unter den Arkaden eines Häuschens hervor, welches unfern der Segovia-Brücke lag und in seinem Erdgeschosse mehrere Krämer und Kleinverkäufer beherbergte. Nur durch ein einziges, kleines Gitterfenster schimmerte Licht, und eben aus diesem Fensterchen klang die Melodie, welche den ältlichen Rathsmann und den jungen Kapellmeister, jeden auf eigene Weise, ansprach und fesselte.

„Beim heiligen Isidor" rief jetzt Gomis aus, als die letzten Töne der Schlußstrophe leise verklungen waren, „das ist eine Stimme, Marquis, eine Stimme, wie ich noch keine in Spanien gehört habe, die darf der Welt nicht entzogen bleiben, es wäre Frevel an der Kunst, Frevel an der Natur, die solch' ein Kleinod nur ihren liebsten Schoßkindern schenkt! Ihr habt mich hergeführt, edler Kunstfreund, Ihr wißt zuverlässig etwas Näheres, wer das Wesen ist, dem der Himmel solch' eine Wunderkehle verliehen hat! O redet, sprecht, die Ungeduld verzehret mich!"

„Nun also glaubt Ihr, Sennor," erwiderte der Contador schmunzelnd, „daß Don Diaz von Villa-Marinquez Geschmack hat? daß er weiß, was eine Stimme zu heißen verdienet? daß er sich's angelegen sein läßt, sich umzuthun, wo etwas für die Kunst zu gewinnen ist? — Das Mädchen, das diese herrliche, silberreine, unschätzbare Stimme besitzt, wohnt dort in jenem düstern, dumpfen, unbeachteten Laden, dessen Gitterfenster Ihr beleuchtet seht, und ist nichts mehr, als ein armes, schlichtes Wäschermädchen, wie sie unter Tags zu Hunderten am Manzanares umherstehen und nach dem Takte ihrer Lieder das Leinen walken."

„Nicht möglich!“ entgegnete Gomis überrascht. — „Jammerschade, daß diese Perle im Schlamme vergraben liegt!“

„So reißt sie heraus aus dem Schlamm! das war so meine Absicht, als ich euch hiehergeführt. Ihr seid der Mann dazu; Ihr habt die Musik aus dem Fundament studirt, habt Euch in Valencia mit Mozart und Haydn Tag und Nacht beschäftiget, habt selbst so viel Schönes componirt und instrumentirt, daß man Euch sogar nach unserer sehr edlen, rechtlichen, treuen und heroischen Stadt berief, um unseren murrköpfigen Gardesoldaten militärischen Gemeingeist einzumusiziren. Wenn Ihr Euch der armen Juana annehmet, so kann sie sicher sein, ihr Glück zu machen, und Ihr selbst habt eine Primadonna gefunden, deren Händen Ihr das Schicksal jeder Composition beruhigt anvertrauen mögt!“

Dieser Gedanke fand bei Gomis Anklang. Der innere Drang, sich dem dramatischen Fache zu widmen, hatte ihn eben von Valencia fortgetrieben, wo er seit seinem sechzehnten Jahre als Gesanglehrer im Chorherrenstifte angestellt, von seinem Meister P. Pous nur für den ernsten Kirchenstyl gebildet wurde, bis sich ihm in seiner zweiten Anstellung als Musikdirector der Artillerie-Bande ein neues, lebhafteres Feld der Thätigkeit öffnete. Der Reichthum an kräftigen, aufweckenden Melodien, die ihm fortwährend in den Ohren klangen, die Kunst effectreicher Instrumentirung, deren er vollkommen mächtig zu sein sich bewußt war, und die genaue Kenntniß dessen, was der Stimme zusagt und was der Begleitung zu überlassen ist, flößten ihm die Ueberzeugung ein, daß er bestimmt sei, den tief gesunkenen Ruf der spanischen Opernmusik auf einen glänzenden Standpunkt zu erheben; allein er fand in Madrid seine Hoffnungen gewaltig getäuscht. Das Theater de la Cruz, welches sich damals allein noch mit Opernvorstellungen befaßte, brachte nichts

auf die Bretter, als die bekanntesten und leichtesten Tonwerke von Rossini und dessen Nachäffern. Schlechte Sänger, ein ungeübter Chor und ein mangelhaftes Orchester gewährten dem einheimischen Tonsetzer nur eine unsichere Bürgschaft für das Gelingen einer größeren Composition. Mit lebhafter Theilnahme griff er daher des Contadors Vorschlag auf, welcher bei glücklichem Erfolge nicht nur seinen sehnlichsten Wünschen Erfüllung, sondern auch der vaterländischen Kunst einen dankenswerthen Zuwachs zu versprechen schien.

„Ihr habt Recht, Don Diaz," begann er nach einer Pause, „es wäre ein köstlicher Fund! wenn nur Juana auch sonst geeignet ist, Ihr versteht mich wol — und wenn sie nur auch will!"

„O ich versteh' Euch," versetzte der Contador mit lächelnder Faunenmiene: „Ihr wollt so viel sagen, als ob Juana nebst ihrem schönen Stimmchen auch ein hübsches Lärvchen und ein interessantes Figürchen habe, was denn auf der Bühne auch mitunter eine Hauptsache zu sein pflegt. — Hat das Alles, Sennor, — Alles; ist ein Mädchen, ein Mädchen, dem ich schon manche blanke Dublone unter die Augen hielt, um es anzukörnen; aber da ist eine alte Mutter, eine echte Büßerseele, welche das lebenslustige Püppchen, von dessen Fleiße sie zehrt, vom Platz weg in den Himmel fördern will, und ihm jeden Schritt und Tritt bewacht wie ein Argus; da ist vor Allem ein junger Vetter, ein rüstiger Arriero, rein andalusisches Vollblut, dem die Alte das Goldtäubchen zuzupflänzeln scheint; ein Kerl, der unerträglich wäre, wenn er nicht zum Glück die meiste Zeit im Jahre auf der Straße sich mit Fuhrwerk umhertriebe; und da ist denn endlich auch der starre Trotzkopf der Dirne selbst, welche lieber am Manzanares für geringen Lohn waschen und sich placken will bis sie Kreuzweh bekommt, um, wenn's gut geht, ein Mal ihrem

barschen Andalusier als treues Eheweib die Maulthiere anschirren zu helfen, statt von mir für ein Paar Zärtlichkeiten einige Dublonen hinzunehmen, die ihrer Mutter auch nicht übel bekommen dürften. — Wie gesagt, die Dirne muß zu ihrem Glücke gezwungen werden, sie muß hinaus in die Welt, und ich wollte drauf schwören, in Jahr und Tag wird die Welt von ihr zu sprechen haben!“

„Wenn sie aber nicht will?“ bemerkte Gomis, welchem des Contadors Rede mannigfaches Bedenken erregte.

„Sie wird wollen, sie muß wollen!“ fiel der Marquis fast heftig ein; „man muß den Nächsten zu seinem Glücke zwingen, wenn er selbst blind ist. Laßt das nur mich machen. Die Mutter ist mir eben nicht abhold, denn sie zählt mich zu den besten Kunden. Was ich der Tochter je Schönes sagte, geschah unter vier Augen, wenn sie mir die Wäsche ins Haus trug; die Alte hält mich für einen spröden Hagestolzen. Zudem liebäugelt sie mit dem Gelde um so lieber, je seltener es ihr ist. Auch ist sie in ihre Juana über die Maßen vernarrt. Wenn es nun heißt, daß man dieser ein glänzendes Los bereiten will, wodurch sie in ein Paar Jahren reich genug wird, um mit ihrer Mutter und ihrem Zukünftigen — wolgemerkt! der Arriero darf dabei nicht vergessen werden — für's ganze Leben versorgt zu sein; wenn man bei der Alten gleich selbst den Anfang macht, und ihr so viel auswirft, daß sie der Hände Juana's nicht weiter zu bedürfen scheint, — was gilt's, in den Köpfen Beider brennt's lichterloh auf, und die liebe Eitelkeit, welche das Weibervolk von der Wiege bis zum Grabe beherrscht, macht sie so geschmeidig, daß sie ganz ernstlich mit sich sprechen lassen. Man gibt dann der jungen Candidatin eine ehrsame Duenna bei, welche die Mutter selbst wählen kann, spricht von dem Ruhme und dem Verdienste, wenn die gute Juana allenthalben auf allen Chören des Landes zum

Preise Gottes fromme Lieder singt, und durch ihren kindlichen Gesang alle guten Herzen erbaut; schildert die Nothwendigkeit, sie, ihrer vollkommenen Ausbildung wegen, nach einer Stadt zu bringen, wo die Musik jetzt zu Hause ist, z. B. nach Paris, und während ich die Alte beschwichtige und tröste, seid Ihr, Sennor, mit unserer Kunstjüngerin bereits über der Grenze und könnt dann, von mir unterstützt, für ihren Unterricht nach Euerer besten Einsicht sorgen, um sie vielleicht schon nach Jahr und Tag als Primadonna im Triumphe nach Madrid zurückzuführen."

Gomis dachte zu edel, um die niedrigen Absichten, welche aus des Marquis Worten hervor leuchteten, genau zu erkennen. Begeistert von der Kunst und ihrer Würde, ließ er sich's gar nicht träumen, daß es gemeine Seelen gäbe, die sich den Mantel der Gönnerschaft nur deßhalb umhängen, um darunter die Schändlichkeit ihrer Zwecke mit einer Ausdauer zu verfolgen, welche, im Guten angewendet, den wärmsten Dank der Mitwelt verdienen würde. Er hörte nur Juana's Stimme; es war ihm, als sähe er sie schon mit dem Künstlerkranz in den Locken über die Bühnen aller Hauptstädte schreiten, als vernähme er schon den Beifallsjubel, welchen seine eigenen Melodien, von ihren wunderkräftigen Lippen strömend, bei den Besten seiner Zeit erwecken. Vor seinem innern Auge that sich eine neue Welt auf, heller erleuchtet von der Glorie des Ruhmes, als die Ufer des Manzanares vom Glanze des Vollmonds, der seinen hellsten Schimmer auf den schwärmenden Künstler herabgoß. — „Ja," rief er aus, „edler Don Diaz, Ihr sollt Euer Geld nicht verschwenden; die Kunst zahlt reichliche Zinsen. Juana wird einen Lehrer an mir finden, dem es Ernst ist mit der Kunst, Ernst mit dem Glücke seiner Schülerin. Die Welt müßte taub geworden sein und alles Gefühl verloren haben, wenn solch' eine klare, unschuldsvolle, kräftige Stimme, geleitet und ausgebildet nach den

Regeln des wahren Kunstgeschmackes, nicht durchdränge durch das Getöse der Alltäglichkeit und nicht den Weg sich bahnte zu den Herzen aller Besseren. Ihr habt mir eine hohe Aufgabe gestellt, edler Freund und Gönner, und ich will sie lösen, so wahr als ich Künstler bin!"

„Das ist ein Wort, wie ich's von Euch erwartet habe," sprach der schlaue Contador, dem Musikdirector warm die Hand schüttelnd. „Morgen führ' ich Euch zu Juana's Mutter, und ich müßte nicht mit den Menschen umzugehen wissen, wenn wir nicht schon beim ersten Sturme Sieger wären! Ehe eine Woche vergeht, gehört das Mädchen uns — das heißt — der Kunst, der Welt, der Nachwelt! —

„Horcht — horcht!" unterbrach ihn Gomis, denn von Neuem erklang die liebliche Stimme durch das Gitterfenster. Ein einfaches heiliges Liedchen, in welchem sich das fromme Kind seinem wachenden Schutzengel empfahl, eh' es die Lampe auslöschte und zu Bette ging, tönte, zur Andacht stimmend, in die stille Nacht hinaus. Vom Contador fortgezogen, schlich Gomis auf den Zehen dem niederen Fensterlein zu und warf einen neugierigen Blick in das stille Leben der nächtlichen Sängerin. Auf einem Schemel knieend, über welchem, von einer Schwebelampe beleuchtet, das Bild der Gottesmutter hing, ergoß sie die kindlichen Gefühle ihres keuschen Busens in rührendem Gesange. Ein leichtes Nachtkleid umfloß ihren schlanken Wuchs; ihr sanftes, ausdrucksvolles Gesicht, um welches die dunklen Locken einen reizenden Rahmen bildeten, war gegen Himmel gekehrt, und der sanfte Glanz der Unschuld leuchtete aus ihren sprechenden Augen.

Mit funkelnden Blicken verschlang der Marquis, über des Meisters Schultern hinwegglotzend, die Züge des holden Geschöpfes. Gomis aber stand fest gebannt von stiller Begeisterung

und fühlte lebhaft, daß es nichts Schöneres geben könne, als die Perle der Kunst in der Fassung der Unschuld.

Don Diaz war ein Menschenkenner. Was Gomis nie geglaubt hätte, geschah in einem kurzen Stündchen. So sehr sich Juana's Mutter anfangs gegen den Antrag sträubte, welchen man ihr hinsichtlich ihrer Tochter machte, so gab sie doch allmählich nach, als der Marquis von den goldenen Bergen zu sprechen begann, welche ihr selbst und dem Glücklichen, der einst ihr Schwiegersohn werden sollte, in kurzer Frist winken würden. Das Anerbieten, ihren Unterhalt vollkommen zu sichern, bis Juana sich mit ihrer Stimme mehr verdienen könnte als bisher mit ihren Händen, gewann die Alte ganz und gar. Mit Thränen in den Augen betrachtete sie die zwanzig Dublonen, welche Gomis ihr aufzählte, damit sie sähe, daß es ihm Ernst sei ihr Töchterlein in die Lehre zu nehmen und für die schönste aller Künste heranzubilden.

„Bei der Asche meines Seligen," rief sie aus, „das hätt' ich mir im Traume nicht einfallen lassen, daß ich eine solche Nachtigall an meiner Juana hätte. Ich habe sie wol oft singen hören, wenn sie mit den andern Mädchen am Fluße stand und wusch, oder wenn sie Abends beim Auskleiden ein frommes Liedchen anstimmte, das mich nebenan in meinem Stübchen einlullte! — Aber was verstehe ich von Kunst und all dem gelehrten Krame, den die edlen Herren da im Munde zu führen pflegen? Gesungen ist gesungen, meint' ich immer, und so sang ich denn in früherer Zeit gar oft am Isidorfeste mein Stückchen auch mit, wer weiß, ob nicht eben so schön, als Juana, nur daß mich keine solchen Kenner hörten, wie der ehrenwerthe Herr Contador und der hochgelehrte Herr Musikmeister."

„Aber wo steckt denn nur Euere Juana?“ fragte der Marquis ungeduldig. „Sie muß doch auch gefragt werden, ob sie mit unserem Plane und mit Euerer Zustimmung einverstanden ist, denn Zwang thut in keiner Sache gut, am allerwenigsten in der freien Kunst, durch die sie ihr Glück machen soll.“

„Ei das versteht sich!“ versetzte die Alte, zwingen will ich sie nicht; dazu ist sie mir viel zu lieb. Wenn sie nicht so fleißig für mich arbeitete, so müßt' ich darben. Eben heute ist sie schon seit frühem Morgen auf den Beinen. Doch seht, dort kömmt sie eben. Die wird Augen machen, wenn sie hört, was sie für ein Kapital an ihrem Stimmchen hat.

„Jetzt überlasse ich das Feld Euch, edler Meister,“ sprach Don Diaz, welcher wol wußte, daß seine Person dem Mädchen nie angenehm war. — „Ihr wißt die Worte besser zu setzen, und das Erhabene, Göttliche der Kunst, der Ihr huldiget, klarer und eindringlicher zu schildern, als ein Laie meines Gleichen. Von Euerer Ueberredungsgabe hängt es jetzt ab, das ganze Glück eines guten, frommen Wesens zu begründen, und zugleich dem Vaterlande eine Künstlerin zu werben, wie es noch keine gehabt hat!“

„Der Segen des Himmels komme über Eure Herrlichkeit,“ dankte ihm die Alte mit großer Rührung, — „ich küsse Euch die Füße,“ und dabei wollte sie seine Hände küssen, die er vornehmgnädig zurückzog. Indeß war Juana eingetreten und setzte, schwer aufathmend, ihren Wäschkorb ab.

„Ist Dir's sauer geworden, gutes Kind?“ fragte Don Diaz mit blinzelnden Augen, eine Fassungsprise schlürfend, das Mädchen, welches schüchtern grüßend zurücktrat. „Nun es soll nicht lange mehr so bleiben. Hier hab' ich Dir einen Herrn gebracht, der sich Deiner Mutter und Deiner selbst annehmen wird. Ich lasse Euch allein mit ihm; ich hoffe, daß Du den Wink des

Schicksals ebenso wirst zu schätzen wissen, wie Deine würdige Mutter."

Juana war über diese Worte nicht wenig erstaunt, und betrachtete den schön uniformirten Musikdirector, welcher, als Diaz fort war, sie freundlich begrüßte, mit großen, forschenden Augen.

„Du kennst mich nicht, liebes Kind," begann Gomis mit einschmeichelnder Freundlichkeit, „aber Deiner Mutter ist mein Name und der Zweck meines Besuches schon bekannt, und sie hat gegen beide nichts einzuwenden. Ich hoffe daher, daß auch Du mir Gehör schenken wirst. Nicht wahr?"

„Ich muß mir's zur Ehre rechnen," erwiderte Juana, „wenn so vornehme Herren sich herablassen, mit einem Mädchen meines Gleichen zu sprechen."

„Du bist brav, gut, fromm, fleißig, Du erhältst Deine Mutter; Eigenschaften genug, um derentwillen Dich selbst jeder Grande von Spanien zu achten schuldig ist. Du besitzest aber noch einen Vorzug, dessen Du Dir vielleicht selbst kaum bewußt bist, einen Vorzug, dessen sich unter Tausenden kaum Eines rühmen kann, einen Vorzug, der, wenn Du ihn gehörig zu schätzen weißt, Dir und Deiner Mutter nicht nur eine sorgenfreie, sondern sogar eine glänzende Zukunft verspricht."

„Ihr wollt mich eitel machen," erwiederte Juana, immer heftiger erröthend, „wenn's wirklich zu unserem Glücke wäre, so hätte mich der Himmel wol selbst darauf verfallen lassen. Bete ich doch täglich zu Gott, daß er die Arbeit meiner Hände segne, und mich so viel verdienen lasse, als hinreicht, um uns ehrlich zu ernähren; ihm gilt mein erstes, ihm mein letztes Lied!"

„Das eben hörte ich," fuhr Gomis fort; „daß mich der Zufall Dein Lied hören ließ, darin erblicke ich gerade den Willen des Himmels, welcher Dir einen Schatz in die Brust legte, den

nur ein Musiker ganz zu würdigen vermag. Hast Du nie singen gelernt?"

„Nein, mein edler Herr!"

„Und hast doch in Deiner Stimme so viel Ausdruck, so viel Biegsamkeit, so viel Schmelz!"

„Ich singe, wie mir um's Herz ist; thue absichtlich weder etwas dazu, noch dawider."

„Das ist die wahre Kunst, die das Rechte trifft, ohne es zu beabsichtigen. Hast Du nie öffentlich gesungen?"

„Ei ja wol, am Festtage des heiligen Isidor, oder zur Fastnachtszeit auf der Insel draußen, ja, fast alle Samstage, wenn die Mädchen am Ufer zusammenkommen und tanzen, Plumpsack spielen oder Pfänder geben."

„Und hat Dir nie Jemand gesagt, daß Du hübsch singst, und Dir mit Deinem Gesange etwas verdienen könntest?"

„Ach, geht, edler Herr, wer sollte mir denn dafür Etwas geben, außer vielleicht einen Kuß. Ja, den hat mir Vetter Ruy schon öfters angetragen, aber die Mutter duldet es nicht; richtig und auch, jetzt entsinn' ich mich, der hochansehnliche Herr Contador, aber von dem wollt' ich keinen, auch wenn's die Mutter zuließe."

„Wer spricht denn von Küssen, kindisches Mädchen? Ich meine, ob Du nie darauf verfielest, Dir mit Deinem Gesange Geld zu verdienen, und dadurch deine Mutter noch besser zu unterstützen?"

„Thun denn das wol ehrliche Mädchen?"

„Warum denn nicht? Wozu hätte denn Gott manchen Menschen eine besonders reine, rührende Stimme gegeben, wie z. B. Dir, Juana, als zur Freude, zur Erbauung, zur Besserung ihrer Nebenmenschen? Wenn Du froh bist, so singst Du, und wenn Andere Dich singen hören, so werden sie fröhlich mit Dir, und ist es denn eine Sünde, wenn man Jemanden froh

macht? Ist es eine Sünde, wenn man in der Kirche singt, und trägt es nicht zu Deiner Andacht bei, wenn Du die Hallen des Isidor-Domes, oder der Isabella-Kirche von schöner Musik ertönen hörst? Hast Du nie gehört, daß selbst die wildesten Menschen gerührt werden, wenn sie ein sanftes Lied hören, und es sollte Sünde sein, wilden Menschen das Herz zum Besseren zu stimmen? — Wenn Du nun auf eine Art, welche keiner Seele zum Schaden gereicht, etwas für Dich, für Deine Mutter erwerben könntest, und wenn Dein Gesang das Mittel dazu wäre, würdest Du Anstand nehmen, es zu thun?"

„Wer sollte mir aber denn für mein Singen etwas zahlen? Die Leute, die mich kennen, hören mich ja umsonst, und diejenigen, die mir etwas zahlen wollten, kennen mich nicht!"

„Sie sollen Dich aber kennen lernen! Sieh, Juana, diese Goldstücke, die zahlte Jemand Deiner Mutter blos in der Hoffnung aus, irgend einmal vielleicht von Dir etwas zu hören! — Ja, staune nur, frage Deine Mutter, sie kann Dir's selbst nicht anders sagen!"

„Wahrhaftig, Töchterlein," betheuerte die Alte und zählte die zwanzig funkelnden Dublonen auf, „all' diese schönen Goldstücke schenkte mir der Herr Musikdirector da, lediglich für die Erlaubniß, Dich, wenn Du wolltest, in der Musik unterrichten zu dürfen."

„Um des Himmels Willen, Mutter, gebt ihm das Geld zurück. Wer so viel gibt für so wenig, der kann nichts Gutes wollen. Ihr wollt mich nur versuchen, edler Herr, wollt mit mir armen Mädchen Eueren Scherz treiben."

Gomis hatte Mühe, das ängstliche Mädchen zu beschwichtigen; ja ohne der Mutter Zureden wäre es ihm wol schwerlich gelungen. Die Bitte Juana's, sie nicht aus einer Welt herauszureißen, in welcher sie trotz ihrer Armuth zufrieden sei, und sie

dafür einer unbekannten, vielleicht unsicheren Zukunft entgegen zu führen, machte auf das weiche Gemüth des Meisters einen tiefen Eindruck. Allein die Begeisterung für seine Kunst, der er selbst schon manches Opfer gebracht, verlieh ihm Beredsamkeit und Feuer; er schilderte ihr den lohnenden Erfolg ihrer Bestrebungen mit den glühendsten Farben, regte ihre Eitelkeit mit allen möglichen Kunstgriffen an, und stellte es ihr sogar als eine heilige Pflicht dar, eine Gabe, die Gott nur Wenigen verleiht, nicht unbenützt zu lassen, sondern sie zur Ehre dessen, der sie damit geschmückt, zum Frommen ihrer Mutter, zum Nutzen und Vergnügen der Welt zu gebrauchen.

„Ihr sprecht so schön und so herzlich," begann sie nach einer Pause mit thränenfeuchten Augen, „es ist mir wol so zu Muthe, als wenn Ihr's gut meintet, und da es meiner Mutter auch gut dünkt, so kann ich nichts entgegnen. Aber was wollt Ihr denn eigentlich mit mir beginnen, damit ich so glücklich werden könne, als Ihr sagt? — Ich bin ungelenk, ohne Bildung, ohne Geschick für die Welt, Ihr werdet's bereuen, mich in die Lehre genommen zu haben, ich werde Euch nur Schande machen!"

„Das wirst Du nicht," versetzte Gomis mit sanfter Stimme, „Du darfst nur singen, so machst Du Dir Ehre und der Natur, welche Dich so freundlich bedacht hat. Alles Uebrige wird sich geben, wenn Du nur fleißig bist, und das bist Du ja! Du wirst Neues sehen, Ueberraschendes hören, unter liebreichen, gebildeten Menschen Dich bewegen, Du wirst mit mir in eine Stadt kommen!"

„Ich soll fort von hier?" fiel ihm Juana in's Wort. „Aus meiner Vaterstadt? Nimmermehr."

„Wenn ich Dich begleite?" beruhigte sie die Mutter, ihr die Wange streichelnd. „Der edle Herr wird mich wol von Dir nicht trennen wollen!"

„Oder wenn Ihr Euerer Juana eine vertraute Freundin beigäbet, deren Wahl Euch überlassen bliebe!“ bemerkte Gomis in Bezug auf das mit dem Contador Verabredete. — „Ihr seid an eine größere Reise nicht gewöhnt. Auch soll, während Euere Tochter fern ist, was nicht so lange dauern dürfte, vollkommen für Euch gesorgt sein!“

„Nicht doch, edler Herr,“ versetzte die Alte, „ich fürchte mich vor keiner Reise. Die Noth hat mich abgehärtet, und was die Beschwerden des Weges allenfalls verderben könnten, wird durch das Bewußtsein, meine Juana bei mir zu haben, alsbald wieder gut gemacht werden. Ja, ja, Kind, wohin Du gehst, gehe ich auch; trennen laß' ich mich von Dir nicht, und wenn man mir noch zehnmal so viel vorzählte, als mir der edle Herr da gab.“

Der Musikdirector mußte ihr das zugestehen, wenn er nicht unverrichteter Dinge weggehen sollte. „Nun seht, liebe Juana,“ fuhr er fort, „auch darauf kommt es nicht an. Euere Mutter geht mit Euch!“

„Wirklich, Mutter?“ fragte das Mädchen. „Um meinetwillen verließt Ihr die Stadt, in der Ihr alt geworden seid, das schöne Madrid, unsere Vaterstadt!“

„Es ist ja zu Deinem Glück und zu meinem.“

„Was wird aber Vetter Ruy sagen, wenn er zurückkommt, und unsere Wohnung leer findet?“

„Der edle Herr Musikdirector wird die Güte haben, einen Brief aufzusetzen, in welchem ihm Alles klar gemacht und erzählt wird, daß er, wenn Du glücklich zurückkehrest, auch seinen Antheil an Deinem Glücke haben soll; daß wir nicht eher um seinen Rath fragen konnten, weil er mit seinem Fuhrwerk gar weit hin nach Valenzia zog, und erst nach drei Monaten heimzuziehen Willens war, und weil das Glück ein Vogel ist, den man schnell ergreifen

muß, wenn er nicht wegfliegen soll für immer. Diesen Brief geben wir in der Posada ab, wo er gewöhnlich zuspricht, damit er weiß, warum er das Haus leer findet, und nach kurzer Frist überraschen wir ihn selbst wieder in Madrid."

„Aber er wird traurig sein!"

„Der Gedanke, daß Du Dein Glück machst, wird ihn trösten."

„Er wird glauben, daß ich ihn vergessen wolle."

„Deine Rückkunft wird ihn vom Gegentheile überzeugen. Er ist so oft fern von Dir, Du könntest ihm ja den nämlichen Vorwurf machen. Das Glück läuft den Menschen nicht immer ins Haus, wie viele müssen es über dem Meere suchen."

„Also kannst Du Dich entschließen, Mädchen, mir zu folgen?" lenkte Gomis ein.

„Meine Mutter findet es für gut," antwortete das Mädchen schluchzend, „meine Mutter begleitet mich, Ihr, edler Herr, nehmt es auf Euer Gewissen — nun denn, so sei es! Aber lehrt mich nicht etwas, was ich ein Mal gern wieder vergessen möchte! Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen."

„Wolan, Juana," erwiederte Gomis, so begrüß' ich Dich denn als meine Schülerin. Ich will stolz darauf sein, Deinem kindlichen Gemüthe eine neue Welt aufzuschließen, in welcher Herzensreinheit ein eben so unschätzbares Kleinod ist, als im bürgerlichen und häuslichen Leben. Nur ein guter Mensch kann ein guter Künstler werden. Merke Dir das, Mädchen, und betrachte Alles, was Du von mir lernen wirst, immer nur als eine Art von Gebet zu Deinem Schöpfer, der das Talent Dir gab, durch welches Du das Lob der Menschen ernten wirst. An diesem Gedanken halte fest, dann wirst Du eifriger lernen, herzlicher singen, froher leben, und mitten unter den Huldigungen und Beifallsspenden, welche Dir bald in reichlichem Maße zuströmen dürften, eben so brav, eben so einfach und anspruchlos

bleiben, wie Du es noch gestern warst, da Du belauscht von mir und dem Contador, Dein frommes Abendliedchen sangst."

Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez drückte dem Musikdirector mit schmunzelndem Lächeln die Hand, als dieser in voller Eile kam, ihm seinen Sieg über alle Bedenklichkeiten Juana's zu melden. Zwar schien der Umstand, daß die Alte sich selbst zur Begleitung ihrer Tochter angeboten habe, dem wolberechnenden Contador eben nicht sehr willkommen; allein da es nicht leicht zu ändern war, so vertröstete er sich darüber mit der Erfahrung, daß auch Mütter ihre schwachen Seiten haben und sich bisweilen hinter's Licht führen lassen. Lieb war es ihm, zu vernehmen, daß der wilde Arriero so leicht aus dem Felde geschlagen wurde, was er nicht erwartet hatte. Er erklärte, den Brief an ihn selbst besorgen zu wollen; gab dem Musikdirector Anweisungen und Verhaltungsregeln aller Arten, welche dieser, für Intriguen kurzsichtig, wie jeder wahre Künstler, nur als seltene Beweise ungewöhnlicher Kunstliebe dankbar hinnahm, und suchte Juana's Reise nach Frankreich auf alle mögliche Art zu beschleunigen. Schon in der nächsten Woche brach Gomis mit seiner liebenswürdigen Kunstjüngerin und ihrer Mutter auf. Beim Abschiede von Madrid gab es viele Thränen, fast ohnmächtig mußte das Mädchen in den Postwagen gebracht werden. Bis nach Pardo leistete der Contador, als ziemlich unbeachteter Begleiter, dem Zuge Gesellschaft, und schied mit der Bitte, Gomis möchte ihm gleich nach seiner Ankunft in Paris Nachricht geben, und seine Correspondenz eifrig fortsetzen, bis Don Diaz vielleicht selbst Gelegenheit fände, sich von Juana's Fortschritten persönlich zu überzeugen.

Etwa fünf Wochen nach Juana's Entfernung von Madrid kam Vetter Ruy zurück; er hatte ungewöhnlich geeilt; eine dunkle Ahnung trieb ihn mit Hintansetzung manches Nebengewinnes nach Hause. Seine erste Frage, als er in die Posada trat, wo er mit seinen Maulthieren anzuhalten pflegte, ehe er in die Stadt ging, war die, was es Neues gebe. Man übergab ihm den Brief, den Juana's Mutter für ihn zurückgelassen hatte. Voll banger Ungeduld bat er den Wirth, ihm dieses Schreiben vorzulesen. — Ein wildes Feuer glühte immer drohender in seinen dunkeln Augen; seine Lippen zuckten; krampfhaft zerrte er an seinem kurzen braunen, blau und roth gestreiften Gewande, drehte mit verbissener Wuth die Kreuzchen und Sternchen ab, mit denen er Hut und Jacke geschmückt hatte, und rannte in weitausholenden Schritten auf und nieder, bis er zuletzt wie rasend ausbrach: „Beim Blute des Herrn! dahinter steckt ein Schelmstück, ein Schurkenstreich. Aber wehe, wehe dem, der mir meine Juana abspenstig machen will. Und wenn ich mit Banditen Bruderschaft trinken, und wenn ich dem Henkerbeile entgegengehen müßte, so schwör' ich ihm Rache, die blutigste Rache, die je ein beleidigter Andalusier an seinem Feinde genommen!"

So groß Paris ist, so kann doch nicht leicht etwas verborgen bleiben, was für das Leben oder für die Kunst eine ungewöhnliche Ausbeute verspricht. Die schreibseligen Feuilletonisten, welche sich, um ihre Abonnenten mit Neuigkeiten zu sättigen, selbst aus Lügen kein Gewissen machen, setzen alle Douaniers, alle Gastwirthe, alle Aufwärter, alle Pflastertreter und Eckensteher in Requisition, um die Spalten ihrer Blätter mit Notizen zu füllen und mit irgend einer Nachricht oder Bemerkung zuerst auftreten zu können. — Ehe noch Gomis mit seiner Schülerin

und ihrer Mutter in einer Mansarde fest saß, hieß es schon in einigen Journalen: „Eine ausgezeichnete kastilianische Natursängerin sei in Begleitung des rühmlichst bekannten spanischen Kapellmeisters J. M. Gomis in Paris angekommen, um sich für die große Oper auszubilden; man mache daher das musikalische Publikum auf das Erscheinen eines jugendlichen Talentes aufmerksam, welches bald in der Kunstwelt Epoche machen dürfte.“ — So unlieb diese vorlaute Anzeige dem Musikdirector in Bezug auf seine schüchterne Schülerin war, so verschaffte sie doch ihm selbst den Vortheil, schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von den meisten Journalisten und Theaterdirectoren, mitunter auch von anerkannten musikalischen Autoritäten besucht zu werden, welche ihm allen erdenklichen Vorschub zu leisten versprachen, wenn er Juana so weit gebracht haben würde, daß sie die ersten Proben ihrer Kunst öffentlich ablegen könnte.

Auf die lebhafte Jungfrau machte das bunte, vielbewegte, heitere Leben in Paris, welches gegen das trägstolze, zurückhaltende, durch politische Spannungen in seiner freien Entwickelung vielfach gehemmte Treiben in Madrid gewaltig abstach, einen tiefen Eindruck, dem sie sich freudig hingab. Die Neuheit der ganzen Umgebung, die gefällige Form, in welche der Luxus die gewöhnlichsten Gegenstände zu kleiden weiß, der leichte, muntere Sinn der Franzosen, das Alles trug dazu bei, ihr schüchternes Wesen bald in natürliche Lebendigkeit zu verwandeln. Sie lernte spielend, und lernte um so lieber, je schneller sie jedesmal die Früchte ihres Fleißes einerntete. Sie wurde belobt, ausgezeichnet, aufgemuntert, durch rege Theilnahme belohnt. Nicht nur in der Musik, welcher sie bald schon mit einem gewissen Selbstgefühle oblag, sondern auch in Sprachen machte sie die erfreulichsten Fortschritte. Eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft äußerte die Bühne auf sie; der magische Zauber der

Bretterwelt, von welchem sie bisher nichts geahnt hatte, setzte ihre Phantasie in die vollste Thätigkeit. Wie den Offenbarungen einer höheren, überirdischen Sphäre lauschte sie den gewaltigen, herzenbestürmenden Tonwogen der Harmonie, auf welchen die rührenden Melodien ruhig, wie segelnde Schwäne, hinglitten. Dazu die augenerquickenden Decorationen, der blendende Prunk der Kostüme, der geräuschvolle Pomp der Aufzüge und Komparserien, und bald die athemlose Stille, bald der jubelnde Beifall und die unmittelbare Rückwirkung auf das Alltagsleben, auf alle Classen der Bevölkerung, und es ist kein Wunder, daß ein Wesen, welches Tag für Tag hörte, wie es selbst auch dazu bestimmt sei, von all' diesen Wundern der Kunst unterstützt, als belebende Seele solch' eines riesigen Ganzen dazustehen und durch einen Ton seiner Kehle tausend fühlende Herzen zu erschüttern, nach und nach hineingerissen wurde in jenen seligen Taumel, der das sehnsüchtige Herz betäubt und es dem ruhigen Gange des praktischen Lebens entfremdet. Je weiter sie in der Kunst vorwärts schritt, desto tiefer sank das Traumbild einer anspruchlosen, in all' ihrer Noth glücklichen Kindheit hinter ihr hinab. Eitelkeit, die traurige, fahle Schlingpflanze, die sich so wuchernd um den grünen Baum des Künstlerthums emporrankt, schlug unvermerkt in ihrem Herzen Wurzel. Den Augen der Mutter entging es wol nicht, aber was konnte die arme, alte Frau im fremden Lande, unter fremden Menschen, deren Sprache sie nicht verstand, deren Sitte sie nicht begriff, als warnen und klagen, und zuletzt bereuen, daß sie ihrer Tochter zu etwas gerathen habe, was allem Anscheine nach zwar zum Ruhme, aber nicht zum Glücke führen würde. Anfangs that es ihr freilich wol, Juana's Gelehrigkeit allenthalben beloben, ihre Stimme bewundern, ihr die glänzendste Zukunft prophezeien zu hören, aber bald ward jedes Lob, jedes Wort der Bewunderung, jede ruhmredige Prophezeiung zu einem Dolchstiche für ihr

besorgtes Mutterherz. Sie kränkte sich tief und zehrte ab, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als wenigstens nicht mehr Zeugin von Triumphen zu sein, welche ihr das Herz ihrer Tochter ganz und gar entzögen. Gomis merkte wol Alles, aber er konnte nicht mehr zurück. Juana's Ausbildung war zu einer Sache der Kunst geworden; er war es nicht nur seinem Mäcen, dem Contador, schuldig, welcher mit seinen Unterstützungsbeiträgen nicht zurück blieb, sondern auch seinem Vaterlande, der Weltstadt Paris, eine Aufgabe zu lösen, für deren Resultat er sich mit seinem eigenen Künstlerrufe verpfändet hatte. Seine Zukunft war mit Juana's Schicksale in künstlerischer Hinsicht zu eng verknüpft, als daß er sie mitten auf einer Bahn, welche sie so viel versprechend beschritt, hätte zurückhalten sollen. Zwar ließ er es nicht an freundlichem Rath, an liebevoller Ermunterung zum Besseren, an lebhafter Anregung ihres Ehrgefühles fehlen, allein der treffliche Künstler ist nicht immer der trefflichste Mentor, und überhaupt mag es schwer sein, ein eben flügge gewordenes Talent, welches Trieb und Kraft in sich fühlt den höchsten Flug zu thun, jederzeit so zu zügeln und zu lenken, daß es die heimatliche Erde nie aus den Augen verliert.

Noch war kein Jahr verflossen, als Juana ihrem Lehrer bereits geeignet schien, die erste öffentliche Probe ihrer ungewöhnlichen Befähigung zu liefern. Gomis hatte einige Romanzen und Cavatinen für sie componirt, darunter auch eine Preghiera, wozu er die Melodie des innigen Abendliedchens benützte, welches er von ihr unter den Arkaden unfern der Segovia-Brücke in ihrem heimischen Stübchen singen hörte. Sie trug es mit hinreißendem Schmelze vor. Der rauschendste Beifallsjubel war ihr dabei um so gewisser, als auch die natürliche Einfachheit und der nationale Anstrich des Themas an und für sich des tiefsten Eindrucks nicht verfehlen konnte. Wochenlang vorher stießen die

Journalisten schon in ihre Posaunen, und alle Musikliebhaber sahen dem Tage des Concertes, welches größtentheils Nummern von der Composition des spanischen Kapellmeisters bringen sollte, mit Ungeduld entgegen, als ein trauriges Ereigniß die Production hinausschob. Juana's Mutter erlag den Einflüssen der neuen Umgebung, in welche sie sich nicht fügen lernte, vor Allem aber der Sorge für das Wohl ihrer Tochter, in welcher sie die kindliche, treuherzige, zufriedene Juana durchaus nicht mehr wieder fand. — „Vergiß über das, was Du gelernt hast," sprach sie auf dem Sterbebette zu ihr, „nicht Deines Gottes, nicht Deiner Mutter. Laß mich sterben mit der Hoffnung, daß Du bleibst, wie Du immer warst, damit Dein seliger Vater, wenn ich ihn oben wieder sehe, nicht zürnend fragen muß: Weib, wo hast Du unsere Tochter? Du hast sie verloren, ihr Blut komme über Dich!"

Gomis meldete diesen Vorfall seinem Kunstgönner in Madrid. Mit nächster Wendung der Post kam die Antwort: „Er möge einstweilen für Juana's Bequemlichkeit sorgen, so gut es ginge, und sie unter strenger Aufsicht halten; sobald es seine Geschäfte zuließen, wolle er selbst kommen und ihr eine passende Gesellschafterin aus Spanien mitbringen. Uebrigens möge die Waise unbekümmert sein; er wolle in Allem und Jedem Vaterstelle bei ihr vertreten." — Juana's Gemüth war tief erschüttert, aber der Ruhm ist ein schmeichlerischer Tröster. Er flüsterte ihr Dieß und Jenes zu, was ihre Eitelkeit aufregte; er zerstreute sie durch hundert Bilder und Scenen, die er ihr lockend vormalte; er beredete sie, daß sie jetzt, wo sie in der Welt allein stände und nichts mehr zu berücksichtigen hätte, als die Kunst, ihr und sich es schuldig sei, sich derselben mit voller Seele hinzugeben. Noch war die kürzeste Frist der üblichen Trauerzeit nicht um, als Juana sich entschloß, ihr erstes Debut zu wagen.

Das Concert, worauf die Neugierde in Folge des eingetretenen Hindernisses um so höher gespannt war, wurde angekündigt. Der Zudrang war ungeheuer; die Stimmung des Publicums die beste. Rauschender Applaus belohnte den Kapellmeister für die Ouverture und für ein Vocalquartett mit Orchesterbegleitung, in welchem sich nicht nur tiefe Kenntniß des Contrapunktes, sondern auch Originalität und Grazie der Melodie kund gab. Mit ungestüm klopfendem Herzen harrte Juana des Augenblickes, wo sie hinaustreten und die Elite der Pariser Bevölkerung durch die Macht ihres Gesanges beherrschen sollte. Mancherlei Bilder und Erinnerungen zogen an ihrer Seele vorüber; mit selbstgefälligem Lächeln verglich sie die Zeit, wo sie als armes Wäschermädchen am Manzanares stand und ein einfaches Liedchen trillerte, mit der glänzenden, siegverheißenden Gegenwart, und der Vergleich erhöhte ihren Muth zur kühnen Begeisterung. Der Gedanke, daß sie vor der Weltstadt gleichsam den Kunstgeschmack ihrer Nation zu vertreten habe, dieser von Gomis längst ihr eingeflößte Gedanke, begleitete sie hinaus auf die Tribüne, auf welcher sie mit lauter Acclamation empfangen wurde.

Schon ihre reizende Gestalt, gehoben durch die malerische Tracht ihrer Heimat, nahm für sie ein. Jetzt begann die Preghiera, eine Melodie, welche wie ein Echo ihrer Kindheit aus ihrer Kehle voll ungekünstelter Natürlichkeit hervorströmte. Was ist wirksamer als das einfach Schöne? — Alles war hingerissen; ein Beifallsjubel, der nicht enden wollte, folgte der Künstlerin nach. Ihr Name war begründet; Gomis sah seine Bemühungen reichlich belohnt. Er hatte, wie es ihm Don Diaz vorausgesagt, an Juana eine Primadonna gefunden, durch die er die Schöpfungen seines Talentes aller Orten einführen lassen konnte. Der Dank, den er von ihr zu fordern berechtigt war, wurde aufgewogen von dem Danke, zu welchen sie ihn durch den herrlichen

Vortrag seiner Compositionen verpflichtete. „Gomis und Juana“ galt in kurzer Zeit als allgemeine Losung. Alle Intendanten wetteiferten, die liebenswürdige Spanierin für ihre Unternehmungen zu gewinnen; alle Musikhändler überboten sich an Bereitwilligkeit, die Boleros, Seguidillas, Canzonen und Arien in Verlag zu nehmen, welche Gomis für seine treffliche Schülerin componirte. Beide gewannen nebst dem Ruhme auch Geld in Menge. Schon dachte Juana daran, dem Marquis von Villa-Marinquez, welchen ihr Gomis, zu ehrlich, um fremdes Verdienst sich anmaßen zu wollen, erst nachträglich als den eigentlichen Begründer ihres Glückes nannte, aus ihren reichlichen Einnahmen Alles zu vergüten, was er auf ihre Ausbildung verwenden ließ, aber ehe sie dazu kam, erschien der Marquis mit der angekündigten Gesellschafterin für Juana selbst in Paris, um sich von dem Triumphe seiner Clientin zu überzeugen. Er wies jeden Ersatz seiner Auslagen, als eines Kunstgönners und Spaniers unwürdig, zurück, und erbat sich nichts als einen kleinen Anspruch auf dankbare Erinnerung und freundliche Wolgewogenheit. Was er aber in den Begriff der Dankbarkeit Alles mit hineinzöge, wurde bald Juana's ganzer Umgebung klarer, als dem edel denkenden Meister Gomis, der eben so wenig Weltklugheit und Menschenkenntniß besaß, als die meisten Künstler. Die Duenna, welche der Contador für seine Ziehtochter, so nannte er Juana scherzweise, mitgebracht hatte, stand in seinem Solde und that ihr Möglichstes, um das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu seinen Gunsten zu stimmen. Die raffinirten Pariser hatten es bald weg, was hinter der ganzen Sache stäke. Daß alte Wüstlinge sich unter dem Scheine der Wolthätigkeit oder Gönnerschaft junger, unschuldiger Geschöpfe annehmen, um durch Anregung ihrer Eitelkeit ihr sittliches Zartgefühl nach und nach einzuschläfern, und ihnen zuletzt Zugeständnisse, wovor sie früher

gerechten Abscheu hatten, als Beweise schuldiger Dankbarkeit abzunöthigen, ist in keiner großen Stadt etwas Seltenes, am wenigsten wol in Paris. Einer dieser unermüdlichen Bewerber, die keine Kosten scheuen, die Jahrelang geduldig zuwarten, um ihren Zweck zu erreichen, war auch Don Diaz. Der arglose, von blindem Enthusiasmus für die Kunst beseelte Gomis diente ihm dabei, ohne es zu ahnen, als eifriger Helfer. Juana selbst war von dem lauten Gewirre wechselnder Eindrücke zu sehr in Anspruch genommen, um sich sammeln und einen ernsteren Blick in ihr Inneres thun zu können. Nur manchmal in unschuldigen Träumen schwebte ihr das Bild ihrer sterbenden Mutter, wol auch das blitzende Auge ihres Vetters Ruy vor, aber wie schnell waren solche Mahnungen an die Vergangenheit wieder durch das bunte Gebrause der geräuschvollen Gegenwart übertäubt! Der rastlos thätige Gomis, welcher nun den Zeitpunkt günstig erachtete, Juana's Talent auch auf der Bühne geltend zu machen, beschäftigte sich nicht nur damit, einige Opernpartien, namentlich in Rossini's vorzüglicheren Tonwerken, mit ihr durchzumachen, sondern arbeitete in Stunden der Weihe auch selbst an einer Opern-Composition, welche, wenn seine Schülerin nach Madrid zurückkehrte, zu ihrem Debut auf dem Theater della Cruz dienen sollte. Vor Allem war es die Desdemona in Rossini's „Othello", welche der Individualität und Stimme Juana's zusagte. Der musikalische Theil der Rolle machte ihr nicht die geringsten Schwierigkeiten, aber auch der mimische, welchen ihr eine namhafte Schauspielerin des Théâtre français einübte, fand an ihr eine so gewandte Darstellerin, daß nichts gewagt schien, wenn man sie schon jetzt von der Tribune des Concertsales auf die Bretter des Opernhauses versetzte. Der Erfolg war eclatant. Nicht nur die Kritik nahm ihren Mund voll und reihte ihren Namen den Sternen erster Größe an, sondern auch im

Leben erreichten die Huldigungen, die man ihrem Talente und ihrer Person darbrachte, ein solches Uebermaß, daß es der eigensüchtige Marquis für räthlich erachtete, sein theuer erkauftes Kleinod auf heimischen Boden zu retten. Sowol Juana selbst als Gomis, welcher indeß seine Oper vollendet hatte, waren damit einverstanden, und voraus empfohlen durch Journal-Lobpsalm, gefolgt von französischen Galanterien in Versen und Prosa, reiste die Künstlerin in Begleitung ihres Gönners, ihres Lehrers und ihrer Duenna nach Madrid ab.

Das Andenken des wackern Garde-Kapellmeisters, dessen effectvolle Parade-Märsche noch fortwährend von den Militär-Banden gespielt wurden, war in Madrid noch lebhafter, als er es selbst erwartet hätte. Mit großer Spannung sah man daher der Aufführung seiner Oper: „La aldéana“ entgegen, in welcher, wie es hieß, eine junge, in Madrid geborne Sängerin den Hauptpart singen sollte. Gomis hatte in seine Musik mit vielem Geschmacke mehrere spanische National-Melodien, und unter andern auch die liebliche, einem castilianischen Volksliedchen nachgebildete Preghiera verwebt, mit welcher Juana in Paris so viel Beifall erntete. Schon durch diese heimatlichen Anklänge schien der Erfolg des Abends gesichert. Das Theater della Cruz konnte die Menge der Zuhörer kaum fassen. Mit selbst behaglicher Grandezza lehnte Don Diaz in seiner Gitterloge, als ob er allen Leuten sagen wollte: „Seht in mir den hohen Mäcen, der dieses Wunderkind auf die Bühne brachte, seht in mir den beglückten Kunstfreund, der nun bald den erquicklichen Lohn für seine Gönnerschaft von der reizenden Künstlerin wolgefällig hinzunehmen gedenkt!“

Mit den ersten Tönen von Juana's Lippen war das Glück der Oper entschieden; sie machte Furore. In wenigen Tagen klangen die einschmeichelnden Melodien, welche zum Theile dem Munde des Volkes entnommen waren, aus dem Munde des Volkes wieder. Die wunderbare Preghiera, für rauschende Janitscharenmusik gesetzt, ertönte bald unter den Fenstern des neuen königlichen Pallastes, vor der Reiterstatue Philipps V.; zu Buen Retiro defilirten die Garden nach den Klängen der Preghiera; in den Alleen des Prado und in den Laubgängen des Paseo de las Delizias blieben die Lustwandelnden stehen und die Wagen hielten an, wenn eines der Orchester, welche die Promenade belebten, die Preghiera anstimmte. Gomis gehörte von diesem Augenblick an zu den Lieblingen des Tages; seine Compositionen wurden populär im edelsten Sinne des Wortes. Man freute sich, endlich wieder einmal einen Mann gefunden zu haben, welcher die Gemüther von dem dumpfen Brüten über politische Meinungen und Kämpfe abzöge und es der schönsten aller friedlichen Künste zuwendete. Zugleich mit Gomis wurde immer Juana's Name genannt, und man wunderte sich, wie solch' ein ausgezeichnetes Talent so lange verborgen bleiben und erst im Auslande zum Ruhme des Vaterlandes herangebildet werden konnte.

Großem Rufe kann der Neid nicht lange fern bleiben. Auch in Bezug auf Juana war er geschäftig, und da er ihrer Kunst nichts anhaben konnte, so suchte er ihre Abkunft und ihr Verhältniß zu Don Diaz auszuforschen, um sie von dieser Seite in ein gehässiges Licht zu stellen. Das gelang ihm denn auch bald, und eben die untere Classe des Volkes, welcher sie angehörte und durch ihr Talent so viel Ehre machte, war am eifrigsten bemüht, ihren Leumund zu verunglimpfen und sie dem Gespötte preis zu geben.

Indessen war Juana in einigen Opern anderer Meister aufgetreten und immer mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Sie bedurfte eines solches Palliativs, um manche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, welche bei jedem Gange durch Madrids Straßen von allen Seiten auf sie losstürmten. Sie mied die Gegend, wo sie ehemals mit ihrer Mutter gewohnt, die Nähe des Ufers, an welchem sie harmlos ihr Geschäft betrieben hatte, mit ängstlicher Scheu. Sie senkte den Kopf zur Erde, so oft sie einen Mann in andalusischer Tracht begegnete, aus Furcht, es könnte Vetter Ruy sein. Sie suchte sich gewaltsam zu überreden, daß es ja keinen Vorwurf verdiene, wenn Jemand sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben, und aus seinen Anlagen den möglichsten Nutzen zu ziehen sucht; aber eine innere Stimme sagte ihr immer, daß ihr Gewinn kein ganz reiner, daß sie zwar angesehener, wolhabender, berühmter, doch keineswegs besser, sittlicher, achtungswürdiger geworden sei. Dieses beständige Ankämpfen ihres Gefühles gegen den äußeren Glanz, der sie umgab, steigerte sich manchmal zum auffallenden Mißbehagen, welches dann der Marquis durch Betäubungen aller Art zu heben bemüht war; allein nicht immer wollte es ihm gelingen. Glücklicher war noch Gomis, welcher eine solche Verstimmung seiner Schülerin am besten dadurch betäubte, daß er sie, unbekümmert um des Contadors allzubesorgliche Einwendungen, strenger an ihr Musikstudium fesselte. Die Früchte dieses Verfahrens ließen sich nicht verkennen. In jeder Rolle entwickelte Juana größere Sicherheit, gediegeneren Vortrag und leidenschaftlichere Kraft. Zu ihrem nächsten Debut war die Desdemona in Rossini's „Othello“ bestimmt, welche sie bereits in Paris mit so vielem Beifalle gegeben hatte. Leider fühlte sich Juana am Tage der Aufführung nicht vollkommen disponirt; eine seltsame Beklemmung drohte sie in dem freien Gebrauche ihrer herrlichen Mittel zu stören; aber

die Oper war angekündigt, die Neugierde des Publikums auf das Höchste gespannt; man konnte seine Erwartungen nicht täuschen. Mit kindischer Aengstlichkeit begleitete der Marquis seine Clientin auf die Bühne, und trieb sich unermüdlich umher hinter den Coulissen, unter den buntbemalten Choristen und schmutzigen Schnürziehern und wie all das Volk heißen mag, das den Thespiskarren schmücken hilft, um ja gleich bei der Hand zu sein, wenn ihr der geringste Unfall begegnen sollte. Allein Alles ging vortrefflich; das Bewußtsein, ihren Lehrer an der Spitze des Orchesters zu wissen, flößte der Künstlerin volles Vertrauen ein. Sie wurde mit stürmischem Beifalle belohnt, dessen sie sich mit jeder Nummer ihres Partes würdiger machte. Endlich kam die berühmte Scene, wo Desdemona im leichten Nachtkleide den Vorhang des Alkovens zurückschlägt und hervortritt, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Ja, jetzt war sie wieder ganz Juana, ganz so einfach, so reizend, wie sie damals gewesen, als sie vor dem Bilde der Gottesmutter kniete und ihr frommes Schlummerliedchen in die stille Nacht hinaussang. Und doch war sie zugleich so ganz Desdemona, daß in den weiten Räumen kein Auge trocken, kein Herz ungerührt blieb. Da zuckte ein „Ach!" des Entsetzens durch das Theater; Desdemona sollte bluten unter dem Dolche der Eifersucht. Plötzlich siegte wieder die Anerkennung der Kunst über das Blendwerk der Bühne, und rauschender Applaus begleitete ihren traurigen Opfertod.

Mit ausgebreiteten Armen stand der Marquis von Villa-Marinquez in den Coulissen, um seine triumphirende Schützlingin zu empfangen. Theils erschöpft von künstlerischer Anstrengung, theils betäubt vom tobenden Jubel, der ihr von Außen nachbrauste, warf sie sich, ihrer selbst kaum mächtig, an eine Brust, vor welcher sie sonst mit geheimem Widerwillen zurückbebte. — „Schlange, jetzt werd' ich den Othello spielen!" schrie

plötzlich eine kreischende Stimme hinter dem Rücken des Contadors hervor, und unter dem drohenden Rufe: „Stirb, Verführer meiner Juana!“ blitzte über seinem Haupte in markiger Männerfaust ein blinkendes Stilet. — „Gott schütze uns! — Vetter Ruy!“ stöhnte Juana und sank ohnmächtig zur Erde, während die Umstehenden dem wüthenden Andalusier in den Arm fielen und ihn entwaffneten. — „O es ist Dir nicht geschenkt, Natternbrut!“ rief der Arriero knirschend, als man ihn geknebelt der herbeigeholten Wache übergab. — „Und wenn man mich in Stücke zerreißt, so sind für diesen Hund da noch hundert Dolche geschliffen und hundert Kugeln gegossen, die ihn doch nicht alle verfehlen werden!“ — Dem Arriero leuchtete, als er diese Drohung ausstieß, die Wollust der Rache aus den Augen. Schon lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Fast zwei Jahre hindurch wurde er nicht müde zu forschen, was aus Juana geworden sei. Endlich erhielt er einen Wink, daß sie nach Madrid kommen werde und daß sein Verdacht gegen den Contador Grund habe. — „Nun entgehen sie mir nicht mehr!“ dachte er, und trieb seine Maulthiere hinaus in die Provinz, um mit einigen Kunden Richtigkeit zu machen, denen er im Leben nicht mehr unter die Augen zu kommen hoffte. Indessen war Juana nach Madrid zurückgekehrt. Von manchem Auge wurde sie erkannt und beobachtet. — „Sie ist es, Deine Juana, und der Contador ist hinter ihr her, wie ihr Schatten!“ mußte Ruy von seinen Kameraden hören, als er nach Hause kam. Eine Zeit lang überlegte er bei sich selbst, ob er vor sie hintreten, sie an frühere Zeiten erinnern, ehemalige Ansprüche geltend machen solle. — „Sie wird Dich verhöhnen, wird es Dich fühlen lassen, daß Du jetzt, wo ein Marquis um sie buhlt, für sie zu schlecht bist; Du wirst von Eifersucht entbrennen und sie ermorden, und das wäre Unrecht. Sie wurde verlockt, verführt; — ihr Ver-

führer muß sterben — das ist recht!“ so sprach der wilde Andalusier zu sich selbst. Und er zögerte nicht lange, sondern entdeckte ein Paar vertrauten Kameraden seinen Plan und trug ihnen auf, was sie thun sollten, wenn er festgenommen würde, und stahl sich unvermerkt hinauf hinter die Coulissen, wo er sein Opfer ins Auge faßte, bis der rechte Augenblick kam, und er mit rasendem Ungestüm darüber herfiel.

Der Vorhang war noch kaum gesunken, als das tollkühne Attentat des Arriero und die muthmaßliche Veranlassung schon im ganzen Publikum bekannt war. Juana konnte nach einem solchen Ereignisse nicht so bald wieder auf den Brettern erscheinen, auch wenn der Schreck sie nicht aufs Krankenlager geworfen hätte. Einige Wochen lang mußte sie das Bett hüten, so sehr waren ihre Nerven angegriffen. Der Contador wich fast nicht von ihrer Seite. Er gab vor, er sei es seiner und ihrer Ehre schuldig, der Welt zu zeigen, wie wenig er sich in seiner Handlungsweise durch den Wahnwitz eines gemeinen Tollhäuslers beirren lasse. Doch was er vorgab, war nur leere Selbsttäuschung; denn im Grunde hatte er vor der Drohung des Arriero nicht weniger Angst als jeder Poltron, dem der Schelm im Herzen sitzt. Gomis hingegen fühlte sich mit einem Male enttäuscht und schämte sich in die Seele, aus blindem Eifer für die Kunst den unbewußten Ruffian gespielt zu haben. Mit möglichster Schonung für die arme Juana, der er denn doch einen großen Theil seines Rufes zu schulden überzeugt war, zog er sich allmählig zurück und beschloß, seine Kunst lieber selbstständig, wenngleich mit minderer Wirksamkeit zu betreiben, als sich von einem Wesen ins Schlepptau nehmen zu lassen, welches die Achtung aller Besseren verwirkt hatte.

Als Juana wieder in so weit hergestellt war, daß sie eine Reise unternehmen konnte, schlug ihr der Marquis vor, in seiner

Gesellschaft die Bäder von Trillo in der Provinz Quadalaxara zu besuchen, um ihre zerrüttete Gesundheit wieder zu befestigen. Juana, seit Gomis sich zurückgezogen, des einzigen Rathgebers beraubt, der es wahrhaft redlich mit ihr meinte, glich nun einem schwankenden Rohre, welches sich von jedem Lüftchen biegen und bewegen läßt. Sie hielt es für gut, durch Entfernung sich dem Gerede der Menschen zu entziehen und erst nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Indessen hoffte sie, würden die Zungen der Spottsüchtigen vielleicht einen andern Stoff gefunden haben, woran es in einer unruhigen Zeit voll politischer Gährung (es war kurz vor dem verhängnißvollen 1. März des Jahres 1823, an welchem König Ferdinand seinen Sitz nach Sevilla zu verlegen beschloß) nicht fehlen konnte. Unter starker Bedeckung, welcher man bei der Unsicherheit der Straßen selbst in der Nähe der Hauptstadt damals benöthigte, fuhr der Marquis mit Juana und ihrer Gesellschafterin ab. Doch kaum anderthalb Meilen von Madrid, wo die Straße in ihrer Wendung von dem dichten Eichenforste von Zarzuela erreicht wird, bemerkte der Marquis zu seiner nicht geringen Bestürzung an den Mienen und Zwischenreden der mitreitenden Soldaten, daß es im Walde nicht ganz geheuer sei. Wiewol es lange noch bis zum Abend war, hielt er es doch für gerathener, umkehren zu lassen und im Galopp nach Madrid zurückzueilen. Doch schon war es zu spät. Das Raubgesindel, welches sich in dem undurchdringlichsten Dickicht umhertrieb, schien ihn absichtlich erwartet zu haben. Gellendes Pfeifen scholl fernhin, und undeutliche Gestalten wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar. Der Marquis, fast muthloser als die schwächliche Juana, welche in diesem Augenblicke lebhaft an Ruy's Drohung dachte, trieb den Kutscher zur verzweifelten Eile an, wenn auch die prächtigen Andalusier todt zusammenfielen. Allein schon pfiff eine Kugel aus dem Gehölze; erschrocken

rissen die Pferde aus; eine zweite Kugel verfehlte ihres Zieles nicht; sie drang so gewaltig in des Contadors rechte Schläfe, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, über den Wagen hinausstürzte und eine weite Strecke nachgeschleift wurde. Jetzt ging es wie im Sturm vorwärts. Der Kutscher, welcher schon längst Fassung und Zügel verloren hatte, wurde herabgeschleudert und blieb für todt an der Straße liegen. Juana und ihre Begleiterin wurden, Leichen ähnlich, von den schnaubenden Rossen fortgetragen. Schon sauste das schäumende Viergespann, zum Entsetzen Aller, welche es anstürzen sahen, auf die Segovia-Brücke zu, als der Wagen endlich umschlug und die beiden Frauen weit hinaus an das Ufer geschnellt wurden. Die Duenna fiel so glücklich, daß sie sich nur wenig Schaden that und bald wieder Fassung gewann, um den ganzen Hergang zu erzählen. Juana hingegen hatte nicht nur eine tiefe Kopfwunde erhalten, aus welcher sie heftig blutete, sondern konnte auch wegen der fürchterlichen Erschütterung, die sie erlitten, lange nicht zur Besinnung erweckt werden.

Man brachte sie in die Wohnung des Contadors, dessen Leichnam erst Tags darauf gräßlich verstümmelt am Eingange des Eichenforstes gefunden wurde.

Nun, da Juana gänzlich verlassen und durch die Hand des Unglücks aus einem Verhältnisse herausgerissen war, welches sie der moralischen Achtung unwerth gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für seine Pflicht, sich der armen, dem höchsten Elende preisgegebenen Künstlerin anzunehmen. Dem Ausspruche der Aerzte nach war ihre Kopfwunde zwar nicht tödtlich, aber doch so bedeutend, daß eine völlige Geisteszerrüttung zu befürchten stand. — Und so geschah es denn auch. Körperlich genesen, wandelte Juana geisteskrank umher. Sie sprach nur wenig, blickte starr vor sich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle

schien ihr nur so viel geblieben zu sein, als hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldéana“ in unbelauschter Dämmerung halblaut vor sich hinzusummen. Mit Thränen des Mitleids im Auge betrachtete Gomis diese bedauernswerthe Ruine der Kunst, diese junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es sich zur letzten Aufgabe seines Aufenthaltes in Spanien, welches zerrissen vom Parteikampfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere selbst die neutrale Stellung des Künstlers nicht unangefochten ließ, für Juana's Zukunft noch nach Kräften zu sorgen, und so die Schuld des Dankes abzutragen, zu der sie ihn durch die Verbreitung seines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, fast des ganzen Ertrages seiner „Aldéana“, bewog er die Vorsteherin eines Frauenklosters, mit welchem ein Hospital vereiniget war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zustandes. Sie wurde daselbst in sorgliche Gewahrsam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern suchte, daß man ihr eine Gassenstube anwies und ihr gestattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genießen, welche mit dem klösterlichen Leben vereinbar waren und ihre Existenz nicht gefährdeten.

Indeß war der Meinungskrieg mit allen seinen Gräueln losgebrochen. — Die Manalo's gewannen fast überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen schreckten die friedlichsten Bürger. An ein Interesse für künstlerische Bestrebungen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauischen Blicken ansah, indem seine kräftigen, leidenschaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verschiedenen Anlässen mit wildem Ungestüm abgesungen wurden.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Thoren des Frauenklosters vorüberstürmte und nach der wolbekannten Melodie der Preghiera ein ausgelassenes Spottlied anstimmte, lehnte Juana mit starren, thränenlosen Augen am Gitterfenster ihrer Zelle, und vernahm die verhängnißvollen Klänge und summte unwillkürlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren schien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amnestie, aber doch auf sänftigende Mäßigung begründet war. Wenigstens fing Madrid an aufzuathmen und wendete mitunter seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, als den schwankenden Resultaten des Bürgerkrieges. Man freute sich wieder des Prado, sehnte sich wieder nach Volksbelustigungen, besuchte das Theater und nahm Antheil an den Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, welches Jahrelang gänzlich brach lag.

Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anspruch. Am Morgen sollte nämlich auf dem Hafenplatze, wo die Hinrichtungen Statt zu finden pflegten, ein gefürchteter Bandit den verdienten Lohn für seine Gräuelthaten empfangen, ein Schauspiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngst erlebter Scenen noch heftig aufgeregten Sinne des Volkes Tausende von Zuschauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauspiel angekündigt, welchem der gebildete Theil der Bevölkerung mit gespannter Erwartung entgegen sah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Pasta in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Straßenecke ein marktschreierischer Herumträger die gräßliche Geschichte von dem Leben und den Thaten des hinzurichtenden Missethäters feilbot, bereitete gegenüber ein

anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher Abends den Kunstfreunden im Theater della Cruz bevorstände. — „Giuditta Pasta," hieß es hier im echt südlichen Bombast, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäischen Gesanghimmel, die majestätische, achtundzwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerschütternden Glockenstimme, mit der plastischen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunstsinnigen Bewohnern der sehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroischen Stadt Madrid beweisen, daß sie bisher weder hörten, noch ahnten, was singen heißt!" — „Der fürchterliche, abgefeimte, grausame Bandit," hieß es dort — Namens Ruy Juan Chinchon, aus Grazalema in Ober-Andalusien gebürtig, wegen eines an dem hochedlen und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez, weiland königlichen Contador, versuchten Meuchelmordes gefänglich verhaftet, sodann seiner Haft entsprungen und nach langen, vergeblichen Nachforschungen unter den Straßenräubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingestandenen und nicht eingestandenen Mord- und Missethaten, so wie zum abschreckenden Beispiele für alle Bösewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden."

Langsam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte sich der Zug mit dem Missethäter der Richtstätte zu. — Starke Militär-Bedeckung begleitete ihn; die Musikbande spielte die noch nicht vergessene Preghiera. Als der traurige Conduct um die Ecke des Frauenklosters zog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenster. Der Delinquent erhob sein dunkellockiges Haupt, schoß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und schritt dann regungslos seinem Schicksale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Vetter Ruy geendet.

Ein Schauspiel hatte das Volk weg; mit steigender Ungeduld erwartete es das zweite, edlere. Das Theater della Cruz konnte kaum die Menge der Zuseher fassen, welche der Ruf der weltbekannten Giuditta Pasta herbeigelockt hatte. Schon die äußere Erscheinung der Künstlerin wirkte elektrisch. Diese erhabene Ruhe, dieser ausdrucksvolle Blick, diese gerundete Bewegung war den leidenschaftlichen, von einem Extrem zum andern überspringenden Spaniern neu. Als sie aber erst den Zauber ihrer Stimme entwickelte, „jene unbeschreiblichen und unbegreiflichen, verschleierten und doch frühlingshellen, schmerzstöhnenden und doch lustjubelnden Töne, welche in dem Ohre und Herzen dessen, der sie einmal gehört hat, nicht mehr verklingen": da machte sich das allgemeine Entzücken in lautem Applause Luft, und von tobendem Beifalle erdröhnten die dichtgefüllten Räume. Wol Mancher unter den Zuhörern mochte sich der heimischen Juana erinnern, welche vor wenigen Jahren in derselben Rolle vielleicht mehr Natur, aber gewiß nicht so viel Kunst entwickelt hatte. Diese wunderbaren Blitze der Leidenschaft, stets gemäßigt von angeborener Besonnenheit, dieses Emporklimmen über alle Sprossen der psychischen Stufenleiter, dieses Hinüberwiegen von Liebe zur Kränkung, von Lust zum Schmerze, von Jubel zur Verzweiflung hatte man noch nie in solch' künstlerischer Vollendung gehört und gesehen. Bei jedem neuen Auftritte fürchtete man, die Kraft der Sängerin müsse erlahmen, und bei jedem neuen Auftritte zuckte sie nur um so feuriger empor. Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Gott in dieser Brust wohnen müßte, aus der er so göttlich groß und menschlich schön hervorklang.

Endlich kam wieder die Scene voll grauenvoller Wollust, in welcher Desdemona als das Opfer tückischen Verrathes und rasender Leidenschaft bluten soll. Angethan mit leichtem, weißen

Nachtkleide, schlug sie den Vorhang des Alkovens zurück, und trat hervor, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Da bot sich plötzlich dem Publikum eine Scene von fast gespenstischer Art dar; denn siehe! — wie aus dem Grabe emporgestiegen, stürzte aus den Coulissen eine zweite Desdemona, ebenfalls angethan mit weißem, leichten Nachtkleide, hervor, und warf sich, trotz des Gemurmels und Geflüsters auf der Bühne, auf Othello's rechter Seite nieder, während Pasta zu seiner Linken kniete. Eine athemlose Stille verbreitete sich durchs Theater, als die beiden Doppelgängerinnen gleichzeitig, als ob sie einander überbieten wollten, ihre Cantilenen begannen und Othello schaudernd und fassungslos seine Blicke von der einen zur andern gleiten ließ. — „Juana, Juana!“ — rauschte es auf ein Mal wie ein beginnender Sturm durch die Räume des Theaters. — Entsetzt verstummte die wahre Desdemona, während die falsche, zurücksinkend in den Arm der hervorstürzenden Theaterleute, aus den Tönen Rossini's in die Melodie der wolbekannten Preghiera überging, die sie, verlassen vom verwirrten Orchester, mit gräßlich kreischender Stimme zu Ende sang. Ehe man noch den Vorhang auf den deutlich hörbaren Ruf des Directors herablassen konnte, lag die arme, wahnsinnige Juana, eine Leiche, in den Armen der Herbeigeeilten. Die Oper hatte geendet, tragischer geendet, als in der tragischen Nachbildung Shakespeare's.

Am andern Tage war ganz Madrid voll von dem seltsamen Ereignisse. Juana hatte wahrscheinlich durch das Geschrei der öffentlichen Ausrufer sowol von Ruy's Schicksale, als von dem Schauspiele, welches Abends stattfinden sollte, Kunde erhalten. Von ihren arglosen Hüterinnen zu wenig bewacht, fand sie Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und stahl sich eben so heimlich, wie einst der rachsüchtige Ruy, auf die Bühne, wo sie

17*

sich bis zu dem Augenblicke, der damals ihr Los entschied, verborgen hielt. Allein in jener verhängnißvollen Scene brach ihr Wahnsinn in aller Gewalt los, und ehe sie Jemand hindern konnte, stürzte sie hinaus auf die Bretter, auf denen sie einst ihre Triumphe, und jetzt — ihren Tod fand.

Gomis, welcher indeß in London, wo er vergebens sein Glück zu machen hoffte, zum Geschäfte eines Singlehrers greifen mußte, um sein Leben zu fristen, erfuhr Juana's trauriges Ende aus den Zeitungen. Herzliche Thränen weihte er dem Angedenken eines Wesens, welches wie von der Stimme seines guten Engels gewarnt, ihn einst so rührend bat: „Lehrt mich nicht etwas, was ich vielleicht gern wieder vergessen möchte. Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen!" — Wie eine düstere Prophezeiung, wie ein geheimer Fluch, den er nicht durch bösen Willen, sondern durch Blödigkeit auf sich geladen, klangen ihm die Schlußworte dieser Rede entmuthigend in die Ohren. — Verstimmt kehrte er im nächsten Jahre wieder nach Paris zurück. Aber mit Juana war sein Stern untergegangen. Trotz aller Bemühungen, trotz mancher Versuche im Opernfache, welche den Beifall aller Kenner errangen, fand er bei dem großen Publikum nur wenig Anklang. Nachdem er lange mit Nahrungssorgen und Kabalen gekämpft, und erst nach vielen namhaften Proben seines ausgezeichneten Talentes durch die Verwendung eines hochgestellten Freundes eine Pension erhalten hatte, starb er im Sommer des Jahres 1836, unbefriedigt und ungewürdigt, als einer jener Vielbegabten, welche sich in ihrer Kunst nicht klar wurden, weil sie es sich im Leben nicht geworden sind.

